BJÖRNSTJERNE BJÖRNSON

GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN I

VERLAG VON ALBERT LANGEN MÜNCHEN


EX
LIBRIS
PH. OFFENHEIMER

Gesammelte Erzählungen

Björnstjerne Björnson

Gesammelte Erzählungen

Erster Band

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen

von

Cläre Greverus Mjöen

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1904

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Inhalt

Thrond

1856

Alf hieß ein Mann, auf den seine Landsleute in der ganzen Bygde*) große Hoffnungen setzten, denn er war den meisten sowohl an Arbeitskraft wie an Klugheit über. Doch als dieser Mann dreißig Jahre alt war, zog er in die Berge hinauf und machte sich dort, zwei Meilen von allen Leuten entfernt, ein Stück Land urbar. Man wunderte sich darüber, daß er diese Nachbarschaft mit sich selbst aushalten konnte, noch mehr aber wunderte man sich, als nach einigen Jahren eine junge Dirne aus dem Tal sie mit ihm teilen kam, und noch dazu grade die, die auf allen Festen und Tanzgelagen stets die Ausgelassenste gewesen war.

Man nannte sie die „Waldleute" und er war unter dem Namen „der Alf im Walde" bekannt; die Leute sahen ihm lange nach, wenn sie ihn vor der Kirche oder bei der Arbeit antrafen; denn sie konnten nicht aus ihm klug werden, und ihm war auch nichts drum zu tun, sich auszusprechen.

---

*) Bygde = die norwegische Bezeichnung für einen Bezirk, der unter einer Kommunalverwaltung steht, ist in allen den folgenden Erzählungen beibehalten.

1*

Die Frau war nur ein paarmal unten im Tal gewesen, das eine Mal, um ein Kindlein über die Taufe zu halten.

Dieses Kind war ein Junge, der den Namen Thrond erhielt. Als er nun heranwuchs, sprachen die Eltern des öfteren davon, daß sie jemanden zum Helfen nehmen müßten, und da sie nicht die Mittel besaßen, eine ausgewachsene Magd zu halten, so nahmen sie „eine halbe“, wie sie sich ausdrückten. Es war ein vierzehnjähriges Ding, das den Jungen zu besorgen hatte, wenn die Eltern auf dem Felde waren.

Das Mädchen war freilich ein bißchen einfältig, und der Junge merkte gar bald, daß alles, was die Mutter ihm sagte, leicht zu fassen war, während das, was Ragnhild ihn lehrte, schwer war. Mit dem Vater sprach er nicht allzuviel, ja er fürchtete sich sogar ein wenig vor ihm; denn, wenn er im Zimmer war, mußte es immer ganz still sein.

Einmal, an einem Weihnachtsabend — auf dem Tisch brannten zwei Kerzen, und der Vater trank aus einer Flasche, in der etwas Weißes war — hob der Vater den Jungen empor, nahm ihn auf den Schoß, sah ihm streng in die Augen und schrie: „Buh“. Dann fügte er milder hinzu: „Na, du bist ja gar nicht so'n Bangebüchs; kannst wohl jetzt auch ein Märchen vertragen, was?“ Der Junge antwortete nichts und sah den Vater nur groß an. Da erzählte dieser ihm von einem Mann aus Vaage, der Blessom hieß. Dieser Mann war einmal nach

Kopenhagen gereist, um in einem Rechtsstreit, den er führte, des Königs Schiedsspruch zu holen. Die Sache zog sich aber so in die Länge, daß ihm der Weihnachtsabend über den Hals kam; das gefiel aber dem Blessom durchaus nicht, und wie er da so in den Straßen umherschlenderte und sich heimwünschte, sah er vor sich einen großen Kerl in einem weißen Mantel. „Du hast's aber eilig," sagte der Blessom. — „Hab's auch weit bis nach Haus," sagte der Mann. — „Wo geht denn die Reise hin?" — „Nach Vaage," antwortete der Mann und schritt drauf zu. — „Das paßt aber fein," sagte der Blessom, „da will ich ja auch grade hin." — „Gut, dann kannst du dich hinten bei mir auf die Schlittenkufen stellen," sagte der Mann, und bog in eine Seitengasse ein, wo sein Schlitten schon wartete. Er stieg ein und sah sich nach dem Blessom um, wie der sich auf die Schlittenkufen stellte. „Halt dich aber ja fest," sagte er. Das tat der Blessom und er hatte es wahrlich nötig; denn die Fahrt ging beileibe nicht immer auf der glatten Erde hin. „Ich glaube gar, du fährst übers Wasser," sagte der Blessom. — „Tue ich auch," sagte der Mann, und der Schaum spritzte hoch auf. Aber nach einem Weilchen dünkte es den Blessom, als führen sie nicht mehr auf dem Wasser; „ich glaube gar, jetzt geht's durch die Luft," sagte er. — „Tut's auch," antwortete der Mann. Und als sie noch ein Stück weiter gefahren waren, kam dem Blessom die Gegend mit einem Male so bekannt vor;

„Ich glaube gar, wir sind in Vaage," sagte er. — „Ja, jetzt sind wir am Ziel," antwortete der Mann, und der Blessom fand, es sei recht hübsch schnell gegangen. „Schönen Dank für die gute Fahrgelegenheit," sagte er. — „Gleichfalls," antwortete der Mann und indem er mit der Peitsche knallte, fügte er hinzu, „jetzt wirst du gut tun, dich nicht weiter nach mir umzuschauen!" „I wo werd' ich," dachte der Blessom, und trollte sich über die Hügel heimwärts. Aber da hörte er mit einem Male hinter sich ein Knallen und Krachen, als ob der ganze Berg zusammenstürzte, und ringsum wurde eine große Helligkeit; er schaute sich um, und da sah er den Mann im weißen Mantel mitten durch lodernde Flammen in den Berg hineinfahren, der sich über ihm wie ein Tor geöffnet hatte. Dem Blessom wurde sein Reisekamerad etwas unheimlich, und er wollte den Kopf wieder umdrehen; aber der blieb sitzen, wie er saß, und nie wurde dem Blessom der Kopf wieder richtig rum."

So was hatte der Junge sein Lebtag noch nicht gehört. Er mochte den Vater nicht weiter fragen, aber früh am nächsten Morgen fragte er die Mutter, ob sie nicht auch Märchen könne. „O doch, sie könne schon welche, aber die handelten meist von Prinzessinnen, die sieben Jahre gefangen säßen, bis der rechte Prinz kam."

Der Junge glaubte, daß alles, was er hörte und las, dicht um ihn herum lebte.

Er mochte wohl acht Jahre alt sein, als an einem Winterabend zum erstenmal ein Fremder in ihre Tür trat. Er hatte schwarzes Haar, und das hatte Thrond noch nie gesehen. Er grüßte kurz „Guten Abend“ und kam näher; Thrond wurde ängstlich, und er setzte sich auf einen Schemel neben dem Herdstein. Die Mutter bat den Mann, sich zu setzen; er tat es, und nun konnte sie ihn genauer betrachten; „ei der Tausend, ist das nicht der Fiedel-Knud,“ sagte sie. — „Ja, freilich ist er's, s'ist lange her, seit ich auf deiner Hochzeit gefiedelt hab'.“ — „Ach ja, ein Weilchen ist's her, kommst du von weit her?“ — „Ich habe drüben über den Bergen zu Weihnacht aufgespielt. Aber mitten im Gebirge kam mich plötzlich eine Übelkeit an; drum mußte ich hier einkehren, um zu rasten.“

Die Mutter brachte ihm Essen herbei; er setzte sich zu Tisch, sagte aber nicht „Gesegn' es Gott“, wie der Junge es doch stets gehört hatte. Als er gegessen hatte, stand er auf. „Jetzt ist mir wieder ganz wohl,“ sagte er; „nun laßt mich nur ein bißchen schlafen.“ Und er bekam Thronds Bett, um zu ruhen.

Für Thrond wurde auf dem Fußboden ein Lager zurecht gemacht. Als er nun da lag, fror ihn auf der Seite, die dem Herde abgewandt war, und das war die linke. Es fiel ihm ein, daß er friere, weil die eine Seite nackt in der Kälte der Nacht läge. Denn er lag ja mitten im Walde.

Wie war er nur in den Wald gekommen? Er stand auf und sah sich um, das Feuer brannte in weiter Ferne, und er lag wirklich allein im Walde; er wollte heim, nach dem Feuer, aber konnte sich nicht vom Fleck rühren. Da ergriff ihn ein großes Entsetzen; wenn nun wilde Tiere kämen und Hexen und Gespenster, er mußte heim, heim nach dem Feuer, aber er kam nicht vom Fleck. Da wuchs seine Angst, er nahm all seine Kraft zusammen, schrie „Mutter" — und erwachte. „Du träumst ja so schwer, mein Junge," sagte sie und nahm ihn in den Arm.

Ein Schauder durchlief ihn, und er sah sich um. Der Fremdling war fort, und er wagte nicht, nach ihm zu fragen.

Die Mutter kam in die Stube in ihrem schwarzen Kleid und ging ins Tal hinab. Als sie zurückkam, hatte sie zwei andere Fremde mit sich, auch mit schwarzem Haar und flachen Mützen. Sie sagten auch nicht „Gesegn' es Gott" beim Essen und sprachen leise mit dem Vater. Später ging der Vater mit ihnen nach der Scheune und als sie wieder herauskamen, trugen sie eine große, schwarze Kiste zwischen sich. Diese setzten sie auf einen Schlitten und sagten Adieu. Da sagte die Mutter: „Wartet noch ein wenig, nehmt doch auch gleich die kleine Kiste mit, die er bei sich hatte," und sie ging hinein, sie zu holen. Aber einer der Männer sagte: „Die kann der Kleine da behalten," und er zeigte auf Thrond. Der andere fügte hinzu:

„Brauch sie ebensogut wie der hier, der jetzt da liegt," und er zeigte auf die große Kiste. Da lachten sie beide und zogen ab. Thrond betrachtete die kleine Kiste, die er auf diese Weise bekommen hatte. „Was ist denn da drin, Mutter?" fragte er. „Geh nur hinein damit, und sieh nach," sagte die Mutter. Er tat es und sie half ihm beim Öffnen. Da überflog ein Freudenschimmer sein Antlitz, denn er sah etwas ganz Leichtes und Feines darin liegen. „Fass' es nur an," sagte die Mutter. Er tippte nur vorsichtig mit einem Finger drauf, aber erschrocken zog er ihn wieder zurück. „Es weint ja," sagte er. „Fass' dir ein Herz," sagte die Mutter, und nun griff er mit der ganzen Hand zu und hob es auf. Er wog es und drehte es und wandte es, und lachte und befühlte es; „ach Mutter, was ist denn das nur," fragte er, es war so federleicht wie ein Spielzeug. „Es ist eine Fiedel."

So bekam Thrond Alfsohn seine erste Geige.

Der Vater konnte ein wenig spielen und lehrte den Jungen die ersten Handgriffe. Die Mutter konnte aus der Zeit, da sie noch tanzte, ein paar Tanzweisen trällern, und diese lernte er ihr ab, aber bald machte er sich selbst neue. Er spielte immer, wenn er nicht las, spielte so eifrig, daß der Vater einmal sagte, er sei schon ganz blaß davon geworden. Alles, was der Junge bisher gelernt und gehört hatte, ging in die Geige über. Die weiche, feine Saite war die Mutter, die dicht daneben, die immer der Mutter folgte, war Ragnhild.

Die grobe Saite, an die er sich seltner machte, war der Vater. Aber die letzte ernsthafte Saite, vor der war er halb bange, und der gab er keinen Namen. Wenn er einen Fehlgriff auf der Quinte tat, war es die Katze; aber wenn er einen Fehlgriff auf des Vaters Saite tat, dann war es der Ochse. Der Bogen, das war der Blessom, der in einer einzigen Nacht von Kopenhagen bis nach Vaage fahren durfte. Auch jede Melodie war ihm ein bestimmtes Ding. Die mit den langen ernsthaften Tönen drin war die Mutter in ihrem schwarzen Kleid. Die, die so stotterte und hüpfte, war Moses, als er stammelte und mit seinem Stab auf den Felsen schlug. Die mit dem stillen Spiel, bei der der Bogen so leicht auf den Saiten lag, war die Huldin, die fern in den Nebeln ihre Herde sammelt, wenn kein anderer es sieht.

Aber das Spiel zog ihn über die Berge hinaus, und die Sehnsucht erwachte. Als der Vater eines Tages erzählte, auf dem Jahrmarkt habe ein ganz kleiner Junge gespielt und viel Geld verdient, paßte er auf, bis die Mutter in die Küche kam, und fragte leise, ob er nicht auch auf dem Jahrmarkt dürfe und vor den Leuten spielen. „Was fällt dir nur ein,“ sagte die Mutter, sprach aber doch gleich mit dem Vater darüber. „Er wird schon früh genug hinauskommen,“ antwortete der Vater und das sagte er in einer Weise, daß die Mutter nicht weiter bat.

Bald darauf sprachen Vater und Mutter bei

Tisch von ein paar neu zugezogenen Nachbarn, die sich kürzlich im Gebirge angesiedelt hatten und bald Hochzeit halten wollten. „Sie haben keinen Spielmann zur Hochzeit," sagte der Vater. „Kann ich nicht Spielmann sein?" flüsterte der Junge, als die Mutter wieder in die Küche kam. „Du kleiner Knirps," sagte sie; aber sie ging doch nach der Scheune hinüber, wo der Vater stand und sagte es ihm. „Er ist noch nie im Tal gewesen," fügte sie hinzu, „noch nicht mal eine Kirche hat er gesehen." „Ich begreife nicht, warum du mich eigentlich bittest," sagte Alf, aber mehr sagte er auch nicht, und da meinte die Mutter, sie dürfe. Sie ging also hinüber zu den neuen Nachbarsleuten und bot ihren Jungen an. „So wie der spielt," sagte sie, „hat noch nie so ein kleiner Bub' gespielt." Und richtig — der Junge wurde angenommen.

Aber die Freude zu Hause! Vom frühen Morgen bis zum Abend spielte er und übte sich neue Weisen ein, und in der Nacht träumte er davon. Sie trugen ihn über die Berge in fremde Lande hinaus, als ritte er auf segelnden Wolken. Die Mutter machte ihm einen neuen Anzug, aber der Vater wollte nichts von dem allen wissen.

Die letzte Nacht schlief er gar nicht, sondern dachte sich eine neue Weise aus über die Kirche, die er noch nie gesehen hatte. Am nächsten Morgen war er schon früh aus dem Bett, die Mutter ebenfalls, um ihm Frühstück zu geben, aber er konnte

nichts essen. Er zog die neuen Kleider an und nahm die Fiedel in die Hand, und da war ihm zu Mut, als leuchte es vor seinen Augen. Die Mutter begleitete ihn bis auf die Haustreppe hinaus und sah ihm nach, wie er die Halde hinauf ging. Es war das erstemal, daß er von Hause ging.

Der Vater stieg leise aus dem Bett und ging ans Fenster; dort stand er und sah dem Jungen nach, bis die Mutter sich draußen auf der Diele rührte, da legte er sich wieder hin, und als sie hereinkam, lag er im Bette.

Sie ging um ihn herum, als ob ihr etwas auf dem Herzen läge, und endlich kam's heraus: „Ich glaube fast, ich muß zur Kirche hinunter und sehen, wie es geht." Er antwortete nicht, daher sah sie die Sache für abgemacht an, zog sich an und ging.

Es war ein herrlicher sonnenheller Tag, und der Knabe stieg frisch bergan; er hörte die Vögel singen und sah den Sonnenschein auf den Blättern flimmern, während er mit seiner Fiedel unter dem Arm rasch zuschritt. Und als er nach dem Brauthause kam, sah er noch nichts anderes, als das, was er im Kopf hatte, weder den Brautstaat sah er noch den Hochzeitszug; er fragte nur ob sie nicht bald aufbrächen, und sie sagten ja. Er ging mit der Fiedel voran und spielte den taufrischen Morgen in sie hinein, und es jubelte zwischen den Bäumen. „Kann man nicht bald die Kirche sehen?" fragte er nach rückwärts; lange Zeit hieß es „nein"; aber endlich sagte einer:

„Nun noch um den Felsenvorsprung da, dann kannst du sie sehen.“ Er legte seine neueste Weise auf die Fiedel, der Bogen tanzte, und er schaute grade aus. Da lag die ganze Bygd — vor ihm ausgebreitet.

Das erste, was er sah, war ein leichter, feiner Nebel, der wie ein Rauch an der gegenüberliegenden Bergwand hing. Sein Auge schweifte zurück über grüne Wiesen und große Häuser mit Fenstern, auf denen die Sonne brannte, es glitzerte fast wie ein Eisgletscher am Wintertag. Die Häuser wurden größer und immer mehr Fenster kamen zum Vorschein, und dort auf der einen Seite lagen ungeheure rote Häuser, unterhalb standen Pferde angebunden, geputzte Kinderlein spielten am Hügel, Hunde guckten zu. Aber über allem klang ein langer, wuchtiger Ton, der ihn erbeben machte, und alles, was er sah, schien sich im Takte dieses Tones zu bewegen.

Da sah er mit einemmal ein großes, schlankes Haus, das mit einem hohen blinkenden Stock direkt in den Himmel hinaufragte. Und unten funkelten hundert Fenster in der Sonne, so daß das Haus wie in einer einzigen Flamme dastand. Das muß die Kirche sein, dachte der Junge und von daher muß auch der Ton kommen! Rings umher stand eine unermeßliche Menschenmenge und alle sahen ganz gleich aus! Er brachte sie sofort mit der Kirche in Verbindung und fühlte dabei eine mit Furcht gemischte Achtung vor dem kleinsten Kinde.

„Jetzt heißt es aber spielen", dachte Thrond und legte los. Aber was war denn das? Die Fiedel klang ja nicht mehr. — Da muß mit den Saiten was los sein; er untersuchte, aber nein. „Dann kommt's wohl daher, daß ich nicht ordentlich aufdrücke, und er drückte mit aller Kraft, aber die Geige war wie zersprungen. Er nahm statt der Weise, die die Kirche bedeuten sollte, eine andere, auch damit ging's verkehrt; kein Ton, nur Gepiepse und Jammern. Er fühlte kalte Schweißtropfen auf seinem Gesicht perlen, er dachte an alle die klugen Leute, die dastanden und ihn vielleicht auslachten. Ihn, der doch zu Hause so schön spielen konnte und hier keinen einzigen Ton hervorbrachte! „Gott sei Dank, daß die Mutter nicht hier ist und meine Schande mit ansieht", sagte er leise zu sich selbst, während er mitten unter der Menge stand und spielte, — doch sieh, da stand sie ja in ihrem schwarzen Kleide und wich immer weiter und weiter zurück. In demselben Augenblick sah er hoch oben auf der Turmspitze den schwarzhaarigen Mann sitzen, der ihm die Fiedel gegeben hatte. „Her damit," rief er und streckte lachend den Arm aus, und die Turmspitze ging mit ihm auf und nieder, auf und nieder. Aber der Junge nahm die Fiedel unter den einen Arm; „du kriegst sie nicht," rief er, machte Kehrt und lief, weg von den Leuten, von den Häusern, über Wiesen und Felder, bis er nicht mehr konnte und umfiel.

Dort lag er lange, das Gesicht ins Gras ge-

preßt, und als er endlich den Kopf erhob, hörte und sah er bloß Gottes unendlichen Himmel mit seinem ewigen Säuseln über sich. Das war ihm so furchtbar, daß er sein Gesicht wieder zur Erde wenden mußte. Als er abermals den Kopf hob, erblickte er die Fiedel, die da ganz für sich allein lag. „Deine Schuld ist es ganz allein," rief der Junge und hob sie empor, um sie zu zerschmettern, aber er hielt inne und sah sie an. — „Wir haben doch manche frohe Stunde miteinander verlebt," sagte er zu sich selbst und verstummte. Aber nach einer Weile sagte er: „Die Saiten müssen durch, die taugen nichts." Und er zog sein Messer und schnitt. „Au," sagte die Quinte kurz und schmerzlich. Der Junge schnitt. „Au," sagte die zweite; aber der Junge schnitt weiter. „Au," sagte die dritte schwer und und nun stand er vor der vierten. Ein tiefes Weh packte ihn; die vierte Saite, sie, der er nie einen Namen zu geben gewagt hatte, schnitt er nicht durch. Nun war es auch, als ob er fühlte, daß doch nicht die Saiten daran schuld waren, daß er nicht spielen konnte. Da sah er seine Mutter langsam heraufkommen, um ihn nach Hause zu bringen. Aber da packte ihn eine noch größere Furcht, er hob die Fiedel an den durchgeschnittenen Saiten empor, sprang auf und rief zu ihr hinunter: „Nein Mutter! Nach Hause komme ich nicht wieder, ehe ich spielen kann, was ich heute gesehen habe."

Eine gefährliche Werbung

1856

Seitdem die Aslang erwachsen war, hatten die Leute auf Huseby nicht viel Frieden; denn dort rauften und prügelten sich Nacht auf Nacht die kecksten Burschen der Bygde. Am schlimmsten war es in den Nächten von Samstag auf Sonntag; dann legte sich aber auch der alte Knut Huseby nie schlafen, ohne seine Lederhosen an und seinen Birkenknüttel am Bett zu haben. — „Hab ich das Mädel nun mal gekriegt, werd ich's auch zu hüten wissen," sagte der Huseby.

Tore Nässet war nur ein Pächterssohn; aber trotzdem gab es Leute, die behaupteten, daß er der sei, der die Bauerntochter von Huseby am häufigsten besuchen käme. Der alte Knut mochte das gar nicht hören, er behauptete auch, es sei nicht wahr, denn er habe ihn noch nie da gesehen. Aber die Leute lachten sich ins Fäustchen und meinten, wenn er nur ordentlich alle Winkel durchsucht hätte, anstatt sich mit allen den anderen, die auf dem Hof und in den Stuben lärmten und ulkten, herumzubalgen, so hätte er den Tore schon gefunden.

2*

Der Frühling kam, und Aslang zog mit dem Vieh nach der Alm hinauf. Wenn dann der Tag heiß über dem Tal lastete, und die Berge sich kühl über dem Sonnennebel erhoben, die Herdenglocken klangen, der Hund bellte, und die Aslang oben an den Halden jodelte und auf dem Alphorn blies, — dann wurde es den Burschen, die unten auf den Feldern arbeiteten, weh ums Herz. Und am nächsten Sonnabend Abend machte sich einer nach dem anderen eiligst auf die Beine nach der Alm hinauf. Aber noch eiliger kamen sie wieder herunter, denn dort oben auf der Alm stand ein Bursch hinter der Tür, und empfing einen nach dem anderen und verhaute sie derartig, daß ihnen die Worte, die hinzugefügt wurden: „Komm bald wieder, dann setzt es mehr," seitdem fortwährend in den Ohren sausten.

So viel man wußte, gab es im ganzen Kirchspiel nur einen einzigen, der eine solche Faust besaß, und das war der Tore Nässet. Und alle die reichen Bauernsöhne meinten, es sei doch zu toll, daß der Pächterbock dort oben auf der Huseby-Alm so um sich stoßen dürfte.

Das fand auch der alte Knut, als er das erfuhr, und er meinte zugleich, wenn kein anderer ihn zu binden vermöchte, dann wolle er mit seinen Buben es versuchen. Knut fing zwar bereits zu altern an, aber wenn er auch stark auf die Sechzig zuging, pflegte er doch gern, wenn's ihm bei einem fröhlichen Gelage zu still herging, mit seinem

ältesten Sohn ein paar tüchtige Faustkämpfe zu bestehen.

Nach der Huseby=Alm hinauf ging nur ein Weg, und der ging mitten durch seinen Hof hindurch. Am nächsten Sonnabend Abend, als Tore zur Alm hinauf wollte, und sich über den Hof schlich, schon leichtfüßiger, als er an der Scheune vorbei war, packte ihn plötzlich einer an der Brust. „Was willst du von mir," sagte Tore und warf ihn zu Boden, so daß es in ihm sang. „Das wirst du schon erfahren," sagte ein anderer hinter ihm und packte ihn beim Nacken, und das war der Bruder. „Und hier kommt der dritte," sagte der alte Knut und rückte ihm auf den Leib.

Tores Kraft wuchs mit der Gefahr; er war geschmeidig wie eine Weidengerte und haute zu, daß es brannte; er duckte sich und wand sich; wo die Schläge fielen, war er nicht, wo sie's am wenigsten erwarteten, kriegten sie was. Durchgebläut wurde er zwar schließlich doch, und zwar gründlich, aber der alte Knut sagte später oft, mit einem tapfereren Burschen hätte er sich kaum je gerauft. Sie trieben es weiter, bis Blut floß, da aber sagte der alte Huseby „stopp", und fügte hinzu: „Kannst du am nächsten Samstag Abend dem Huseby=Wolf und seinen Jungen entwischen, dann kriegst du das Mädel."

Tore schleppte sich nach Haus, so gut er konnte, und als er angelangt war, legte er sich hin. Große Dinge liefen um von dem Kampf auf Huseby,

aber ein jeder sagte: „Was hat er auch da zu suchen?“ — — Nur eine war da, die das nicht sagte, und das war Aslang. Sie hatte an jenem Samstag Abend so sehnlich auf ihn gewartet, und als sie nun erfuhr, welche Wendung es zwischen ihm und dem Vater zugenommen, setzte sie sich hin und weinte und sagte zu sich selbst: „Kriege ich den Tore nicht, werd ich mein Lebtag nicht wieder froh.“

Tore blieb den ganzen Sonntag über im Bett, und auch am Montag fühlte er, daß er noch liegen müsse. Auch der Dienstag ging hin, und es war doch so ein schöner Tag. Es hatte in der Nacht geregnet, die Berge waren feucht und grün, das Fenster stand offen und der Duft von Laub zog herein, die Herdenglocken läuteten von den Bergen herab, und dort oben jodelte eine; hätte nicht die Mutter im Zimmer gesessen, er hätte vor Ungeduld zu weinen angefangen.

Der Mittwoch kam, und er lag noch immer. Am Donnerstag aber dachte er: „Wer weiß, ob ich nicht doch bis Sonnabend wieder heil bin,“ und am Freitag war er auf. Die Worte, die Vater Knut zu ihm gesagt hatte, kamen ihm nicht aus dem Sinn: „Kannst du am nächsten Samstag dem Huseby-Wolf und seinen Jungen entwischen, kriegst du das Mädel.“ Er sah ein übers andere Mal nach Huseby hinüber — „mehr als Prügel kann ich ja doch nicht kriegen,“ dachte Tore.

Nach der Huseby-Alm hinauf führte, wie gesagt,

nur ein Weg; aber ein tüchtiger Kerl konnte doch hinaufkommen, wenn er auch nicht den gebahnten Weg ging. Wenn man dort um die Landzunge ruderte, und an der anderen Seite des Berges anlegte, mußte es doch möglich sein, hinaufzukommen, trotzdem es da allerdings so steil war, daß die Ziege nur mit knapper Not dort gehen konnte, und die pflegt doch sonst in den Bergen nicht gerade ängstlich zu sein.

Der Samstag kam, und Tore war den ganzen Tag draußen; — die Sonne spielte, und es sproßte in allen Büschen, und es jodelte und lockte in einem fort von den Bergen her. Er saß noch vor der Tür, als es gegen Abend ging und ein dampfender Nebel an den Halden emporzüngelte. Er sah hinauf, doch oben war es still, er sah nach Huseby hinüber, dann machte er sein Boot klar und ruderte um die Landzunge herum.

Auf der Alm saß Aslang fertig mit ihrem Tagewerk. Sie dachte daran, daß Tore heute abend nicht kommen konnte, aber daß statt seiner wohl um so mehr andere kommen würden; da machte sie den Hund los und sagte keinem, wohin sie ging. Sie setzte sich so, daß sie das Tal überblicken konnte, aber von dort stieg der Nebel auf, und sie fühlte auch nicht die Kraft, hinunter zu sehen, denn alles rief Erinnerungen in ihr wach. Sie stand wieder auf, und ohne recht darüber nachzudenken, ging sie nach der anderen Seite hinüber und setzte sich dort nieder, und sah über das Meer

hinaus. Das gab ihr solchen Frieden, diese weite Ausschau über das Meer.

Da bekam sie Lust, zu singen; sie wählte ein Lied mit langgezogenen Tönen, und ihr Gesang klang weit in die stille Nacht hinaus. Sie freute sich selbst daran und sang daher noch einen Vers. Aber da war ihr, als ob aus der Tiefe jemand antwortete. „Was kann das nur sein?“ dachte Aslang, ging bis an den Rand des Abgrundes vor und schlang die Arme um eine schlanke Birke, die zitternd über die Tiefe hinabhing. Sie blickte hinab, aber sie sah nichts. Der Fjord lag still in tiefer Ruhe, nicht ein Vogel strich über ihn hin. Aslang setzte sich und fing wieder zu singen an; da antwortete es aber wirklich und in demselben Tone, und näher als vorhin. „Es muß doch was sein“; Aslang schnellte auf und beugte sich über die Tiefe. Und da sah sie unten am Fuß der Felswand ein Boot, das angelegt hatte, und so tief unten war es, daß es aussah wie eine kleine Muschel. Sie ließ ihr Auge an der Felswand entlang schweifen und entdeckte nun eine rote Mütze und unter der Mütze einen Burschen, der die fast senkrechte Wand heraufklomm. „Mein Gott, wer mag das sein,“ fragte Aslang, ließ die Birke los und sprang weit zurück. Sie wagte nicht, sich selbst zu antworten, denn sie wußte ja, wer es war. Sie warf sich auf die Erde und griff mit beiden Händen krampfhaft ins Gras, als wäre sie es, die nicht loslassen dürfte; aber die Gras-

wurzeln lockerten sich, sie schrie laut auf, und flehte zu Gott dem Allmächtigen um Hilfe. Aber da fuhr es ihr durch den Sinn, daß Tores Tollkühnheit Gott versuchen hieß, und darum konnte er keine Hilfe erwarten. „Nur dies eine einzige Mal," betete sie, und umschlang den Hund, als wäre es Tore, den sie festhalten müsse; sie rollte sich mit dem Hund über die Wiese hin, und die Zeit wurde ihr endlos lang.

Aber da riß der Hund sich los. Wau, Wau bellte er in die Tiefe hinab und wedelte mit dem Schwanz, wau, wau bellte er Aslang an und sprang mit den Vordertatzen an ihr hinauf. Und wau, wau noch einmal über den Bergrand hinaus, — und da tauchte eine rote Mütze über dem Bergrand auf, und Tore lag an ihrer Brust.

So blieb er minutenlang liegen, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und das, was er dann endlich sagte, war lauter törichtes Zeug.

Der alte Knut Huseby aber sprach, als er davon hörte, ein Wort, das nicht töricht war; er sagte nämlich: „Der Junge ist das Mädel wert; der soll sie haben."

Der Bärenjäger

1857

In der ganzen Bygde gab es kaum einen, der so saftig zu lügen verstand, wie der älteste Sohn des Pfarrers; auch lesen tat er recht eifrig, daran fehlte es durchaus nicht, und das, was er las, wollten die Bauern eben gern erzählt haben, aber wenn er merkte, daß die Bauern Gefallen an etwas fanden, dann log er gern auf eigene Faust noch von derselben Sorte oben drauf, so viel er glaubte daß sie haben wollten; am liebsten etwas von starken Männern und Liebe mit tötlichem Ausgang.

Bald fiel es dem Pastor auf, daß das Klopfen der Dreschflegel oben auf der Tenne immer unregelmäßiger wurde; und als er nachsah, stand Thorvald da und erzählte Geschichten. Ein anderes Mal wurde so merkwürdig wenig Holz aus dem Walde eingefahren; der Pfarrer ging hin, um nachzusehen, und da stand wieder mein Thorvald und erzählte. Das muß ein Ende haben, dachte der Pastor und brachte den Jungen in eine feste Schule.

In diese Schule gingen zwar nur Bauernkinder, aber der Pastor fand, es sei zu teuer, nur um des

einen Jungen willen einen Hauslehrer zu halten. Doch Thorvald war noch keine acht Tage auf der Schule, als einer seiner Schulkameraden leichenblaß hereingestürzt kam, er sei eben auf dem Wege einem Gespenst begegnet —, ein anderer noch bleicher und behauptete, er habe einen Mann ohne Kopf leibhaftig unten am Landungsplatz zwischen den Boten umherwirtschaften sehen, — und was das Schlimmste von allen war: der kleine Knut Pladsen und sein Schwesterchen kamen eines Abends, als sie nach Haus gehen wollten, halb von Sinnen vor Schreck wieder angestürzt und sagten weinend, sie hätten oben in den Pfarrklippen den Bären gehört, ja, Klein-Marit hatte sogar seine grauen Augen Funken sprühen sehen. Nein, da wurde aber der Herr Schulmeister fuchswild, klopfte mit dem Lineal auf den Tisch und fragte — was zum Teufel — Gott verzeih die Sünde — denn eigentlich mit den Rangen los sei.

„Der eine ist närrischer im Kopf als der andere," sagte er; „in jedem Busch krabbelt eine Huldin, — unter jedem Boot nickt eine Wassernix — und der Bär geht am Mittwintertag draußen spazieren? Glaubt ihr denn nicht mehr an Gott und Christentum," sagte er, „glaubt ihr denn allerlei Teufelsspuk und der Finsternis Schauermächte und den Bären draußen am Mittwintertag?" Dann aber, nachdem er sich ausgetobt hatte, milderte sich sein Zorn, und er fragte Klein-Marit, ob sie sich denn wirklich nicht allein heimzugehen getraute. Das

kleine Ding schluchzte und weinte und sagte, es sei einfach menschenunmöglich; da sagte der Schulmeister zu Thorvald, er solle als der älteste der Anwesenden sie durch den Wald nach Hause begleiten. „Ach nein, der hat ja grad' den Bären gesehen," schluchzte Klein-Marit, „er hat es ja selbst erzählt." Thorvald wurde auf seinem Platz ganz klein, besonders als der Schulmeister ihn nun ansah und das Lineal liebkosend durch seine Hand gleiten ließ. „So, also du hast den Bären gesehen?" fragte er ruhig. — „Ja, aber es ist doch wirklich und wahrhaftig wahr, daß der Großknecht oben in den Pfarrklippen, als er auf der Rypenjagd war, eine Bärenhöhle gefunden hat," sagte Thorvald. — „Hast du den Bären gesehen, mein Junge?" — „Es war nicht etwa bloß einer, nein, es waren zwei große, und ich glaube, auch noch zwei kleinere, denn die alten Bären haben doch immer ihr vorjähriges und diesjähriges Junges bei sich." — „Hast du die Bären gesehen, mein Junge?" wiederholte der Schulmeister noch sanfter, und ließ in einem fort das Lineal durch die Hand gleiten. Thorvald zögerte ein wenig: „Ich hab' aber doch den Bären gesehen, den der Schützen-Lars voriges Jahr totgeschossen hat, ganz sicher." Nun ging der Schulmeister einen Schritt vor und fragte so sanft, daß dem Knaben angst und bange wurde: „Hast du die Bären oben in den Pfarrklippen gesehen, frage ich?" — Jetzt sagte Thorvald nichts mehr. „Vielleicht hat dich diesmal dein Gedächtnis sozusagen ein wenig getäuscht, nicht

wahr?" fragte der Schulmeister, packte ihn am Rockkragen und schlug sich mit dem Lineal auf die Seite. Thorvald sagte keinen Muck, und keiner der anderen wagte hinzusehen. Dann sagte der Schulmeister ernsthaft: „Wie häßlich von einem Pfarrerssohn, zu lügen; und noch häßlicher, es armen Bauernkindern beizubringen." Und damit kam er für diesmal davon.

Am nächsten Tag aber in der Schule (der Lehrer war zum Pastor gerufen worden, und die Kinder waren sich selbst überlassen) war Klein-Marit die erste, die Thorvald bat, doch wieder etwas vom Bären zu erzählen. — „Ach, du bist ja so ein Hasenfuß" sagte er. — „Nein, diesmal will ich mich zusammennehmen," sagte sie und rückte dichter an ihren Bruder heran. — „Na, jetzt wird er aber mausetot geschossen," sagte Thorvald und nickte mit dem Kopf. „Jetzt ist nämlich endlich der rechte Kerl dafür gekommen, der Schützen-Lars! Sowie der von der Bärenhöhle da oben gehört hat, ist er über sieben Kirchspiele angesetzt gekommen mit einer Büchse, so schwer wie der oberste Mühlstein, und so lang, wie von hier bis zum Haus Bolden dahinten." „Herrjeh," schrieen alle Kinder. — „So lang?" wiederholte Thorvald, „was sage ich denn — sie ist sicher so lang wie von hier bis zum Stuhl." — „Hast du sie gesehen?" fragte Ole Böen. — „Na, und ob! Ich habe ja selbst mitgeholfen, sie putzen, denn ihr könnt euch denken, dazu kann er nicht jeden xbeliebigen

gebrauchen. Ich konnte sie natürlich nicht heben, das versteht sich; aber das war ja auch einerlei — ich habe doch das Schloß geputzt, und das war nicht die leichteste Arbeit, sage ich euch.“ — „Ich habe aber gehört, die Büchse soll in letzter Zeit nicht mehr so gut treffen,“ sagte Hans Volden, indem er sich hintenüber legte und beide Beine gegen das Pult stemmte. — „Nein, seit der Lars damals oben in Osmarken auf den schlafenden Bären geschossen hat, versagt sie zweimal und schießt das dritte Mal fehl.“ — „Na ja,“ sagten die Mädchen, „wie kann man auch auf einen schlafenden Bären schießen.“ — „So'n Schafskopf,“ fügten die Jungens hinzu.

„Es gibt nur ein Mittel, dem abzuhelfen,“ sagte Ole Böen, „man muß nämlich eine lebendige Schlange in den Lauf hineintreiben.“ — „Ach, das wissen wir schon lange,“ sagten die Mädchen; sie wollten etwas neues hören. — „Jetzt ist doch Winter, und da gibt's keine Schlangen, drum wird sich der Lars auch wohl nicht so ganz sicher auf seine Büchse verlassen,“ sagte Hans Volden bedenklich. — „Er will ja den Niels Böen mitnehmen,“ fragte Thorvald. — „Ja,“ sagte der Junge von Böen, der darüber wohl am besten Bescheid wissen mußte, „aber der Niels darf nicht, seine Mutter und seine Schwester erlauben's ihm nicht. Sein Vater ist ganz sicher an dem Kampf mit dem Bären voriges Jahr auf der Alm gestorben; und jetzt haben sie keinen weiter als den Niels.“ — „Ist es denn

wirklich so gefährlich?" fragte ein kleiner Junge. — „Gefährlich?" sagte Thorvald; „der Bär hat Verstand für zehne und Kraft für zwölfe. — „Ach, das wissen wir schon," sagten die Mädchen wieder; sie wollten doch zu gern etwas neues hören." — „Aber der Niels ist gerad wie sein Vater; der geht doch mit." — „Ja, freilich geht er mit," sagte Ole Böen; „heute ganz früh, ehe noch jemand auf dem Hof wach war, hab ich den Niels Böen und den Schützen-Lars und noch einen hinaufziehen sehen, jeden mit einer Büchse; ich möchte wetten, daß es in die Pfarrklippen hinaufging." —

„War es früh?" fragten die Kinder im Chor. — „Heidenmäßig früh! Ich war schon auf, ehe die Mutter Feuer anmachte." — „Hatte denn der Lars seine lange Büchse?" fragte Hans. — „Ja, das weiß ich nicht; aber die, die er hatte, war so lang wie von hier bis zum Stuhl." — „Au, wie du lügen kannst," sagte Thorvald. — „Du hast es doch selbst erst gesagt," wandte der andere ein. — „Nein, die lange Büchse, die ich gesehen habe, gebraucht der Lars kaum noch." — „Na ja, jedenfalls war die hier so lang, so lang, wie — wir von hier bis beinahe zum Stuhl." — „So? dann hatte er sie vielleicht doch mit."

„Denkt mal," sagte Marit, „jetzt sind sie oben bei den Bären." — „Grade jetzt geht vielleicht der Kampf los," sagte Thorvald. — Es trat eine tiefe Stille ein; es war fast feierlich.

„Wißt ihr was? ich gehe," sagte Thorvald und nahm seine Mütze. — „Ach ja, ja, geh, dann kriegst du was zu hören," schrieen alle, und es kam wieder Leben in die Bude. — „Aber der Schulmeister," sagte er und blieb stehen. — „Bah, du bist doch dem Pastor sein Bub'," sagte Ole Böen. „Ja, wagt er's, Hand an mich zu legen — dann —," sagte Thorvald und nickte in fürchterlichem Schweigen mit dem Kopf. — „Haust du wieder?" fragten sie erwartungsvoll. „Wer weiß," sagte er, nickte und ging.

Die Kinder hielten es für das beste, zu lesen, während er fort war; aber keines war dazu imstande, — sie mußten immer vom Bären sprechen. Sie rieten hin und her, wie es wohl gegangen sein mochte; Hans wettete mit Ole, daß Lars' Büchse versagt habe, und der Bär ihm auf den Leib gerückt sei. Der kleine Knut Pladsen meinte, es sei sicher mit allem schief gegangen, und die Mädchen schlugen sich auf seine Partei. Aber da kam Thorvald zurück.

„Kinder, kommt mit," rief er, kaum fähig zu sprechen, indem er die Tür aufriß. „Aber der Schulmeister?" fragten einige. — „Zum Teufel mit ihm! Der Bär, der Bär —," und er konnte nicht mehr. — „Ist er tot," fragte einer ganz leise, und die anderen wagten nicht zu atmen. Thorvald keuchte hörbar, dann sprang er auf, kletterte auf die Bank und schwenkte seine Mütze. „Wir gehen, sage ich; ich nehme alles auf mich." — „Aber wohin denn?" fragte Hans. — „Den größten Bären haben sie schon mit her-

3*

untergebracht, die anderen liegen noch oben. Niels Böen ist mächtig verwundet, denn dem Lars seine Büchse hat wirklich nicht getroffen, und die Bären sind ihnen auf den Leib gerückt. Der Junge, der mit dabei war, hat sich nur dadurch gerettet, daß er sich platt auf die Erde geworfen und tot gestellt hat, und da hat ihn der Bär nicht angerührt; sowie der Lars und der Niels ihren Bären untergekriegt hatten, schossen sie dem Jungen seinen auch tot. Hurra!" — „Hurra!" riefen alle Mädels und Buben, und nun sprangen alle von den Bänken auf, zur Tür hinaus, und heidi über Feld und Wald nach Böen, als gäbe es in der ganzen Welt keinen Schulmeister.

Die Mädchen beklagten sich bald, daß sie nicht mit könnten, aber die Jungens nahmen sie zwischen sich, und fort ging's. „Hütet euch aber ja, ihn anzurühren," sagte Thorvald, „es kommt manchmal vor, daß der Bär wieder auflebt." — „Wirklich?" fragte Marit. — „Ja, er steht dann in einer neuen Gestalt wieder auf, also nehmt euch ja in acht." — Und sie liefen weiter. „Auf den größten hat der Lars zehn Schüsse abgeknallt, ehe er liegen blieb." — „Denkt euch nur, zehn Schüsse," und sie liefen weiter. — „Und der Niels hat ihm achtzehn Messerstiche versetzt, ehe er fiel." — „O je, was für'n Bär!" Und die Kinder liefen, daß der Schweiß troff.

Und nun waren sie da! Ole Böen riß die Tür auf und war der erste drin; „nimm dich in

acht!“ rief Hans ihm nach. Marit und ein kleines Mädel, das Thorvald und Hans zwischen sich gehabt hatten, waren die nächsten, dann Thorvald, der nicht weit vorging, sondern stehen blieb, um alles in Augenschein zu nehmen.

„Guck mal, das viele Blut,“ sagte er zu Hans. Die anderen wußten nicht recht, ob sie sich hineinwagen sollten. „Kannst du ihn sehen?“ fragte ein Mädchen den Jungen, der neben ihr draußen an der Tür stand. „Ja, er ist so groß, wie das große Pferd bei Hauptmanns drüben,“ antwortete er und fuhr fort zu erzählen: „Er ist mit eisernen Ketten gebunden,“ sagte er, „aber die an den Vorderbeinen hat er doch durchgerissen,“ er könne ganz deutlich sehen, daß noch Leben in ihm sei, und das Blut ströme wie ein Wasserfall aus ihm heraus.

Gelogen war das freilich, aber das vergaßen sie, als sie den Bären zu sehen bekamen, und die Büchse und den Niels, dem die Wunden von der Balgerei mit dem Meister Petz verbunden waren. Und erst recht, als sie dann den alten Schützen-Lars erzählen hörten, wie alles zugegangen. Sie hörten und sahen und verschlangen den Erzähler mit den Augen vor lauter Begehrlichkeit, und dabei merkten sie nicht, daß plötzlich hinter ihnen einer stand, der auch zu erzählen anfing, und zwar folgendermaßen: „Ich werde euch lehren, ihr nichtsnutzigen Rangen, ohne Erlaubnis aus der Schule zu laufen, Bande!“ — Ein Schreckensgeheul erhob sich unter der Bande, und heidi ging's hinaus aus der Tür über die

Diele, durch den Hof und auf und davon, — bald sah man sie wie einen Haufen schwarzer Knäuel über das schneeweiße Feld hinkugeln, eins nach dem anderen, und als der Schulmeister endlich auf seinen alten Beinen nachgehumpelt kam, hörte er sie schon von weitem aus der Schule her ihre Aufgaben hersagen, daß die Wände dröhnten. Ja, es war ein Festtag, dieser Tag, als die Bärenjäger heimkamen. In Sonnenschein ging er auf, im Regen ging er unter, aber solche Tage pflegen ja die fruchtbarsten zu sein.

Synnöve Solbakken

Erstes Kapitel

In einem großen Tal findet man bisweilen eine nach allen Seiten hin freiliegende Höhe, wohin die Sonne vom frühen Morgen bis zum Abend, wenn sie untergeht, ihre Strahlen trägt. Leute, die dichter an der Bergwand wohnen und weniger Sonne haben, nennen dann jenen Ort eine Sonnenhöhe.*) Auf einer solchen Sonnenhöhe wohnte auch die, von der hier erzählt werden soll, und auch der Hof hatte von ihr seinen Namen. Da oben blieb im Herbst der Schnee am spätesten liegen, dort schmolz er im Lenz am ehesten. Die Besitzer des Hofes waren Haugianer**) und wurden Leser genannt, weil sie eifriger als andere Leute die Bibel lasen. Der Mann hieß Guttorm und die Frau Karen; sie bekamen einen Jungen, doch dieser starb

*) Solbakke.

**) Eine religiöse Sekte, nach ihrem Stifter Hauge benannt.

ihnen, und drei Jahre lang gingen sie nie an die Ostseite der Kirche. Nach Verlauf dieser Zeit bekamen sie ein Mädchen, und das nannten sie nach dem Knaben; er hatte Syvert geheißen, und sie wurde, da sie nichts ähnlicheres finden konnten, Synnöv getauft. Doch die Mutter nannte sie Synnöve, weil sie, solange das Kind klein war, immer ein „mein" hinzuzusetzen pflegte, und es ihr da leichter fiel, Synnöve mein zu sagen. Nun also: um die Zeit, da das Mädchen größer wurde, nannten alle sie, wie die Mutter, Synnöve, und fast alle Leute meinten, seit Menschengedenken sei kein so holdseliges Mägdlein in der Bygde aufgewachsen wie Synnöve Solbakken. Sie war noch ein ganz kleines Ding, als die Eltern sie schon jeden Kirchsonntag mit in die Kirche nahmen, obwohl Klein-Synnöve anfangs nicht viel mehr davon begriff, als daß der Pastor da oben von der Kanzel her auf den Zuchthausbent herunter schimpfte. Der Vater aber wollte sie mithaben, „damit sie sich dran gewöhne" — wie er sagte, und die Mutter wollte es auch, „weil man doch nicht wissen konnte, wie derweil daheim für sie gesorgt würde." Wenn auf dem Hof ein Lämmchen, ein Zicklein oder ein Ferkelchen war, das nicht gedeihen wollte, oder wenn einer Kuh etwas zustieß, so wurde das kranke Tier jedesmal Synnöve als Eigentum gegeben, und die Mutter behauptete, von Stund an erholten sich die Tiere; der Vater glaubte freilich nicht so recht, daß es gerade davon käme, aber „jedenfalls konnte es ja einerlei sein,

wem von ihnen das Vieh gehörte, wenn es bloß gedieh."

Auf der anderen Seite des Tales und hart am Fuße des hohen Berges lag ein Gehöft, das Granliden*) hieß, so genannt, weil es mitten in einem großen Tannenwalde lag, dem einzigen im ganzen Umkreis. Der Urgroßvater des Besitzers war mit unter denen gewesen, die in Holstein lagen und auf den Russen warteten, und von diesem Zug hatte er in seinem Tornister allerlei fremde und seltsame Samensorten mit heimgebracht. Diese hatte er rings um sein Gehöft herum gesät; doch im Lauf der Zeit war eine Sorte nach der anderen ausgegangen; nur ein paar Tannenäpfel, die sonderbarerweise dazwischen gekommen waren, hatten Wurzel gefaßt und einen dichten Wald gesetzt, der jetzt das Gehöft von allen Seiten beschattete. Der Holsteinsfahrer hatte nach seinem Großvater Torbjörn geheißen, sein ältester Sohn hieß Sämund wie sein Vater, und so hatten auf diesem Hof seit undenklichen Zeiten die Besitzer abwechselnd Torbjörn und Sämund geheißen. Doch es ging die Sage, daß in Granliden nur jeder zweite das Glück mit sich habe, und das traf nie auf einen Torbjörn. Als der jetzige Besitzer Sämund seinen ersten Sohn bekam, überlegte er lange, ob er nicht mit dem alten Familienbrauch brechen solle, aber er wagte es nicht und nannte ihn trotzdem Torbjörn. Sann

*) Granliden = Tannenhalde.

dann lange hin und her, ob man den Jungen nicht so erziehen könne, daß er an diesem Schicksalstein, den der Volksmund ihm in den Weg gelegt hatte, vorbeikommen könne. Ganz sicher war er nicht, aber er meinte, bei dem Jungen ein starres Gemüt zu entdecken. „Das wollen wir ihm schon austreiben," sagte er zur Mutter, und sobald Torbjörn drei Jahre alt war, setzte der Vater sich manch liebes Mal mit der Rute in der Hand hin und zwang den Jungen, alle Holzscheite wieder auf ihren Platz zurückzutragen, die Tassen, die er hingeworfen hatte, wieder aufzuheben, die Katze, die er gekniffen hatte, zu streicheln. Die Mutter aber ging, wenn diese Laune über den Vater kam, am liebsten hinaus.

Sämund wunderte sich darüber, daß an dem Jungen, je älter er wurde, desto mehr zu tadeln war, und zwar, trotzdem er ihn strenger und strenger behandelte. Er hielt ihn schon früh zum Lernen an und nahm ihn mit aufs Feld hinaus, um ihn stets unter den Augen zu haben. Die Mutter hatte einen großen Haushalt und kleine Kinder; sie konnte nicht viel mehr tun, als ihren Jungen morgens beim Anziehen streicheln und ermahnen und dem Vater gütlich zureden, wenn der Feiertag sie alle versammelte. Torbjörn aber dachte bei sich, wenn er Haue bekam, weil a-b ab und nicht ba hieß, und weil er Klein-Ingrid durchgeprügelt hatte, was doch der Vater mit ihm so oft tat: „'s ist doch merkwürdig,

daß ich es so schlecht habe, und alle die kleinen Geschwister so gut."

Da er meist um den Vater war und nicht allzuviel mit ihm zu sprechen wagte, war er ein schweigsames Kind, wenn auch nicht gedankenarm. Einmal jedoch entfuhr es ihm, als sie das feuchte Heu hineinbrachten: „Warum ist denn eigentlich da drüben auf Solbakken alles Heu schon trocken und längst unter Dach, und hier ist es noch naß?"

„Weil sie da drüben mehr Sonne haben als wir."

Da merkte er zum erstenmal, daß der Sonnenschein da drüben, an dem er so oft seine Freude gehabt hatte, für ihn nicht da war. Von dem Tage an schweiften seine Augen öfter als bisher nach Solbakken hinüber.

„Was sitzt du da und hältst Maulaffen feil?" sagte der Vater und gab ihm einen Puff; „hier bei uns heißt es sich placken, so viel wir können, groß und klein, sonst kriegen wir nichts ins Haus hinein."

Torbjörn mochte sieben, acht Jahre alt sein, als Sämund einmal einen neuen Knecht bekam. Aslak hieß er und war schon weit umher gekommen, obwohl er nicht mehr als ein ganz junges Bürschchen war. Den ersten Abend, als er kam, war Torbjörn schon zu Bett, aber am nächsten Tag, er saß gerade über seinem Schulbuch, stieß einer mit einem solchen Fußtritt die Türe auf, wie er noch nie was ähnliches gehört hatte; das war der Aslak,

der mit einem großen Haufen Brennholz hereingepoltert kam, — und dieses mit solcher Heftigkeit auf den Boden schmiß, daß die Scheite nach allen Seiten stoben. Er selbst machte ein paar tüchtige Luftsprünge, um den Schnee von sich abzuschütteln, und bei jedem Sprunge rief er:

„'s ist kalt, sagte die Trollbraut*), da saß sie bis an die Brust im Eise."

Der Vater war nicht im Zimmer, — aber die Mutter fegte den Schnee zusammen und trug ihn stillschweigend hinaus.

„Wen glotzt du denn so an?" sagte Aslak zu Torbjörn.

„Niemand," antwortete dieser, denn ihm war bange.

„Hast du den Hahn gesehen, der hinten in deiner Fiebel steht?"

„Ja."

„Er hat lauter Hühner um sich, wenn's Buch zu ist; — hast du's gesehen?"

„Nein."

„Na, denn guck doch mal nach."

Torbjörn tat es.

„Schaf," sagte Aslak.

Aber von Stund an hatte keiner solche Macht über ihn wie Aslak.

„Du kannst doch rein garnix," sagte Aslak eines Tages zu Torbjörn, — als dieser wie

---

*) Troll = Kobold.

gewöhnlich hinter ihm her trottete, um zu sehen, was er trieb.

„Doch, ich kann den Katechismus bis zum vierten Hauptstück.“

„Bah, das ist was recht's, du kennst nicht mal die Geschichte vom Troll, der so lange mit der Dirne tanzte, bis die Sonne aufging und ihm der Bauch platzte, wie 'nem Kalb, das saure Milch gesoffen hat.“

Torbjörn hatte all sein Lebtag nicht so viel Wissen auf einmal gehört.

„Wo war denn das?“ fragte er. —

„Wo? — Das war, — ach ja, richtig, da drüben auf Solbakken war's.“

Torbjörn machte große Augen.

„Kennst du denn die Geschichte von einem, der sich für ein paar alte Stiebel dem Teufel verschrieb?“

Torbjörn vergaß vor lauter Verwunderung zu antworten.

„Möcht'st wohl wissen, wo das war — was? — — das war auch auf Solbakken, in dem Bach da unten, den du siehst! — — — Gott steh mir bei,“ fuhr er fort, „mit deinem Christentum sieht's aber traurig aus. Da hast du am Ende auch nicht mal von der Kari Holzrock reden hören?“ Nein, von der hatte er auch nichts gehört. Und während Aslak nun eilig weiter arbeitete, erzählte er noch eiliger — von der Kari Holzrock, von der Mühle auf dem Meeresgrund,

die immerzu Salz mahlt, vom Teufel mit den Holzschuhen, vom Troll, der sich den Bart im Baumstamm festklemmte, von den sieben grünen Jungfrauen, die dem Schützenpeter, während er schlief und durchaus nicht aufwachen wollte, die Haare aus den Waden zwackten, und das alles hatte sich da drüben auf Solbakken zugetragen.

„Mein Gott, was ist denn nur mit dem Jungen los?" sagte die Mutter am anderen Tag. „Da kniet er nun schon den lieben langen Tag dort auf der Bank und guckt nach Solbakken hinüber."

„Ja, der scheint heut viel zu tun zu haben," sagte der Vater, der sich's den langen Sonntag über hübsch bequem machte.

„Ach, die Leute sagen, er ist mit der Synnöve Solbakken versprochen," sagte Aslak, „die Leute schwatzen ja so viel," fügte er hinzu.

Torbjörn verstand ihn nicht so ganz, aber wurde doch feuerrot übers ganze Gesicht.

Als Aslak die anderen darauf aufmerksam machte, krabbelte er von der Bank herunter, nahm seinen Katechismus und fing darin zu lesen an.

„Ja, tröste dich nur mit Gottes Wort, mein Jungchen," sagte Aslak, „kriegen tust du sie so wie so nicht."

Als die Woche so weit vorgerückt war, daß er dachte, die Sache sei vergessen, fragte er die Mutter ganz leise (denn er war sehr verlegen dabei).

„Du, Mutter, wer ist eigentlich Synnöve Solbakken?"

„Das ist ein kleines Mädchen, die später mal die Besitzerin von Solbakken werden wird."

„Hat sie denn wirklich 'nen Holzrock, Mutter?"

Die Mutter sah ihn erstaunt an.

„Was sagst du da?" fragte sie.

Er fühlte, daß er etwas dummes gesagt haben müsse, und schwieg.

„Ein schöneres Kind als die Synnöve hat nie jemand gesehen," fügte die Mutter hinzu, „und das hat der liebe Gott ihr zur Belohnung gegeben, weil sie immer so artig und so brav und fleißig ist."

Nun wußte er auch das.

Eines Tages, als Sämund mit Aslak auf dem Felde gewesen war, sagte er abends zu Torbjörn:

„Du wirst von jetzt ab nicht mehr mit dem Knecht verkehren."

Torbjörn aber legte nicht weiter Gewicht darauf.

Einige Zeit nachher hieß es:

„Sehe ich dich noch ein einziges Mal mit dem Bengel zusammen, dann geht's dir schlecht!"

Von da an schlich Torbjörn ihm nach, wenn der Vater es nicht sah. Aber einmal, als sie zusammen saßen und plauderten, kam der Vater drüber hinzu, und da bekam Torbjörn Prügel und wurde hineingejagt. Von nun an aber lauerte Torbjörn dem Aslak auf, wenn der Vater nicht zu Hause war.

Eines Sonntags, als der Vater in der Kirche war, trieb Torbjörn zu Hause tüchtig Unfug. Aslak und er schneeballten sich.

„Nicht doch, ich erstické," bat Torbjörn, „wir wollen lieber beide nach was anderem werfen."

Aslak war gleich bereit, und so warfen sie zuerst nach der dünnen Tanne in der Nähe des Staburs*), dann nach der Staburtür und endlich nach dem Staburfenster.

„Nicht nach den Scheiben," sagte Aslak, „nur nach dem Rahmen." Doch Torbjörn traf die Fensterscheibe und wurde blaß.

„Schad't nix, niemand erfährt's, mußt halt besser werfen."

Das tat er, aber er traf noch eine.

„Jetzt spiel' ich aber nicht mehr mit."

In demselben Augenblick kam seine älteste Schwester, Klein-Ingrid, heraus.

„Du, schmeiß mal nach der da."

Dazu war Torbjörn gleich bereit.

Das Mädchen fing an zu weinen, und die Mutter kam heraus. Sie bat ihn, doch aufzuhören.

„Schmeiß, schnell!" flüsterte Aslak.

Torbjörn war heiß und aufgeregt, er tat es.

„Ich glaube, du bist nicht recht bei Trost," sagte die Mutter und rannte ihm entgegen. Er voran, sie hinterher — um den ganzen Hof herum; Aslak

*) Stabur = Vorratshaus.

lachte, und die Mutter drohte. Endlich erwischte sie ihn in einer Schneewehe und machte sich dran, ihn ganz gehörig durchzubläuen.

„Ich haue wieder, das tun alle."

Verwundert hielt die Mutter inne und sah ihn an.

„Das hat dir ein anderer beigebracht," sagte sie dann, nahm ihn stumm bei der Hand und führte ihn hinein. Nicht ein Wort mehr sagte sie zu ihm, aber mit den kleinen Geschwistern schäkerte sie und erzählte ihnen, daß der Vater nun bald aus der Kirche heimkäme. Da wurde es auf einmal schrecklich heiß im Zimmer. Aslak fragte, ob er einen Verwandten besuchen dürfte; das wurde ihm sofort erlaubt; aber Torbjörn wurde, als Aslak gegangen war, viel kleiner. Er bekam furchtbare Leibschmerzen, und seine Hände waren so feucht, daß sie am Buch festklebten, wenn er es anfaßte. Wenn nur die Mutter es dem Vater nicht erzählte, wenn er nach Hause kam; aber sie darum zu bitten, das brachte er nicht fertig. Alles, was er ansah, veränderte sich, und die Wanduhr sagte: klopf, klopf — — klopf, klopf! Er mußte ins Fenster hinauf, um nach Solbakken hinüber zu sehen. Das allein lag wie immer, still und verschneit, und funkelte in der Sonne; das Haus stand da und lachte aus allen Fensterscheiben heraus, und da war gewiß keine einzige kaput. Der Rauch wirbelte so unglaublich vergnügt aus dem Schornstein heraus — gewiß wurde da auch für die Kirchgänger gekocht. Und da ging

nun wohl Synnöve und blickte nach ihrem Vater aus und sollte gar keine Haue haben, wenn er nach Hause kam. Er wußte nicht, was er anfangen sollte, und wurde mit einem Male so zärtlich gegen seine Schwestern, daß es nicht zu beschreiben war. Zu Ingrid war er so lieb, daß er ihr einen blanken Knopf gab, den er von Aslak bekommen hatte. Sie fiel ihm um den Hals, und er fiel ihr um den Hals: „Liebe kleine, süße Ingrid, bist du mir böse?"

„Nein, mein Torbjörnele! du darfst auch immerlos so viel Schneebälle nach mir werfen, wie du willst."

Aber jetzt stampfte da draußen auf dem Schwalbengang*) einer den Schnee von den Füßen, ganz richtig, der Vater; er sah mild und freundlich aus, und das war noch schlimmer.

„Nun?" sagte er und blickte umher, — merkwürdig, daß die Wanduhr nicht von der Wand heruntergerasselt kam. Die Mutter setzte das Essen auf den Tisch.

„Na, und wie steht's hier?" sagte der Vater, indem er sich setzte und nach dem Löffel griff; Torbjörn sah die Mutter an, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

„O — ganz gut," sagte sie, unglaublich langsam, und er sah wohl, sie wollte noch mehr sagen.

---

*) Svalegang: innere Galerie.

„Ich habe Aslak erlaubt, auszugehen,“ sagte sie.

„Soweit wären wir nun,“ dachte Torbjörn, — er fing an mit Ingrid zu spielen, als ob er überhaupt an nichts anderes zu denken hätte. So lange hatte der Vater doch noch nie gegessen, und Torbjörn machte sich schließlich dran, die Bissen zu zählen; aber als er an den vierten kam, wollte er sehen, wie weit er zwischen dem vierten und fünften Happen zählen könne, und so ging das Rechenexempel entzwei. Endlich stand der Vater auf und ging hinaus. „Die Scheiben, die Scheiben,“ klirrte es ihm vor den Ohren, und er sah nach, ob die in der Stube ganz wären. Ja, sie waren alle ganz. Aber nun ging auch die Mutter hinaus. Torbjörn nahm Klein-Ingrid auf den Schoß und sagte so freundlich, daß sie ihn ganz verwundert anstaunte: „Jetzt wollen wir beiden mal Goldkönigin auf der Wiese spielen, ja?“

Das wollte sie natürlich gern. Und so sang er, während die Beine unter ihm zitterten:

Blümelein
am Wiesenrain,
hör', was ich dir sage:

Und willst du mein Herzliebchen sein,
dann schenk' ich dir ein Mäntelein,
mit Samt geschmückt,
mit Gold bestickt.
Tralleralli — juchhe,
Und die Sonne, die scheint auf der Höh.

Dann antwortete sie:

Goldkönigin mein,
Perlenfein,
hör', was ich dir sage:

Ich mag nicht dein Herzliebchen sein,
mag nicht dein feines Mäntelein,
mit Samt geschmückt,
mit Gold bestickt.
Tralleralli — juchhe,
Und die Sonne, die scheint auf der Höh.

Aber als das Spiel im vollsten Gange war, kam der Vater herein und sah ihn streng an. Er drückte Ingrid fester in die Arme und fiel gar nicht vom Stuhl. Der Vater wandte sich ab und sagte nichts; eine halbe Stunde verstrich, und er hatte noch immer nichts gesagt, — und Torbjörn wollte schon beinahe froh werden, aber noch getraute er sich's nicht. Aber als der Vater ihm nun eigenhändig beim Ausziehen half, wußte er gar nicht mehr, was er denken sollte; er fing wieder an, ganz heimlich zu zittern. Da klappte ihm der Vater auf den Kopf und streichelte ihm die Backe; das hatte er, so lange der Junge denken konnte, nicht getan. Und da wurde ihm so warm ums Herz und am ganzen Leibe, daß seine Furcht von ihm abrieselte wie Eis an der Sonne. Er wußte gar nicht, wie er nur ins Bett kam, und da er weder singen noch juchzen konnte, faltete er nur still die Hände, betete das Vater-Unser sechsmal vorwärts und sechsmal rückwärts, ganz leise — und fühlte, im Einschlafen, daß

er doch niemand auf der weiten Gotteswelt so lieb habe, wie seinen Vater.

Am nächsten Morgen erwachte er in einem furchtbaren Angstgefühl, weil er nicht schreien konnte; denn jetzt sollte er doch Prügel kriegen. Als er die Augen aufmachte, merkte er zu seiner großen Erleichterung, daß er nur geträumt habe, aber er merkte auch gleich, daß grade ein anderer Prügel kriegen sollte, und das war Aslak. Sämund ging im Zimmer auf und ab, und den Gang kannte Torbjörn. Der kleine, etwas untersetzte Mann sah von Zeit zu Zeit unter den buschigen Augenbrauen mit einem Blick auf Aslak, daß dieser wohl fühlte, was in der Luft lag. Aslak selbst saß oben auf einem großen, umgestülpten Faß, an dem seine Beine herunterbaumelten oder sich empor krümmten. Die Hände hatte er wie gewöhnlich in der Hosentasche und die Mütze in die Stirn gedrückt, so daß das dicke, dunkle Haar in Büscheln unter den Schirm herausragte. Der etwas schiefe Mund war schiefer denn je, den Kopf hielt er überhaupt etwas schief und blickte Sämund unter halb geschlossenen Augenlidern von der Seite an.

„Ja," sagte er, „dein Bub ist schon verrückt genug, aber was noch schlimmer ist, dein Gaul ist auch verhext."

Sämund blieb stehen.

„Du bist ein Lümmel!" rief er, daß die Stube erdröhnte und Aslak die Augenlider noch mehr

schloß. Sämund ging wieder auf und ab, Aslak saß eine Weile ganz still.

„I der Deubel, verhext ist es doch," und schielte nach seinem Herrn hin, um zu sehen, was für eine Wirkung das habe.

„Nein, aber waldscheu ist es geworden," sagte Sämund, immer noch auf und abgehend. „Du hast im Felde 'nen Baum über ihm gefällt, du nichtsnutziger Schlingel, und nun kann keiner ihn mehr dazu bringen, ruhig dort zu gehen."

Aslak hörte ihm eine Weile zu.

„Meinetwegen glaub's; glauben macht selig. Aber daß er dir deinen Gaul wieder kuriert, bezweifle ich," fügte er hinzu und rückte gleichzeitig weiter auf dem Fasse zurück, indem er mit der einen Hand das Gesicht deckte. Sämund kam wirklich auf ihn zu und sagte mit leiser, unheimlich leiser Stimme:

„Du boshaftes —"

„Sänund," klang es vom Herde her; es war Ingebjörg, die Frau, die ihn beschwichtigte, genau wie sie ihr Jüngstes, das bange war und schreien wollte, beschwichtigte. Das Kind hatte schon aufgehört zu schreien, und nun schwieg auch Sämund; er fuhr dem Burschen nur mit seiner für einen so stämmigen Mann recht kleinen Faust dicht unter die Nase und hielt sie da eine Weile, indem er sich vorbeugte und ihm die Augen ins Gesicht hineinbrannte. Dann fing er wieder auf und ab zu gehen an und sah ihn nur von Zeit zu Zeit hastig

an. Aslak war sehr bleich, aber trotzdem grinste er mit der einen Hälfte des Gesichtes zu Torbjörn hinüber, während er die Sämund zugewandte Seite ganz stramm hielt.

„Der liebe Gott schenke uns Geduld," sagte er nach einer Weile, hob aber in demselben Augenblick den Ellenbogen hoch, wie um einen Schlag abzuwehren. Da aber stockte plötzlich Sämunds Gang, und indem er mit dem Fuß so heftig auf den Boden stampfte, daß Aslak in die Höhe schnellte, schrie er ihm mit aller Kraft seiner Lungen zu:

„Daß du mir nicht seinen Namen nennst, du — du — —!" Ingebjörg stand mit dem Säugling auf und nahm ihn sanft beim Arm. Er sah sie nicht an, ließ jedoch seinen Arm sinken. Sie setzte sich, und er fing wieder an, auf und ab zu gehen, aber niemand sagte ein Wort. Als dies eine Weile gedauert hatte, gelüstete es Aslak, von neuem anzufangen.

„Ja, der hat freilich auf Granliden viel zu tun — der da oben."

„Sämund, Sämund," flüsterte Ingebjörg; aber ehe die Warnung ihn noch erreichen konnte, stürzte Sämund schon auf Aslak los, der schnell seinen Fuß vorstreckte.

Dieser wurde umgeknickt, der Bursch selbst an Fuß und Rockkragen gepackt, in die Höhe gehoben und mit solcher Gewalt gegen die geschlossene Tür geschleudert, daß die Füllung nachgab und er selber

kopfüber hinausflog. Die Frau, Torbjörn und alle Kinder schrieen und baten für ihn, und das ganze Haus war voll von Gejammer. Doch Sämund ihm nach; ohne dran zu denken, die Tür ordentlich aufzumachen, stieß er nur die Trümmer mit einem Fußtritt zur Seite, packte den Burschen zum zweiten Mal, schleppte ihn vom Flur auf den Hofplatz hinaus, hob ihn hoch empor und warf ihn mit aller Gewalt zu Boden. Und als er merkte, daß der Schnee zu tief lag, als daß es ihm hätte genügend wehtun können, setzte er ihm das Knie auf die Brust und schlug ihn mitten ins Gesicht, hob ihn dann zum dritten Mal empor und schleppte ihn, wie der Wolf einen zerrissenen Hund, an eine schneefreiere Stelle, schleuderte ihn noch heftiger als vorhin zu Boden, setzte ihm abermals das Knie auf die Brust — und wer weiß, wie es geendet hätte, wenn nicht Ingebjörg mit dem Säugling auf dem Arm sich dazwischen geworfen hätte. „Mach' uns nicht unglücklich!“ schrie sie.

Etwas später saß Ingebjörg in der Stube, Torbjörn zog sich an, der Vater ging wieder auf und ab und trank von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser, aber seine Hand zitterte so, daß das Wasser über den Rand der Tasse schulpte und auf den Boden spritzte. Aslak kam nicht wieder herein, und Ingebjörg machte nach einer Weile Miene, hinauszugehen.

„Bleib,“ sagte er, als spräche er zu jemand ganz anderem, und sie blieb. Nach einer Weile

ging er jedoch selbst hinaus. Er kam nicht wieder herein. Torbjörn nahm sein Buch und las unaufhörlich, ohne aufzublicken, obwohl er nicht einen einzigen Satz faßte.

Etwas später am Vormittag war alles im Haus wieder im alten Geleise, nur daß alle ein Gefühl hatten, als sei ein fremder Besuch dagewesen. Torbjörn wagte sich sogar hinaus, und der erste, dem er draußen vor der Tür begegnete, war Aslak, der gerade alle seine Habseligkeiten auf einen Handschlitten geladen hatte; aber der Schlitten gehörte Torbjörn. Torbjörn starrte ihn an, denn er sah gräßlich aus. Überall im Gesicht war er mit klebrigem Blut beschmiert; er hustete und griff sich oft nach der Brust. Ein Weile sah er Torbjörn stumm an, dann rief er plötzlich laut:

„Ich kann deine Augen nicht leiden, Bengel!“ Damit setzte er sich rittlings auf den Schlitten und sauste bergab.

„Sieh man zu, wie du deinen Schlitten wiederkriegst,“ rief er grinsend, indem er sich noch einmal umdrehte und ihm die Zunge herausreckte. Und fort war er.

Aber in der folgenden Woche kam der Vogt zu ihnen; der Vater war mitunter fort, die Mutter weinte und war auch ein paarmal fort.

„Was ist denn nur los, Mutter?“

„Ach, an alledem ist nur Aslak schuld.“

Eines Tages wurde die kleine Ingrid ertappt, wie sie sang:

Jemine, du Jammerwelt,
bist mir ganz und gar vergällt,
's Mädel streckt den Fuß heraus,
Bursch kneift seinen Fünfen aus,
Hausfrau kocht mit ranz'gem Fett,
Hausherr wälzt sich faul im Bett,
Kätzlein ist die einzig Kluge,
stiehlt den Rahm sich aus dem Kruge.

Na, da gab's aber ein Gefrage, wo sie diesen Gassenhauer her habe. „Von Torbjörn." Der geriet in große Angst und sagte, er habe ihn von Aslak. Da wurde ihm gesagt, wenn er noch ein einziges Mal solche Lieder singe oder ihr beibringe, bekäme er Prügel. Kurz darauf fluchte Klein-Ingrid einmal. Torbjörn wurde wieder ins Gebet genommen, und Sämund meinte, es sei wohl das beste, ihm gleich jetzt die versprochenen Prügel zu geben; aber er weinte und bat und flehte so rührend, daß er für dies eine Mal noch so davonkam. Am nächsten Kirchsonntag aber sagte der Vater zu ihm:

„Heut hast du's nicht nötig, daheim Unfug zu treiben; du kommst mit mir zur Kirche."

Zweites Kapitel

Die Kirche denkt sich der Bauer im Geiste auf einer freiliegenden Höhe, einsam und geheiligt, ringsum die feierliche Stille der Gräber, drinnen der lebendige Gottesdienst. Sie ist das einzige

Haus im Tal, auf das er Pracht verwendet hat, und darum ragt auch ihre Turmspitze in Wahrheit etwas höher empor, als es scheint. Ihre Glocken grüßen ihn schon von weitem auf seinem Kirchgang am reinen Sonntagsmorgen, und jedesmal zieht er die Mütze vor ihnen, als wolle er ihnen ein „Dank fürs letzte Mal!" zurufen.*) Zwischen ihm und den Kirchglocken besteht ein Bündnis, das niemand kennt. In früher Kindheit schon stand er wohl manch liebes Mal in der offenen Tür und horchte nach ihrem Geläute hin, während die Kirchgänger unten auf der Landstraße in stillen Zügen zur Kirche zogen; der Vater gesellte sich ihnen zu, er selbst aber war noch zu klein. Mancherlei Vorstellungen verband er da wohl mit diesem schweren, wuchtigen Klang, der eine Stunde lang oder zwei zwischen den Bergen herrschte und von einem Ende zum anderen hallte; aber eine war untrennbar davon: reine neue Kleider, von Sauberkeit glänzende Frauen, geputzte Pferde mit blankem Geschirr.

Und wenn sie dann eines Sonntags auch seinem eigenen Glück läuten, wenn er selbst in nagelneuen, nur allzuweiten Kleidern an des Vaters Seite fest einhermarschiert und zum erstenmal zur Kirche soll; ja, dann liegt Jubel in ihrem Klang! da öffnen sie ihm weit die Tore zu all dem, was er zu sehen bekommen wird. Und auf dem Heimwege, wenn sie

*) „Tak for sidst", ein allgemein gebräuchlicher, norwegischer Gruß.

über ihm dahinlärmen und ihm der Kopf noch schwer und taumelig ist von Gesang, Liturgie und Predigt, jagend und verjagt von all dem, was das Auge gleichzeitig in sich aufgenommen hat: das Altarbild, die Kleider, die Leute, — dann wölben sie auch ein für alle Mal ein Dach über diesen gesammelten Eindrücken und weihen die kleinere Kirche, die er von da an in seinem Inneren trägt, ein.

Wenn er etwas älter ist, muß er zu Berg als Hirtenbub: aber wenn er da am schönen taufrischen Sonntagmorgen auf dem Stein sitzt, das weidende Vieh unter sich, und die Kirchenglocken das Herdengeläut übertönen, dann wird ihm das Herz schwer. Denn in ihrem Klange liegt all das Lichte, Leichte, Lockende von da unten, Gedanken an alle die Bekannten bei der Kirche, an die Freude, wenn man hinkommt, die noch größere, wenn man fertig ist, an das gute Sonntagsessen daheim, Vater, Mutter, Geschwister, das Spielen auf der Wiese den ganzen fröhlichen Sonntagabend lang, und das kleine Herz wird rebellisch in der Brust.

Aber er besinnt sich schließlich doch immer wieder darauf, daß es ja Kirchenglocken sind, die da läuten. Er denkt nach und kramt aus seinem Gedächtnis heraus das Bruchstück eines Chorals, den er noch kann; den singt er mit gefalteten Händen und einem sehnsüchtigen Blick ins Tal hinab, spricht dann noch ein kleines Gebet oben darauf, springt auf, ist wieder froh und stößt ins Alphorn, daß es in den Bergen schallt.

Hier in den stillen Gebirgstälern hat die Kirche noch für jedes Alter ihre eigene Sprache, für jedes Auge ihr eigenes Aussehen; vieles mag sich dazwischen bauen, nie etwas darüber hinaus. Erwachsen und fertig steht sie vor dem Konfirmanden, — mit erhobenem Finger, halb drohend, halb winkend, vor dem Jüngling, der seine Wahl getroffen, — breitschultrig und stark über des Mannes Sorgen, — geräumig und mild vor dem müden Greise. Mitten im Gottesdienst werden die kleinen Kinder hereingebracht und getauft, und es ist allgemein bekannt, daß während dieser Handlung die Andacht am größten ist.

Darum kann man norwegische Bauern, verdorbene oder unverdorbene, nicht schildern, ohne hie und da mit der Kirche zusammenzustoßen. Das mag als Einförmigkeit erscheinen; aber kaum eine von der schlimmsten Sorte. Das sei hier ein- für allemal gesagt und nicht etwa gerade um jenes Kirchganges willen, der jetzt kommt.

Torbjörn freute sich über den Weg und alles, was er zu sehen bekam, über all die vielen bunten Farben, die ihm draußen vor der Kirche in die Augen kamen, und fühlte drinnen die Wucht der Stille, die über allen und allem lag, schon ehe der Gottesdienst begonnen hatte; und wenn er auch selbst vergaß, den Kopf zu senken, als das Gebet gesprochen wurde, war ihm doch beim Anblick all' der Hunderte von gesenkten Köpfen, als sei auch seiner gesenkt. Der Gesang begann, und alle um ihn herum sangen auf einmal, es war ihm fast furchtbar. So völlig

versunken saß er da, daß er wie aus einem Traum aufschreckte, als ihr Kirchenstuhl leise geöffnet wurde und jemand eintrat. Nach beendigtem Gesang reichte der Vater jenem Mann die Hand und fragte: „Alles gut auf Solbakken?“

Torbjörn riß die Augen weit auf; aber so viel er auch gucken mochte, viel Verbindung zwischen diesem Manne und irgend einer Art von Hexerei war nicht zu entdecken. Es war ein milder, blonder Mann mit großen, blauen Augen, mit hoher Stirn und hoch im Sitz; wenn man ihn anredete, lächelte er, und zu allem, was Sämund sagte, sagte er ja, war aber sonst einsilbig.

„Da kannst du auch die Synnöve sehen,“ sagte der Vater, indem er sich zu Torbjörn niederbeugte, ihn auf den Schoß nahm und auf den gegenüberliegenden Frauenstuhl deutete. Dort kniete ein kleines Mädchen auf der Bank und guckte über die Lehne des Kirchenstuhles hinweg; sie war noch heller als der Mann, Torbjörn hatte nie in seinem Leben etwas so helles gesehen. Sie hatte rote Flatterbänder an ihrem Mützchen, unter dem flachsgelbe Haare herauslugten, und nun lachte sie zu ihm herüber, so daß er lange Zeit nichts anderes ansehen konnte als ihre weißen Zähne. Sie hielt ein glänzendes Gesangbuch in der einen Hand und ein zusammengefaltetes rot- und gelbseidenes Tuch in der anderen und unterhielt sich jetzt eben damit, das Taschentuch über dem Gesangbuch auszubreiten. Je mehr er sie anstarrte, desto mehr lachte sie, und nun wollte er

auch auf der Bank knien wie sie. Dann nickte sie ihm zu. Er sah sie eine Weile ernsthaft an; dann nickte er. Sie lachte und nickte noch einmal; er nickte wieder, und nochmal und nochmal. Sie lachte, aber sie nickte nicht mehr, — um nach einem Weilchen, als er es wieder vergessen hatte, doch wieder zu nicken.

„Ich will auch was sehen," hörte er hinter sich — und fühlte im selben Augenblick, wie jemand ihn an den Beinen von der Bank zog, so daß er beinahe heruntergefallen wäre; es war ein kleiner vierschrötiger Bube, der sich jetzt tapfer auf Torbjörns Platz hinaufarbeitete; er hatte auch hellblondes, aber struppiges Haar und eine Stumpfnase. Torbjörn hatte aber nicht umsonst von Aslak gelernt, wie man unnütze Buben, die man in Kirche und Schule traf, zu behandeln habe; darum kniff er den Bengel ins Hinterteil, so daß dieser beinahe laut aufgeschrien hätte, aber er besann sich, krabbelte statt dessen schnell von der Bank herunter und nahm Torbjörn bei beiden Ohren. Dieser packte ihn beim Schopf und kriegte ihn unter sich; der andere schrie noch immer nicht, aber biß Torbjörn ins Bein; Torbjörn zog das Bein zurück und drückte ihn mit dem Gesicht auf die Erde. Da aber fühlte er sich selbst am Rockkragen gepackt und wie einen Strohsack empor gehoben — es war der Vater, der ihn nun auf seinen Schoß nahm.

„Wär's nicht in der Kirche, bekämst du Haue,"

flüsterte er ihm ins Ohr und drückte dabei seine Hand, daß es ihm bis in die Zehenspitzen wehtat. Er dachte an Synnöve und sah hinüber; sie stand immer noch da, aber so starr und bestürzt, daß es ihm zu dämmern begann, was er angerichtet hatte, und daß es etwas furchtbar Dummes gewesen sein mußte. Sowie sie merkte, daß er nach ihr hinsah, krabbelte sie von der Bank herunter und ließ sich nicht mehr blicken. Der Küster kam und der Pastor kam; er hörte und sah aufmerksam hin; wieder kam der Küster und wieder der Pastor, — aber immer noch saß er da auf des Vaters Schoß und dachte: „Ob sie nicht bald wieder aufsieht?"

Der Bengel, der ihn von der Bank gezogen hatte, saß weiter hinten im Kirchenstuhl auf einem Schemel, und jedesmal, wenn er aufstehen wollte, bekam er einen Puff in den Rücken von einem alten Mann, der selig eingenickt war, aber regelmäßig, wenn der Junge Miene machte, aufzustehen, aufwachte. „Ob sie nicht bald wieder aufsieht?" dachte Torbjörn, und jedes rote Band, das sich bewegte, erinnerte ihn an ihres, und jedes schön gemalte Bild in der alten Kirche war entweder ebenso groß oder etwas kleiner als sie. Wirklich, da steckte sie das Köpfchen heraus; aber so wie sie ihn zu sehen bekam, zog sie es ernsthaft wieder zurück. Und noch einmal kam der Küster hervor und noch einmal der Pastor, die Glocken fingen an zu läuten und man erhob sich. Der Vater sprach wieder leise mit dem blonden Mann, sie gingen miteinander hinüber nach

dem Frauenstuhl, wo man sich auch erhoben hatte. Die erste, die herauskam, war eine blonde Frau, die auch lächelte wie der Mann, aber doch weniger; sie war ganz klein und blaß und führte Synnöve an der Hand. Torbjörn ging gleich auf diese los; sie aber entschlüpfte ihm schnell rings um das Kleid der Mutter herum. „Laß mich in Ruh,“ sagte sie. „Der da ist wohl noch nie in der Kirche gewesen,“ sagte die blonde Frau und legte die Hand auf ihn. „Nein, — drum fängt er auch gleich das erste Mal eine Prügelei an,“ sagte Sämund. —

Torbjörn sah beschämt zu ihr hinauf, und von ihr zu Synnöve, die ihm jetzt noch ernsthafter aussah. Alle gingen hinaus, — die älteren im Gespräch, Torbjörn hinter Synnöve her, die sich jedesmal, wenn er ihr nahe kam, dichter an die Mutter schmiegte. Der andere Junge war nicht mehr zu sehen. Draußen auf dem Kirchplatz blieben sie stehen und fingen eine längere Unterhaltung an. Torbjörn hörte mehrere Male Aslak nennen, und da er fürchtete, daß auch gleichzeitig ein wenig von ihm die Rede sein könne, zog er sich zurück.

„Das ist nichts für deine Ohren,“ sagte die Mutter zu Synnöve; „geh ein bißchen weg, Kleine, geh weg, hörst du?“

Synnöve zog sich zögernd zurück. Nun kam Torbjörn näher und sah sie an, und sie sah ihn an, und so standen sie eine geraume Weile und guckten sich bloß an. Endlich sagte sie „Pfui!“

„Warum denn pfui?“ sagte er. —

5*

„Pfui," sagte sie noch einmal, „pfui schäm dich," fügte sie hinzu. —

„Was hab' ich denn getan?"

„In der Kirche Prügeleien anfangen, während der Pastor predigt, pfui."

„Das ist aber doch schon so lange her."

Das leuchtete ihr ein und sie sagte nach einem Weilchen:

„Bist du nicht Torbjörn Granliden?"

„Ja, und du Synnöve Solbakken, nicht?"

„Ja."

„Ich hab' immer gehört, du wärst so'n artiger Junge."

„Das ist nicht wahr, ich bin ja zu Haus der Allerungezogenste von allen," sagte Torbjörn.

„Nein aber so was," sagte Synnöve und schlug die kleinen Händchen zusammen. „Mutter, Mutter, weißt du, was er sagt —?"

„Schweig und mach, daß du weg kommst," hieß es da — sie verstummte und kam rückwärtsgehend langsam zurück, wobei ihre großen, blauen Augen auf die Mutter gerichtet waren.

„Und ich habe immer gehört, du wärst so artig," sagte Torbjörn.

„Ach ja," manchmal, wenn ich fleißig gewesen bin, dann," antwortete sie.

„Ist es wahr, daß es da drüben bei euch solche furchtbare Masse Hexen und Kobolde und Teufelsspuk gibt?" fragte er, stemmte die Hand in die Seite, streckte den einen Fuß vor und stützte sich

auf den anderen — genau, wie er's bei Aslak gesehen hatte.

„Mutter, Mutter, weißt du, was er gesagt hat? Er sagt" —

„Laß mich in Ruh, hörst du! Und daß du mir nicht wieder herkommst, ehe ich rufe."

Wieder mußte sie, langsam rückwärts gehend, abziehen, wobei sie einen Zipfel ihres Taschentuches in den Mund stopfte, die Zähne zusammenbiß und daran zerrte.

Ist es denn gar nicht wahr, daß es alle Nacht in den Hügeln bei euch Musik macht?"

„Bewahre."

„Hast du denn nie einen Troll gesehen?"

„Nein."

„Herrje —!"

„Pfui, so was darf man nicht sagen."

„Bah, was ist denn groß dabei," sagte er und spuckte durch die Zähne, um zu zeigen, wie weit er spucken könne.

„Doch, doch," sagte sie, „warte man, du kommst noch in die Hölle."

„Wirklich," sagte er, schon bedeutend zaghafter; er hatte sich nämlich bloß gedacht, daß er Haue dafür bekommen könnte, und jetzt stand ja der Vater so weit weg.

„Wer ist denn da drüben bei euch der Stärkste," fragte er und schob die Mütze ein wenig kecker auf's Ohr.

„Ach, das weiß ich nicht."

„Bei uns ist es der Vater; der ist so stark daß er sogar den Aslak durchwichsen kann, und der Aslak ist doch ganz nett stark, sag ich dir.“

„So?“

„Einmal hat er ein Pferd hochgehoben.“

„Ein Pferd?“

„Ja, das ist wirklich und wahrhaftig wahr, — er hat's doch selbst erzählt.“

Da zweifelte sie natürlich auch nicht mehr.

„Wer ist denn das, Aslak?“ fragte sie.

„O, das ist ein Schlimmer, sag ich dir. Vater hat ihn so durchgebläut, wie ich mein Lebtag noch niemand habe prügeln sehen.“

„Prügelt ihr euch denn da drüben bei euch?“

„Ja, manchmal — — ihr nicht?“

„Nein, nie.“

„Was tut ihr denn sonst?“

„Ach, die Mutter kocht das Essen, und strickt und näht, und die Kari auch, aber lange nicht so fein wie Mutter, die Kari ist nämlich ein Faulpelz. Die Randi sorgt für die Kühe, und der Vater ist mit den Knechten im Felde oder auch zu Haus.“

Diesen Bericht fand er durchaus befriedigend.

„Und alle Abend lesen wir, und dann singen wir,“ fuhr sie fort, „und Sonntags auch.“

„Alle miteinander?“

„Ja.“

„Das muß aber langweilig sein.“

„Langweilig? Mutter, er sagt — — —“

doch da besann sie sich, daß sie ja nicht hin durfte.

„Ich hab' man 'ne Menge Schafe," sagte sie.

„Ach!"

„Ja, und drei kriegen diesen Winter Lämmer, und das eine kriegt, glaube ich, ganz bestimmt zwei."

„So? Schafe hast du?"

„Ja, und Kühe habe ich auch und Schweine. Du nicht?"

„Nein."

„Komm mal rüber zu mir, dann schenk' ich dir ein Lamm. Und dann werden schon bald mehr daraus werden, warte man."

„Ei, das wäre aber zu famos."

Ein Weilchen standen sie schweigend.

„Könnte nicht Ingrid auch ein Lamm kriegen?" fragte er.

„Wer ist denn das?"

„Ingrid, Klein-Ingrid."

Nein, die kannte sie nicht.

„Ist sie kleiner als du?"

„Aber natürlich ist sie kleiner als ich — ungefähr so wie du."

„Ach wie nett, die mußt du mitbringen, ja?"

Ja, das wollte er gern.

„Aber," sagte sie, „wenn du ein Schäfchen kriegst, soll Ingrid lieber ein Ferkel kriegen."

Das fand er auch viel richtiger, und dann plauderten sie noch ein wenig von gemeinsamen

Bekannten, deren sie freilich nicht allzu viele hatten.

Die Eltern waren fertig, und es ging nach Hause.

In der Nacht träumte er von Solbakken und ihm war, als sähe er lauter weiße Schäfchen dort und ein kleines, blondes Mädel mit roten Bändern mitten dazwischen.

Ingrid und er sprachen täglich davon, wie es wohl werden würde. Sie hatten so viel Lämmer und Ferkelchen zu hüten, daß sie sich kaum zu drehen und zu wenden wußten. Indessen wunderten sie sich sehr darüber, daß sie nicht gleich hin durften. „Etwa weil das kleine Ding euch eingeladen hat?“ fragte die Mutter, „ich glaube gar!“

„Na ja, wartet nur bis der nächste Feiertag kommt,“ meinte Torbjörn, „dann werdet ihr's schon sehen.“

Der kam.

„Du sollst ja so'n entsetzlicher Prahlhans sein und so oft lügen und fluchen,“ sagte Synnöve da zu ihm, „nun darfst du nicht eher zu uns, bis du dir das abgewöhnt hast.“

„Wer sagt denn das?“ fragte Torbjörn erstaunt.

„Mutter.“

Ingrid erwartete ihn schon mit großer Spannung, und nun mußte er ihr und der Mutter erzählen, wie es ihm ergangen war.

„Siehst du wohl?“ sagte die Mutter.

Ingrid sagte gar nichts, aber von da an paßten sie und die Mutter ihm beide auf, wenn er prahlte oder fluchte. Aber einmal gerieten er und Ingrid in Streit, in wie weit „hol mich der Hund“ fluchen wäre oder nicht. Ingrid bekam Prügel von ihm, und von da an brauchte er den ganzen Tag lang das Wort „hol mich der Hund“. Am Abend aber hörte das der Vater.

„Wart mein Jungchen, er soll dich schon holen,“ sagte er und gab ihm einen Puff, daß er zu Boden taumelte. Torbjörn schämte sich am meisten vor Ingrid, aber sie kam nach einem Weilchen zu ihm und streichelte ihn.

Als dann ein paar Monate verflossen waren, kamen sie doch beide nach Solbakken hinüber; dann war Synnöve bei ihnen, sie wieder dort, und so ging es weiter, die ganze Kindheit hindurch. Torbjörn und Synnöve lernten um die Wette, sie gingen in dieselbe Schule, und er wurde schließlich tüchtiger als sie, so tüchtig, daß der Pastor sich seiner annahm. Mit Ingrid aber ging es langsamer, so daß die beiden ihr helfen mußten. Sie und Synnöve wurden so unzertrennlich, daß sie von den Leuten die Schneehühnchen genannt wurden, weil sie immer zusammenflogen und beide so hellblond waren.

Alle Augenblicke mal war Synnöve böse mit Torbjörn, weil er gar zu wild war und überall in Schlägereien geriet. Dann spielte Ingrid immer die Vermittlerin, und bald waren sie wieder gut

Freund. Wenn aber Synnöves Mutter von einer Schlägerei hörte, durfte er in der betreffenden Woche und auch meist in der nächsten nicht nach Solbakken. Aber Vater Sämund wagte niemand etwas davon zu erzählen; „er geht zu streng mit dem Jungen um," sagte die Frau und bat alle zu schweigen.

Wie sie nun so heranwuchsen, waren die drei Kinder gar lieblich anzuschauen, jedes in seiner Weise. Synnöve war hochgewachsen und schlank, mit gelben Haaren und einem zarten, leuchtenden Gesichtchen mit stillen, blauen Augen. Sie lächelte, wenn sie sprach, und die Leute sagten schon früh von ihr, es tue wohl, in den Lichtkreis dieses Lächelns zu kommen. Ingrid war kleiner, aber voller, hatte noch helleres Haar und ein ganz kleines, molliges, rundes Gesichtchen. Torbjörn war mittelgroß, doch sehr schön gebaut, mit dunklen Haaren, dunkelblauen Augen, scharfgeschnittenen Zügen und starken Gliedern. Er erzählte gern selbst, wenn er in der Wut war, daß er ebenso gut schreiben und lesen könne wie der Schulmeister und überhaupt niemand im ganzen Tal fürchte, — „außer Vater," dachte er bei sich, aber das sagte er nicht laut.

Torbjörn wollte gern früh konfirmiert werden; aber daraus wurde nichts; „solange du noch nicht konfirmiert bist, bist du noch ein Junge, und ich kann besser mit dir fertig werden," sagte der Vater.

So kam es denn, daß er, Synnöve und Ingrid gleichzeitig zum Konfirmandenunterricht gingen.

Synnöve hatte auch lange gewartet; sie ging schon ins sechzehnte Jahr. Man kann nie genug lernen, ehe man sein Gelübde vor Gott ablegt, hatte die Mutter stets gesagt, und Vater Guttorm hatte Ja dazu gesagt. So war es nicht zu verwundern, daß schon ein paar Freier um die Wege waren, der eine ein Sohn aus guter Familie, und der andere ein reicher Nachbar.

„'s ist doch zu toll! Das Mädel ist ja noch nicht mal konfirmiert."

„Nun ja, da müssen wir sie eben konfirmieren lassen," sagte der Vater. Synnöve selbst wußte aber nichts davon.

Im Pfarrhause mochten die weiblichen Mitglieder der Pastorfamilie Synnöve sehr gern leiden, und sie holten sie zu sich hinein, um mit ihr zu plaudern. Ingrid und Torbjörn blieben draußen unter den anderen zurück, und als ein Junge zu ihm sagte:

„Na, haben sie dich nicht mit 'neingelassen? Wart' nur, die da drinnen werden dir das Mädel noch vor der Nase wegschnappen!" so kostete das dem Jungen ein blaues Auge.

Von da an wurde es Sitte unter den Jungens, ihn mit Synnöve zu necken, und es zeigte sich bald, daß nichts ihn so in Harnisch bringen konnte. Auf Grund dieser Neckereien kam es schließlich in einem Wald hinter dem Pfarrhaus zu einer großen

verabredeten Prügelei. Die Sache nahm solchen Umfang an, daß Torbjörn es mit einem ganzen Rudel Jungens auf einmal zu tun bekam.

Die Mädchen waren vorweggegangen, es war also niemand da, der sich hätte ins Mittel legen können, und daher wurde es schlimmer und schlimmer. Ergeben wollte er sich nicht, immer mehr drangen auf ihn ein, und so hieß es eben, sich auf alle erdenkliche Weise zu verteidigen, und dabei setzte es Schläge, die später selbst erzählten, was sich zugetragen hatte. Die Ursache wurde sofort bekannt, und es entstand ein eifriges Geschwätz in der Bygd.

Am nächsten Kirchsonntag wollte Torbjörn nicht zur Kirche; und als sie zum Konfirmandenunterricht sollten, meldete er sich krank. Ingrid ging daher allein. Als sie nach Hause kam, fragte er, was Synnöve gesagt habe. „Nichts."

Als er dann wieder mitging, meinte er, alle Leute sähen ihn an, und die Konfirmanden kicherten. Aber Synnöve kam später als die anderen und war an dem Tag viel bei Pastors drin.

Er fürchtete Schelte vom Pastor zu bekommen, aber merkte bald, daß die beiden einzigen im ganzen Tal, die nichts von der Schlägerei wußten, sein eigener Vater und der Pastor waren. Nun, das ließ sich ja hören, aber wie er mit Synnöve wieder anbinden sollte, das wußte er nicht; denn zum erstenmal hatte er keinen rechten Mut, Ingrid um ihre Vermittlung zu bitten. Nach beendetem Unter=

richt war Synnöve wieder bei Pastors; er wartete, solange noch eine Menschenseele auf dem Platz war; doch zuletzt mußte auch er gehen.

Ingrid war unter den ersten gegangen.

Das nächste Mal war Synnöve schon vor allen anderen da und ging mit einem der Fräulein und einem jungen Herrn im Garten spazieren.

Das Fräulein grub Blumen aus, und gab sie Synnöve; der Herr half ihr, und Torbjörn stand draußen unter den anderen und guckte zu.

Sie gaben ihr so laut, daß alle draußen es hören konnten, Anweisung, wie die Blumen gepflanzt werden müßten, und Synnöve versprach, es eigenhändig zu tun, damit es genau so gemacht wurde, wie sie es gesagt hatten.

„Allein kannst du das aber nicht," sagte der Fremde; und Torbjörn merkte sich das.

Als Synnöve zu den anderen hinauskam, erwiesen diese ihr noch größere Achtung als gewöhnlich; Synnöve ging auf Ingrid zu, begrüßte sie freundlich und fragte, ob sie nicht ein bißchen mit auf die Wiese kommen wolle. Dort setzten die beiden Mädchen sich hin; denn sie hatten lange nicht ordentlich miteinander geplaudert. Torbjörn blieb wieder unter den anderen zurück und sah Synnöves feine fremdländische Blumen an.

Diesmal ging Synnöve zugleich mit den anderen heim.

„Soll ich dir nicht die Blumen da tragen?" fragte Torbjörn.

„Das kannst du gern," antwortete sie freundlich, nahm aber dann, ohne ihn anzusehen, Ingrid bei der Hand und ging voran. Und am Fuß von Solbakken blieb sie stehen und sagte Ingrid Adieu.

„Das kleine Stückchen kann ich sie ganz gut allein tragen," sagte sie und nahm den Korb, den Torbjörn hingesetzt hatte.

Den ganzen Weg hatte er vorgehabt, sich anzubieten, ihr die Blumen zu pflanzen, aber jetzt konnte er sich nicht dazu entschließen, denn sie wandte sich so rasch ab. Doch später konnte er an nichts anderes denken, als daß er ihr doch beim Pflanzen hätte helfen sollen.

„Wovon sprecht ihr denn eigentlich immer ihr beiden?" fragte er Ingrid. „Ach, über gar nichts."

Als alle zu Bett gegangen waren, zog er sich leise wieder an und ging hinaus. Es war ein schöner Abend, lau und still. Der Himmel hatte einen feinen Schleier von blaugrauen Wölkchen, die hier und da zerrissen waren, so daß das dunkle Blau wie ein Auge herauslugte. Kein Mensch war um das Gehöft und im weiten Umkreise zu erblicken; nur im Grase zirpten auf allen Seiten die Grillen, eine Wachtel zwitscherte zur Rechten, zur Linken antwortete eine andere, und dann hub im Grase ein Singen an, von einer Stelle zur anderen, daß ihm war, wie er da so ging, als habe er ein großes Gefolge, obgleich er niemand sehen konnte. Der Wald zog sich anfangs blau und dann

dunkler und dunkler die Halde hinan und schien ein einziges Nebelmeer. Aus dem Innern her aber hörte er den Birkhahn balzen und sein Kommen melden und eine vereinzelte Eule schreien und den Bergbach mächtiger denn je seine uralten harten Verse singen, — jetzt, da alles sich niedergelassen hatte, um ihm zuzuhören. Torbjörn sah nach Solbakken hinüber und ging weiter. Er bog ab von den geordneten Pfaden, ging mit raschen Schritten hinüber und stand bald in dem Gärtchen, das Synnöve gehörte und das gerade unter dem einem Giebelfenster lag, jenem Fenster, hinter dem sie schlief. Er lauschte und spähte, doch alles war still. Dann sah er sich nach Arbeitsgerät um und fand wirklich Spaten und Rechen. Auf einem Beet war schon mit dem Umgraben angefangen; nur ein ganz kleines Stückchen war fertig geworden, aber zwei der Blumen waren bereits eingesetzt, vermutlich um zu sehen, wie es sich ausnahm. „Sie ist müde geworden, die arme Kleine, und hat es liegen lassen," dachte er; hier ist ein Mann nötig, dachte er weiter, und machte sich an die Arbeit; er fühlte durchaus keine Schlaflust, ja, er fand sogar, er habe noch nie so leichte Arbeit getan. Er erinnerte sich, wie die Blumen gepflanzt werden sollten, erinnerte sich auch des Pfarrgartens, und brachte alles schön in Ordnung. Darüber verstrich die Nacht, aber er merkte es nicht, er gönnte sich kaum Ruhe, und bald war das ganze Beet umgegraben, die Blumen gepflanzt, und die eine oder

andere umgepflanzt, damit sie noch besser zur Geltung käme; dann und wann lugte er nach dem Giebelfenster hinauf, ob nicht doch vielleicht jemand es merkte. Doch kein Mensch war zu sehen, weder hier noch anderwärts, nicht einmal einen Hund hörte man bellen, bis dann der Hahn zu krähen anfing und die Waldvögel weckte, die einer nach dem anderen aufflogen, um ihr „Guten Morgen“ zu singen. Während er dastand und die Erde glatt klopfte, fielen ihm die Märchen wieder ein, die Aslak ihm erzählt hatte, und wie er einst geglaubt hatte, auf Solbakken wimmelte es von Trolls und Heinzelmännchen. Er sah nach dem Bodenfenster hinauf und lächelte in dem Gedanken, was Synnöve wohl morgen früh denken würde. Es war schon ganz hell geworden, die Vögel machten schon einen Heidenspektakel, drum schwang er sich über den Zaun und eilte heim. Nun mochte nur einer behaupten, er sei es, der in Synnöve Solbakkens Garten gewesen sei und Blumen gepflanzt habe.

Drittes Kapitel

Bald munkelte man im Tal allerlei, aber mit Sicherheit wußte niemand etwas zu sagen. Seitdem die beiden konfirmiert waren, sah man Torbjörn nie mehr auf Solbakken, und das konnten die Leute sich nun gar nicht zurechtreimen. Ingrid ging oft hinüber;

und Synnöve und sie liefen dann am liebsten in den Wald; „aber nicht zu lange bleiben," rief die Mutter ihnen nach. „Nein, nein," antwortete Synnöve — und kam nicht vor Abend wieder heim.

Die beiden Freier meldeten sich wieder.

„Solche Dinge muß sie mit sich selbst abmachen," sagte die Mutter, und der Vater stimmte ihr bei. Aber als Synnöve beiseite genommen und gefragt wurde, gab es Körbe. Noch andere meldeten sich, aber niemals hörte man, daß einer von Solbakken das Glück mit heimgebracht hätte. Eines Tages, als sie und die Mutter die Milcheimer scheuerten, fragte die Mutter, wer ihr denn eigentlich im Sinn läge. Das kam Synnöve so überraschend, daß sie rot wurde.

„Hast du dich irgend einem versprochen?" fragte sie wieder, und sah sie forschend an.

„Nein," antwortete Synnöve rasch.

Dann wurde über dies Kapitel nicht mehr gesprochen.

Da sie weit und breit die beste Partie war, so folgte ihr, wenn sie zur Kirche ging, dem einzigen Orte, wo sie außer dem Hause zu sehen war, manch verlangender Blick; man sah sie nämlich nie beim Tanz, oder bei anderen Lustbarkeiten, da die Eltern Haugianer waren. Torbjörn saß im Kirchenstuhl ihr gegenüber, aber so viel man sehen konnte, sprachen die beiden nie miteinander. Trotzdem glaubte ein jeder zu wissen, daß zwischen den beiden etwas los sein müsse, und da sie nicht miteinander

verkehrten wie andere junge Liebesleute im Tal, fing man an, sich allerlei über die beiden zu erzählen. Torbjörn war eigentlich nicht recht beliebt. Das fühlte er selbst; denn er kehrte immer seine rauheste Seite vor, wenn er mit anderen zusammen war, besonders beim Tanz oder auf Hochzeiten; und dann kam es bisweilen vor, daß er sich direkt in eine Schlägerei verwickelte. Das wurde jedoch seltener, je mehr die anderen Burschen zu fühlen bekamen, wie stark er war; darum gewöhnte Torbjörn sich schon früh daran, nicht zu dulden, daß jemand ihm zu sehr im Wege stünde.

„Du handelst jetzt auf eigene Faust, mein Junge," sagte Vater Sämund zu ihm, „aber vergiß nicht, daß meine vielleicht doch noch stärker ist als deine."

Herbst und Winter vergingen, der Frühling kam, und noch immer wußten die Leute nichts Bestimmtes. Über all die Körbe, die Synnöve ausgeteilt hatte, liefen so viele Gerüchte um, daß man sie fast ganz ihre eigenen Wege gehen ließ. Nur Ingrid war immer um sie; die beiden Mädchen sollten in diesem Jahre zusammen auf die Alm, da die Solbakkener Leute ein Stück von der Granlider Alm gekauft hatten. Man hörte Torbjörn, der dort allerlei für sie zurecht machte, oben an den Halden singen. An einem schönen Tage, als es schon zum Abend neigte und er mit der Arbeit fertig war, setzte er sich hin und dachte an dieses und jenes. Meist dachte er freilich an all das, was im Tale ge-

schwatzt wurde; er legte sich auf den Rücken in das rote und braune Heidekraut und starrte, die Hände unter dem Kopf verschränkt, in den Himmel hinauf, der sich da blau und leuchtend hinter den dichtbelaubten Baumkronen wölbte. Die grünen Blätter und die Tannennadeln flossen in einem zitternden Strom in das Blau hinüber, und die dunklen Zweige, die das Blau durchschnitten, zeichneten wildphantastische Figuren hinein. Doch der Himmel selbst war nur zu sehen, wenn ein Blatt zur Seite wehte; weiter hinten zwischen den Wipfeln, die einander nicht erreichten, brach er wie ein breiter Fluß hervor und floß in übermütigen Windungen dahin. Das brachte seine Seele in Stimmung, und er begann das, was er sah, zu einem Bilde zu formen. — — Die Birke lachte wieder aus tausend Augen zur Sonne hinauf, die Föhre stand in stummer Verachtung und sträubte ihre Nadeln nach allen Seiten, denn je schmeichelnder die Lüfte wehten, desto kräftiger gediehen all die Kränklinge rings um sie, und schossen empor und streckten der Fichte ihr frisches Laub gerade unter die Nase. „Möcht' wissen, wo ihr den Winter über gesteckt habt," fragte die Föhre, fächelte sich und schwitzte Harz in der unerträglichen Hitze. „'S ist doch wirklich zu arg — so hoch im Norden — Pfui!"

Aber da war eine altersgraue, kahle Fichte, die über alle anderen hinweg sehen, und noch obendrein einen fingerreichen Zweig fast senkrecht hinabbeugen und einen mutwilligen Ahornbaum beim obersten

6*

Haarschopf packen konnte, so daß dieser bis in die Knie hinunter zitterte. Diese klafterdicke Föhre hatten die Menschen immer höher und höher hinauf abgeästet, bis sie plötzlich, der ganzen Sache überdrüssig, einen solchen Schuß in die Luft tat, daß die dünne Tanne daneben ängstlich wurde und sie fragte, ob sie denn gar nicht an die Winterstürme dächte. „An die Winterstürme," sagte die Föhre und versetzte der kleinen Tanne mit Hilfe des Nordwindes eine solche Ohrfeige, daß sie beinahe die Kontenance verloren hätte, und das war schlimm genug. Die starkgliedrige finstre Föhre hatte nun so mächtig in der Erde Fuß gefaßt, daß ihre Zehen sechs Ellen weit daraus hervorragten und immer noch dicker waren, als die Weide an ihrer dicksten Stelle, was diese eines Abends verschämt dem Hopfen zuflüsterte, der sie verliebt umschlungen hielt. Die bärtige Föhre war sich ihrer Macht bewußt und rief den Menschen zu, indem sie hoch über ihrem Machtbereich Ast auf Ast in die wilde Luft hinaufjagte: „Jetzt versucht's mal, ob ihr meine Äste kriegt."

„Nein, die kriegen sie nie," sagte der Adler, ließ sich gnädig herab, legte seine Schwingen mit Würde zusammen und putzte etwas gemeines Schafsblut von seinen Federn ab. „Ich denke, ich werde die Königin auffordern, sich hier niederzulassen — sie geht mit ein paar Eiern, die sie legen möchte," fügte er leiser hinzu und blickte auf seine kahlen Beine hernieder, denn er schämte sich, weil ihm ein

paar süße Erinnerungen an jene frühesten Lenztage geflogen kamen, wo man halb verrückt war über die erste Sommerwärme. Doch bald hob er das Haupt wieder und blickte unter den federbuschigen Augenbrauen hinauf nach den schwarzen Felsenhängen, ob nicht irgendwo dort die Königin eierschwer und leidend kreise. Auf flog er, und bald konnte die Föhre das Paar hoch oben im klaren Blau sehen, wo sie in gleicher Höhe mit dem höchsten Gipfel segelten und ihre häuslichen Angelegenheiten verhandelten. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie etwas in Unruhe war, denn so fein sie sich auch schon fühlte, noch feiner wäre es doch, ein Adlerpaar wiegen zu dürfen. Nun ließen sie sich beide herab und kamen direkt auf sie zugeflogen; sie sprachen nicht miteinander, sondern machten sich gleich daran, Zweige herbeizuholen. Die Föhre machte sich, wenn möglich noch breiter, — wer hätte sie auch daran verhindern können.

Aber im ganzen übrigen Walde begann man eifrig zu schwatzen, als man sah, welche Ehre der Großfichte widerfahren war. Da war eine kleine, nette Birke, die sich in einem Wässerlein spiegelte und ein Anrecht auf die Liebe eines grauweißen Hänflings zu haben glaubte, der in ihren Zweigen sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte. Sie hatte ihm direkt ins Schnäbelchen hineingeduftet, hatte Käferchen an ihre Blätter festgeklebt, so daß er nur zuzulangen brauchte, ja zuletzt in der Hitze hatte sie ein kleines dichtes Haus von frischen Blättern zu=

sammengebaut, so daß der Hänfling wirklich drauf und dran war, sich für den Sommer häuslich dort einzurichten. Und nun: Nun hatte der Adler sich auf der Großfichte niedergelassen, und weg mußte er.

War das ein Kummer! Er sang ein trillerndes Abschiedslied, aber ganz leise, damit der Adler es ja nicht merkte.

Nicht besser erging es den kleinen Spatzen dort im Erlengebüsch. Die hatten einen solchen Heidenspektakel gemacht, daß eine Drossel, die dicht daneben auf einer Esche wohnte, nie zur rechten Zeit einschlafen konnte und mitunter ganz blitzwütend wurde und zu schimpfen anfing. Ein ernsthafter Hackspecht im Nachbarbaum hatte darüber so gelacht, daß er beinahe von seinem Ast gepurzelt wäre. Da sahen sie auf einmal den Adler auf der Großfichte und Drossel und Spatz und Hackspecht und alles, was fliegen konnte, mußte Hals über Kopf auf und davon über die Zweige und unter die Zweige. Aber die Drossel schwor noch im Fortfliegen, sie würde nie wieder so mieten, daß sie die Spatzen als vis-à-vis bekäme.

So stand der Wald ringsum sinnend und verlassen mitten im munteren Sonnenschein. Seine einzige Freude sollte nun die Großfichte sein, aber das war eine armselige Freude. Bang beugte sich der Wald, wenn der Nordwind kam, die Großfichte peitschte die Luft mit ihren mächtigen Zweigen und der Adler umkreiste sie ruhig und besonnen, als sei es nur ein kriechender Stoßwind, der vom Walde

her ein bißchen lumpigen Weihrauch zu ihm hinaufträge. Aber die ganze Föhrensippe war froh. Keiner einzigen fiel es ein, daß sie selbst in diesem Jahr kein Nest zu wiegen bekam. „Weg," sagten sie, „wir gehören zur Familie."

— — — — „Na, an was denkst du denn eigentlich?" fragte Ingrid, — — sie trat lachend aus dem Gebüsch hervor, und beugte es zur Seite.

Torbjörn sprang auf.

„Ach, es geht einem so mancherlei im Kopfe herum," sagte er und sah trotzig über die Bäume hin. „Die Leute in der Bygde schwatzen auch zu viel dummes Zeug," fügte er hinzu, und bürstete wenig Staub von sich ab.

„Warum kümmerst du dich denn um das, was die Leute sagen?"

„Ach, ich weiß selbst nicht, aber — — — bis jetzt haben die Leute noch nie etwas gesagt, was ich nicht wirklich in meinen Gedanken gehabt hätte, wenn ich es auch nicht grad getan habe."

„Wie häßlich."

„Freilich ist es häßlich," sagte er, und nach einem Weilchen fügte er hinzu: „aber wahr ist's."

Sie setzte sich ins Gras, er blieb stehen und sah vor sich hin.

„Ich kann leicht so werden wie sie mich haben wollen, sie sollten mich lieber lassen, wie ich bin."

„Dann ist es aber schließlich doch deine Schuld."

„Meinetwegen, aber die anderen sind mitschuldig. Ich will Ruhe haben, Ruhe, sage ich," schrie er beinahe und blickte zum Adler hinauf.

„Aber Torbjörn," flüsterte Ingrid. Er wandte sich und lachte. „Sei nur still," sagte er, „wie gesagt, es geht einem so viel im Kopf herum, — hast du heute mit Synnöve gesprochen?"

„Ja, sie ist schon auf die Alm gezogen."

„Heute schon?"

„Ja."

„Mit dem Vieh von Solbakken?"

„Ja."

„Tralala."

> Und die Sonne lacht auf ihr Bäumelein
> Triumlire.
> Was stehst du denn da, du Goldschätzelein
> Triumla, triumli,
> und's Vöglein schrie:
> „was ist los?"

„Morgen lassen wir das Vieh aus," sagte Ingrid; sie wollte seinen Gedanken eine andere Richtung geben —

„Ich werde es treiben helfen," sagte Torbjörn.

„Nein, Vater will selbst mit dabei sein," sagte sie.

„So," sagte er und schwieg.

„Er hat heute nach dir gefragt," sagte sie.

„Wirklich?“ sagte Torbjörn, schnitt mit seinem Taschenmesser einen Zweig ab und fing an, ihn zu schälen.

„Du solltest ein bißchen öfter mit Vater reden,“ sagte sie freundlich; „er hat dich sehr lieb,“ fügte sie hinzu.

„Kann schon sein,“ sagte er.

„Er spricht so oft von dir, wenn du draußen bist.“

„Um so seltener, wenn ich drin bin.“

„Das ist aber deine Schuld.“

„Kann sein.“

„Sprich nicht so, Torbjörn, du weißt nur zu gut, was zwischen euch steht.“

„Was denn?“

„Muß ich dir das sagen?“

„Das kommt wohl auf eins 'raus, Ingrid, du weißt genau soviel wie ich.“

„Ja, freilich. Du treibst dich zu viel auf eigene Hand herum; du weißt, das mag er nicht.“

„Glaub's schon, er möcht mir am liebsten den Arm festbinden.“

„Ja, wenn du damit schlägst.“

„Sollen die Leute etwa tun und sagen dürfen, was sie wollen?“

„Nein, aber du kannst ihnen doch ein bißchen aus dem Wege gehen, das hat er selbst auch getan, und darum ist er ein geachteter Mann geworden.“

„Vielleicht haben sie ihn nicht so gequält.“

Ingrid schwieg ein wenig, dann fuhr sie fort, nachdem sie sich umgesehen hatte: „es nützt wohl doch nichts, wieder davon anzufangen. Ich meine nur — da, wo du weißt, daß du mit Feinden zusammentriffst, solltest du dich fern halten."

„Nein, eben da will ich erst recht sein. Ich heiße doch nicht umsonst Torbjörn Granliden."

Er hatte die Rinde von dem Zweige abgeschält, und schnitt ihn nun mitten durch. Ingrid sah ihn an und fragte etwas zögernd: „Gehst du am Sonntag nach Nordhaug?"

„Ja."

Es entstand eine kleine Pause, dann sagte sie, ohne ihn anzublicken: „Weißt du, daß der Knut Nordhaug zur Hochzeit seiner Schwester heimgekommen ist?"

„Ja."

Jetzt sah sie ihn an: „Torbjörn, Torbjörn!"

„Soll er sich vielleicht wieder wie früher zwischen mich und andere drängen dürfen?"

„Das tut er ja gar nicht, jedenfalls nicht mehr als andere wollen."

„Wer weiß denn, was andere wollen."

„Das weißt du ganz genau."

„Sie selbst sagt jedenfalls gar nichts."

„Ach, wie du nur so reden kannst," sagte Ingrid, sah ihn unwillig an, stand auf und blickte sich um. Er warf seine Zweigstücke fort,

steckte das Messer in die Scheide und wandte sich zu ihr.

„Weißt du was? — manchmal bin ich die ganze Geschichte satt. Die Leute schwatzen ihr und mir die Ehre vom Leib, weil nichts offenkundig vor sich geht. Und außerdem — ich darf ja nicht mal nach Solbakken hinüber, weil ihre Eltern mich nicht leiden können, wie sie sagt. Ich darf sie nicht besuchen, wie andere Burschen ihre Mädels, weil sie eine von den Heiligen ist, — daß du's nur weißt."

„Torbjörn," sagte Ingrid und wurde etwas unruhig, aber er fuhr fort:

„Der Vater will auch kein Wort für mich einlegen. Verdienst du sie, dann kriegst du sie auch, sagte er. Geschwätz immer und ewig, Geschwätz einerseits und nicht die geringste Entschädigung für all das Geschwätz andererseits. Ja, ich weiß ja nicht einmal, ob sie wirklich" — Ingrid stürzte auf ihn los und legte ihm die Hand auf den Mund, indem sie sich umsah. Da wurde das Gebüsch wieder auseinander gebogen, und eine hohe, schlanke Gestalt mit flammendem Gesicht trat hervor; es war Synnöve.

„Guten Abend," sagte sie.

Ingrid sah Torbjörn an, als wollte sie sagen, „siehst du wohl?"

Torbjörn sah Ingrid an, als wollte er sagen: „Das hättest du nicht tun sollen." Keins von beiden sah Synnöve an.

„Darf ich mich ein wenig zu euch setzen, ich hab heut soviel laufen müssen."

Und sie setzte sich; Torbjörn wandte den Kopf, wie um nachzusehen, ob es da, wo sie sich hinsetzte, auch trocken wäre. Ingrid hatte ihre Augen nach Granliden hinunterschweifen lassen und rief mit einem Mal: „Herrje, Herrje, Fagerlin hat sich losgerissen und geht mitten im jungen Korn. Das garstige Vieh! Und Kelleros auch, nein, jetzt wird's wirklich zu toll; 's ist die höchste Zeit, daß wir bald auf die Alm kommen." Und sie lief auf und davon, die Halde hinab, und sagte nicht mal Adieu. Synnöve stand sofort auch auf.

„Willst du schon gehen?" fragte Torbjörn.

„Ja," sagte sie, blieb aber doch stehen.

„Du könntest gern noch ein bißchen bleiben."

„Ein andermal," kam es leise zurück.

„Das kann schön lange dauern."

Sie blickte auf, er sah sie jetzt auch an, aber es dauerte ein Weilchen, ehe etwas gesagt wurde.

„Setz dich doch wieder hin," sagte er etwas verlegen.

„Nein," antwortete sie und blieb stehen.

Er fühlte den Trotz in sich aufsteigen, aber da tat sie etwas, was er nicht erwartet hatte; sie ging einen Schritt vorwärts, beugte sich zu ihm, sah ihm in die Augen und sagte mit einem Lächeln:

„Bist du mir bös?" Und als er sie ansah, sah er, daß sie weinte.

„Nein," sagte er, feuerrot im Gesicht.

Er streckte die Hand aus; aber da ihre Augen so voll von Tränen waren, merkte sie es nicht, und er zog sie zurück. Endlich fragte er:

„Du hast es also gehört?"

„Ja," sagte sie, sah auf und lachte; aber ihre Augen waren jetzt noch mehr von Tränen verschleiert als vorhin.

Er wußte nicht recht, was er tun oder sagen sollte; da entfielen ihm die Worte:

„Es war vielleicht häßlich von mir, nicht?"

Das sagte er sehr sanft; sie sah vor sich nieder und wandte sich halb ab.

„Du darfst nicht urteilen über das, was du nicht kennst"; das wurde mit halb erstickter Stimme gesagt und ihm wurde ganz unbehaglich dabei zumute; er kam sich vor wie ein Schulbube und daher sagte er auch, da ihm nichts besseres einfiel, „verzeih mir".

Aber nun brach sie erst wirklich in Tränen aus.

Das konnte er nicht aushalten, er ging zu ihr, legte seinen Arm um sie und neigte sich über sie: „Hast du mich denn auch wirklich lieb, Synnöve?"

„Ja," schluchzte sie.

„Aber es macht dich nicht glücklich?"

Sie antwortete nicht.

„Es macht dich nicht glücklich," wiederholte er.

Jetzt weinte sie noch heftiger als zuvor und wollte sich ihm entwinden.

„Synnöve,“ flüsterte er, sie fester an sich ziehend.

Sie lehnte sich an ihn und weinte sich aus.

„Komm, jetzt reden wir ein wenig miteinander,“ sagte er und half ihr, sich ins Heidekraut zu setzen; er selbst setzte sich neben sie.

Sie trocknete ihre Augen und versuchte zu lächeln; aber es wollte nicht ganz gelingen.

Er hielt eine ihrer Hände und sah ihr in die Augen.

„Sag mir, Liebste, warum darf ich nicht zu euch nach Solbakken kommen?“

Sie schwieg.

„Hast du nie darum gebeten?“

Keine Antwort.

„Warum denn nicht?“ fragte er und zog ihre Hand näher an sich. — — — — —

„Ich wage es nicht,“ sagte sie ganz leise.

Seine Stirn verfinsterte sich, er zog den einen Fuß an, stützte den Ellenbogen auf's Knie und legte den Kopf in die Hand. — — — —

„Auf diese Weise werde ich wohl nie dahin kommen,“ sagte er endlich.

Statt aller Antwort fing sie an Heidekraut auszurupfen.

„Na ja .... ich mag ja manches getan haben .... was .... nicht war wie es sein sollte .... Aber man muß doch ein bißchen Nachsicht mit mir haben .... Ich bin nicht schlecht — Hier machte er eine Pause — Ich bin ja auch noch jung .... Kaum zwanzig Jahre alt .... ich ....“ Er konnte nicht gleich weiter.

„Aber eine die mich wirklich lieb hätte,“ begann er wieder .... müßte doch .... Und hier blieb er ganz stecken.

Da hörte er neben sich gedämpft:

„Du mußt nicht so reden .... du weißt nicht, wie viel man .... ich wage es nicht mal, Ingrid zu sagen ....“ (und dann wieder heftiges Schluchzen), „ich — ich leide so viel ....!“

Er schlang seine Arme um sie und drückte sie fest an sich.

„Sprich mit deinen Eltern,“ flüsterte er, „und du sollst sehen, alles wird noch gut.“

„Es hängt alles von dir ab,“ sprach sie leise.

„Von mir?“

Da wandte sich Synnöve zu ihm und schlang ihren Arm um seinen Nacken.

„Wenn du mich so lieb hättest, wie ich dich ....“ sagte sie innig, mit einem Versuch zu lächeln. —

„Und das tät' ich nicht?“ fragte er leise und sanft.

„Nein, nein, du nimmst nie einen Rat von mir an; du weißt, was uns vereinigt, aber du tust es nicht, — warum nicht?“

Und da sie nun einmal im Gange war, fuhr sie in einem Zuge fort: „Herr Gott, wenn du wüßtest, wie ich auf den Tag gehofft habe, wo ich dich drüben auf Solbakken sehen würde! Aber immer muß man etwas zu hören kriegen, was nicht so ist, wie es sein sollte .... und dann müssen's noch dazu die eigenen Eltern sein, die es einem erzählen.“

Da ging ihm gleichsam ein Licht auf; er sah sie deutlich dort drüben auf Solbakken umhergehen, immer hoffend, daß endlich mal ein kleiner, friedlicher Augenblick käme, wo sie ihn freudig ihren Eltern zuführen könnte, — aber nie hatte er ihr einen solchen Augenblick gewährt.

„Das hättest du mir früher sagen sollen."

„Hab ich das denn nicht getan?"

„Nein, nicht so."

Sie sann ein wenig darüber nach, dann sagte sie, während sie ihren Schürzenzipfel in Fältchen legte: „Dann hab ich's vielleicht nicht getan, weil .... ich's nicht recht wagte."

Aber der Gedanke, daß sie sich vor ihm fürchten könnte, rührte ihn so, daß er zum erstenmal in seinem Leben ihr einen Kuß gab.

Da ging eine solche Veränderung mit ihr vor, daß sie plötzlich zu weinen aufhörte, und ihr Blick unsicher wurde; sie versuchte zu lächeln, sah vor sich nieder, dann endlich zu ihm auf, und jetzt lächelte sie wirklich. Sie sprachen nichts mehr, doch ihre Hände fanden sich wieder; aber keines wagte zuzudrücken. Dann zog sie sich sanft zurück, und fing an Augen und Gesicht zu trocknen und ihr Haar, das ein wenig wirr geworden war, zu glätten. Und er dachte, während er da neben ihr saß und sie betrachtete, in seinem stillen Sinne: Ist sie nun mal schamhafter als die anderen Mädchen in der Bygde und will sie anders angefaßt werden, so soll man nichts darauf sagen.

Er begleitete sie bis zur Alm hinauf, die nicht weit davon lag. Er wäre zu gern Hand in Hand mit ihr gegangen, aber es war ein Gefühl über ihn gekommen; als ob er sie kaum berühren dürfe, und es kam ihm fast wunderlich vor, daß er an ihrer Seite gehen durfte.

Deshalb sagte er auch, als sie sich trennten: „Jetzt soll's aber eine Weile dauern, eh' du wieder was Schlimmes über mich zu hören bekommst."

Zu Hause fand er seinen Vater beschäftigt, Korn vom Stabbur auf die Mühle zu tragen. Denn die Nachbarn ließen auf der Granlider Mühle mahlen, wenn ihre eigenen Bäche ausgetrocknet waren; der Granlider Bach war nie trocken. Eine Menge von Säcken sollten hinübergetragen werden — einige mittelgroß und andere außerordentlich groß. Die Frauen standen daneben und rangen Wäsche aus. Torbjörn ging zum Vater und nahm einen Sack.

„Soll ich dir nicht ein bißchen helfen?"

„O, ich kann's schon allein," antwortete Sämund, schwang rasch einen Sack auf den Rücken und ging auf die Mühle zu.

„Es sind Säcke genug da," sagte Torbjörn, nahm zwei große Säcke, stemmte sich mit dem Rücken dagegen, packte über die Schulter weg einen mit jeder Hand, indem er sie seitwärts mit den Ellenbogen stützte. Auf halbem Wege begegnete er Sämund, der wieder neue holen kam. Der Vater sah ihn hastig an, sagte aber nichts. Als nun

Torbjörn seinerseits nach dem Stabbur zurückging, begegnete er Sämund mit zwei noch größeren Säcken. Diesmal nahm Torbjörn einen kleinen Sack. Als Sämund ihm begegnete, sah er ihn wieder an und diesmal länger als vorhin. Einmal traf es sich, daß sie gleichzeitig zum Stabbur kamen.

„Die von Nordhaug haben hergeschickt," sagte Sämund, „sie wollen dich Sonntag zur Hochzeit drüben haben."

Ingrid sah von ihrer Arbeit flehend zu ihm auf; die Mutter ebenfalls.

„So?" antwortete Torbjörn trocken, aber nahm diesmal die beiden größten Säcke, die er finden konnte.

„Gehst du hin?" fragte Sämund finster.

„Nein."

Viertes Kapitel

Die Granlidalm hatte eine sehr schöne Lage. Man konnte von da oben die ganze Bygde überschauen, vor allem Solbakken, umgeben von seinen vielfarbigen Wäldern; dann die anderen Gehöfte, jedes in einem Ring von Wald, so daß die grüne Wiese mit den Gebäuden drauf aussah wie ein Friedensfleckchen, gewaltsam der wilden Natur abgerungen. Vierzehn Höfe konnte man von der Granlidalm aus zählen. Aber von den Granlider Häusern selbst waren nur die Dächer sichtbar und

auch nur die höchsten Punkte der Alm. Die Mädchen saßen trotzdem oft dort oben und sahen hinunter, wie der Rauch aus dem Schornstein stieg.

„Jetzt kocht Mutter das Mittagessen,“ sagte Ingrid; „heute giebt's Pökelfleisch und Speck.“

„Hörst du, jetzt werden die Mannsleute gerufen,“ sagte Synnöve. „Wo sie wohl heute arbeiten? Und ihre Augen folgten dem Rauch, wie er eilig und übermütig in die feine sonnenfrohe Luft hinaufwirbelte, aber bald langsamer und nachdenklicher wurde, — dann in einem breiten Strom über dem Wald dahinfloß, immer dünner, zuletzt wie ein wehender Schleier und kaum mehr sichtbar. Viele Gedanken stiegen da in ihrer Seele auf und legten sich über die Bygde. Heute trafen sie auf Nordhaug zusammen. Es war einige Tage nach der Hochzeit, aber da diese sechs Tage lang dauern sollte, tönten noch immer alle Augenblicke Schüsse und vereinzelte Rufe, von der allerkräftigsten Sorte, zu ihnen herauf.“

„Da geht's lustig zu,“ sagte Ingrid.

„Ich beneide sie nicht drum,“ sagte Synnöve und nahm ihr Strickzeug.

„'s wär' aber doch ganz spaßhaft, mit dabei zu sein,“ sagte Ingrid, die im Grase hockte und nach dem Hof hinüberschaute, wo zwischen den Gebäuden Leute hin und her gingen, — einige nach dem Stabbur hin, wo wohl Tische mit Speisen bereit standen, andere weiter weg, paarweise und in vertraulichem Geplauder.

7*

„Ich wüßte gar nicht, nach was man sich da eigentlich sehnen sollte," sagte Synnöve.

„Ich weiß es selbst kaum," sagte Ingrid, die noch immer in derselben Stellung hockte. „Es muß wohl das Tanzen sein," fügte sie dann hinzu. Darauf antwortete Synnöve nichts.

„Hast du noch nie getanzt?" fragte Ingrid.

„Nein."

„Glaubst du denn, daß Tanzen Sünde ist?"

„Ich weiß nicht recht."

Ingrid sprach vorläufig nicht weiter davon, denn ihr fiel ein, daß die Haugianer das Tanzen aufs strengste verpönten, und sie wollte nicht näher untersuchen, wie in diesem Stücke Synnöves Verhältnis zu ihren Eltern war. Aber wie nun ihre Gedanken weiter wanderten, sagte sie nach einem Weilchen: „Torbjörn ist doch der beste Tänzer, den ich kenne."

Synnöve zögerte ein wenig, ehe sie sagte:

„Ja, er soll gut tanzen."

„Du solltest ihn nur 'mal tanzen sehen," platzte Ingrid heraus und wandte sich ihr zu. Aber schnell antwortete Synnöve.

„Nein, das will ich nicht."

Das machte Ingrid ein wenig stutzig.

Synnöve beugte sich über ihr Strickzeug und zählte ihre Maschen auf die Nadel. Mit einem Male ließ sie ihr Strickzeug in den Schoß fallen, sah gerade vor sich hin und sagte: „So herzensfroh wie heut bin ich doch lange nicht gewesen."

„Warum denn?“ fragte Ingrid.

„Ach, weil er heute nicht mit auf Nordhaug ist.“ Ingrid saß in ihre eigenen Gedanken versunken. „Ja, ja,“ sagte sie, „manch ein Mädel dort wird sich wohl nach ihm sehnen.“ Synnöve öffnete den Mund, als wolle sie sprechen, sie sagte jedoch nichts, zog eine Stricknadel heraus und fing mit einer neuen an.

„Torbjörn sehnt sich selbst ganz gewiß auch dahin, darauf möcht' ich wetten,“ sagte Ingrid, aber merkte erst hinterher, was sie gesagt hatte, und sah Synnöve an, die mit feuerrotem Gesicht dasaß und strickte. Nun dachte Ingrid in aller Eile über das ganze Gespräch nach, klatschte dann in die Hände, rutschte auf den Knien durch das Heidekraut, bis sie vor Synnöve lag, und sah ihr gerade in die Augen, aber Synnöve strickte eifrig weiter. Da lachte Ingrid und sagte: „Hör mal, mein Herz, ich wette, du hast mir die ganze lange Zeit über etwas verheimlicht.“

„Was sagst du da?“ fragte Synnöve, und warf ihr einen unsicheren Blick zu.

„Du ärgerst dich ja nicht darüber, daß Torbjörn tanzt,“ sagte Ingrid wie vorhin.

Die andere antwortete nichts. Ingrids ganzes Gesicht war nur ein einziges Schelmenlachen, und nun fiel sie Synnöve um den Hals und flüsterte ihr ins Ohr:

„Aber du ärgerst dich, weil er mit anderen tanzt als mit dir.“

„Dummes Zeug,“ sagte Synnöve, riß sich los und stand auf. Ingrid stand auch auf und lief ihr nach.

„Schade, daß du nicht tanzen kannst, Synnöve,“ sagte sie und lachte, „wirklich zu schade! Komm mal her, ich kann's dir ja ebensogut gleich auf der Stelle zeigen. Damit faßte sie Synnöve um die Taille.“

„Was willst du?“ fragte diese.

„Dich tanzen lehren, damit du nie in deinem Leben mehr den Kummer hast, daß er mit anderen tanzt als mit dir.“

Nun mußte auch Synnöve lachen, oder wenigstens so tun, als ob sie lachte.

„Aber wenn uns nun wer sähe!“ sagte sie.

„Die Antwort gesegne dir Gott, so dumm sie auch war,“ sagte Ingrid und fing schon an zu trällern und Synnöve im Takt zu drehen.

„Nein, nein, es geht nicht!“

„Unsinn, eben hast du noch gesagt, du wärst heute so froh, wie seit lange nicht; also komm.“

„Wenn's nur ginge!“

„Versuch's nur, wirst schon sehen, daß es geht.“

„Du bist zu wild, Ingrid!“

„So sagte der Kater zum Spatz, als der Spatz nicht still sitzen wollte, damit der Kater ihn erwischen könnte; komm!“

„Eigentlich habe ich ja auch Lust, aber — —“

„Jetzt bin ich also Torbjörn und du bist seine junge Frau, die nicht will, daß er mit anderen tanzt.“ —

„Aber —"

Ingrid trällerte; „Aber —," sagte Synnöve noch immer; doch da tanzte sie schon. Es war ein Springtanz, und Ingrid ging mit großen Schritten und mannhaftem Armschwingen voran, Synnöve hinterher mit trippelnden Schrittchen und niedergeschlagenen Augen, — und Ingrid sang:

Und Füchslein lag unterm Birkenbusch
:|: in der Heide, :|:
und Häslein hüpfte mit leichtem Husch
:|: durch die Heide. :|:
Juchhe, welch ein herrlicher Sonnenschein,
das gleißt und glitzert so wunderfein
:|: auf der Heide. :|:

Und Füchslein lacht hinterm Birkenast
:|: auf der Heide, :|:
und Häslein jagte in froher Hast
:|: durch die Heide. :|:
Wie bin ich so lustig und kreuzvergnügt,
juchhe — wie das kleine Häslein fliegt
:|: durch die Heide. :|:

Und Füchslein lauert am Birkenbaum
:|: auf der Heide, :|:
und Häslein taumelt im Wonnetraum
:|: durch die Heide. :|:
— Du hier? Hilf Gott, was willst du von mir?
— Ei, Schätzchen, wagst du zu tanzen hier
:|: auf der Heide? :|:

„Na, geht's?" fragte Ingrid, als sie atemlos inne hielten.

Synnöve lachte und sagte, sie möchte lieber einen Walzer tanzen.

„Ja, meinetwegen gern," meinte Ingrid, und sie stellten sich gleich auf, indem Ingrid ihr zeigte, wie sie ihre Füße setzen sollte. „Walzer tanzen ist nämlich schwer, sag' ich dir."

„Ach, es wird schon gehen, wenn wir nur in Takt kommen," sagte Synnöve, und Ingrid schlug vor, einen Versuch zu machen.

Das taten sie denn auch, Ingrid sang, und Synnöve sang mit, anfangs bloß summend, später kräftiger. Da aber hielt Ingrid inne, ließ sie los und schlug die Hände zusammen vor lauter Verwunderung: „aber du kannst ja Walzer tanzen," rief sie.

„Still, nicht mehr davon sprechen," sagte Synnöve, und damit faßte sie Ingrid wieder um und tanzte weiter.

„Aber wo hast du es denn nur gelernt —?"

„Trallalala," — und sie schwang Ingrid herum.

Da fing Ingrid recht erst aus Herzenslust an und sang dabei:

Sieh, hoch am Hauklid der Sonnenschein,
tanz, Schätzlein, tanz, bald wird's Abend sein;
der Strom hüpft eilig zum Meer hinab,
hoppla, wilder Gesell, dort harret dein Grab,
die Birke biegt sich im Wind juchhei,
hoppla, keckeste Maid! — was brach da entzwei?
sieh — —.

„Was für wunderliche Weisen du singst," sagte Synnöve.

„Ich weiß selbst gar nicht, was ich eigentlich singe, wirklich nicht; Torbjörn hat's gesungen."

„Das ist eins von dem Zuchthausbent seinen Liedern," sagte Synnöve, „ich kenne sie."

„Wirklich?" fragte Ingrid und wurde etwas ängstlich. Sie blickte vor sich hin und sagte nichts mehr. Plötzlich wurde sie aufmerksam auf jemanden da unten auf der Landstraße.

„Du guck mal, da kommt jemand von Granliden her, die Landstraße heruntergefahren."

Synnöve sah auch hin. —

„Ist er's?" fragte sie.

„Ja, es ist Torbjörn; er will nach der Stadt."

Es war wirklich Torbjörn, und er wollte nach der Stadt. Es war ein weiter Weg, und da sein Wagen schwer beladen war, fuhr er gemächlich die staubige Landstraße entlang. Diese liegt so, daß man sie von der Alm aus sehen konnte, und als er es nun von da oben her jodeln hörte, wußte er gleich, wer es war, stellte sich oben auf die Ladung und jodelte zurück, so daß es zwischen den Bergen widerhallte. Jetzt tönten Alphornklänge zu ihm hernieder, und er saß und lauschte, und als es aufhörte, stand er wieder auf und jodelte. So ging es weiter, und ihm wurde froh zumut. Er schaute nach Solbakken hinüber und fand, noch nie habe die Sonne dort so hell geschienen wie heute. Aber wie

er da so saß und hinüberschaute, vergaß er das Pferd ganz, und dieses lief wie es wollte. Da plötzlich fuhr er auf, denn das Pferd machte einen solchen Sprung nach der Seite, daß die eine Deichsel zerbrach, und nun jagte es in wildem Trab über die Felder von Nordhaug dahin; denn über diese führte der Weg. Er sprang im Wagen auf und hielt die Zügel straff, es entspann sich ein Kampf zwischen ihm und dem Pferd; dieses wollte über einen steilen Berghang hinaus, und er hielt es mit aller Kraft. Er bändigte es soweit, daß es sich bäumte, und nun sprang er ab und schlang, ehe das Pferd sich wieder in Trab setzen konnte, den einen Arm um einen Baum, — da mußte das Pferd stehen. Die Ladung war teilweise abgeworfen, die eine Deichsel zerbrochen und das Pferd zitterte am ganzen Körper. Er trat zu ihm, faßte es am Zaum und redete ihm freundlich zu, dann wendete er es, um vor dem Abhang sicher zu sein, falls es etwas ein zweites Mal hinunter wollte; still stehen konnte es nicht, so scheu wie es war, und er mußte ihm halb im Laufschritt folgen bis auf den Weg hinauf. Dabei mußte er an seinen eigenen Sachen vorbei, die da auf der Erde verstreut lagen, die Töpfe entzwei und der Inhalt zum Teil verdorben. Bisher war er nur allein von der Gefahr erfüllt gewesen, jetzt fing er an, sich die Folgen des Vorfalles klarzumachen und wurde wütend; ihm fiel ein, daß nun aus der Stadtreise nichts werden könne,

und je mehr Betrachtungen er anstellte, um so wütender wurde er. Auf dem Wege angekommen, scheute das Pferd zum zweitenmal und versuchte einen Sprung zu machen, um sich loszureißen, — und da brach sein Zorn los. Während er mit der linken Hand den Zaum hielt, versetzte er ihm mit der rechten, in der er die große Reisepeitsche hielt, Schlag auf Schlag, Schlag auf Schlag über die Lenden, so daß das Tier wütend wurde und ihm die Vorderhufe auf die Brust setzte. Aber er hielt es sich vom Leibe und schlug es noch ärger als zuvor aus aller Kraft mit dem dicken Ende der Peitsche. „Ich werde dir's schon eintränken, du verfluchter Gaul," und er schlug zu. Das Pferd wieherte und heulte, doch er schlug weiter. „Hei, jetzt sollst du 'mal 'ne Faust fühlen, die sich gewaschen hat," und er schlug. Das Pferd schnob, daß der Schaum ihm über die Hand troff, doch er schlug weiter. „Das soll das erste und das letzte Mal sein, du niederträchtiger Krüppel; da! und noch eins, und noch eins, da! Hei, du Lumpengaul, ich werd' dich schon Mannszucht lehren," und er schlug. Inzwischen hatten sie sich gedreht, das Pferd leistete keinen Widerstand mehr, es zitterte und bebte nur bei jedem Schlag, und drehte sich wiehernd, wenn die Peitsche in der Luft sich ihm näherte. Da fing Torbjörn an, sich ein bißchen zu schämen, er hielt inne. In demselben Augenblicke sah er am Rande des Grabens einen Menschen sitzen, der sich auf die Ellbogen stützte und ihn aus-

lachte. Er wußte nicht, wie es zuging, aber es wurde ihm fast schwarz vor den Augen, und das Pferd an der Hand führend, drang er mit hocherhobener Peitsche auf ihn ein. „Ich werde dir schon was zu lachen geben." Der Schlag fiel, aber traf nur halb, da der Mann sich mit lautem Geheul in den Graben hinabwälzte. Hier blieb er auf allen Vieren liegen, aber drehte den Kopf, schielte zu Torbjörn hinauf und zerrte den Mund schief zum Lachen; aber das Lachen selbst hörte man nicht. Torbjörn stutzte; denn das da hatte er schon 'mal gesehen. Richtig, es war Aslak.

Torbjörn wußte nicht warum; aber es lief ihm kalt den Rücken herunter.

„Du bist es also beidemal gewesen, der das Pferd scheu gemacht hat?"

„Ich? ich lag ja nur und schlief ganz ruhig," antwortete Aslak und hob sich ein bißchen empor, „du hast mich ja erst geweckt, als du dein Pferd prügeltest wie ein Verrückter."

„Du hast das Pferd toll gemacht, alle Tiere fürchten sich vor dir," und er streichelte das Pferd, dem der Angstschweiß in großen Tropfen herunterrieselte.

„Na, dann wird sich's wohl jetzt endlich mehr vor dir fürchten als vor mir; denn so habe ich noch nie ein Pferd behandelt," sagte Aslak, — er lag jetzt auf den Knien im Graben.

„Halt dein Maulwerk im Zaum," sagte Torbjörn und drohte ihm mit der Peitsche.

Da erhob Aslak sich und krabbelte aus dem Graben herauf. „Was sagst du? mein Maulwerk? hab' kein Maulwerk. — — — Wo willst du denn eigentlich hin, daß du's so eilig hast?“ sagte er mit freundlicher Stimme, indem er sich näherte, aber er schwankte dabei nach beiden Seiten, denn er war betrunken.

„Das Weiterfahren wird mir wohl für heute geschenkt sein,“ sagte Torbjörn und spannte das Pferd aus.

„Ach, das ist aber zu schade,“ sagte Aslak und näherte sich ihm noch mehr, indem er seine Mütze abnahm. „Gott steh mir bei,“ sagte er, „was für ein großer, strammer Kerl du geworden bist, seit ich dich zuletzt gesehen hab,“ er hielt beide Fäuste in der Tasche, hielt sich so gut er konnte auf den Beinen und betrachtete Torbjörn, der das Pferd nicht von den Trümmern des Wagens losbekommen konnte. Torbjörn brauchte Hilfe, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, den anderen darum zu bitten; denn Aslak sah wüst aus; seine Kleider waren beschmiert mit dem Kot des Straßengrabens, die Haare hingen zottig unter einem alten, blanken Hut hervor, und das Gesicht, obwohl teilweise noch das wohlbekannte, war jetzt in einemfort zum Lachen verzerrt; die Augen noch mehr zusammengekniffen, so daß er, wenn er jemanden ansah, den Kopf hintenüber und den Mund halb offen halten mußte. Alle seine Züge waren matt geworden, und die ganze Form war erstarrt; denn Aslak trank. Torbjörn

hatte ihn schon oft genug gesehen, aber Aslak tat, als ob er das nicht wüßte. Als Hausierer war er rings in der Bygde umhergewandert und hielt sich am liebsten da, wo es lustig herging, denn er kannte viele Trinklieder, erzählte gut und bekam Branntwein zum Lohn. So war er auch auf der Hochzeit in Nordhaug gewesen, aber hatte, wie Torbjörn später erfuhr, es für klüger befunden, sich vorläufig ein Weilchen unsichtbar zu machen, da er nach alter Gewohnheit die Burschen gegeneinander aufgehetzt hatte und das Ungewitter sich auf ihn selbst zu entladen drohte. „Warum bindest du den Gaul nicht lieber an den Wagen, anstatt ihn auszuspannen?" sagte er, „nach Nordhaug mußt du ja so wie so hinauf, um deinen Kram wieder in Ordnung zu bringen." Daran hatte Torbjörn allerdings auch schon gedacht, aber hatte keine rechte Lust dazu. „Dort ist große Hochzeit," sagte er. „Drum auch viele zum helfen," antwortete Aslak. Torbjörn schwankte noch ein wenig; aber ohne Hilfe konnte er weder vorwärts noch zurück, und da war es wohl das beste, nach Nordhaug hinaufzugehen. Er band das Pferd solange fest und ging. Aslak ihm nach, Torbjörn maß ihn mit den Augen. „Ich komme in guter Gesellschaft nach dem Hochzeitshaus zurück," sagte Aslak und lachte. Torbjörn antwortete nichts und ging rasch zu.

Aslak zog singend hinterher.

„Es zogen zwei Bauern zum Hochzeitshaus usw."

Eine alte wohlbekannte Weise.

„Du gehst ja so rasch," sagte er nach einer Weile, „du wirst schon früh genug hinkommen," fügte er hinzu. Torbjörn antwortete ihm nicht. Nun schlugen ihnen Klänge von Tanz und Musik ans Ohr, und an den offenen Fenstern des großen zweistöckigen Gebäudes tauchten Gesichter auf, die ihnen entgegensahen. Im Hof lief man in Gruppen zusammen. Er sah, daß man untereinander beriet, wer das wohl sein möge; sah auch, daß man ihn bald erkannte, und daß man nach und nach des Pferdes und der über das Feld verstreuten Scherben gewahr wurde. Der Tanz hörte auf, und gerade, als die beiden heraufkamen, wälzte sich der ganze Schwarm der Gäste auf den Hofplatz heraus.

„Hier kommen Hochzeitsgäste wider Willen," rief Aslak, als er sich endlich hinter Torbjörn dem Kreise näherte. Man begrüßte Torbjörn und umringte ihn.

„Gott segne das Gelage, gutes Bier auf dem Tisch, hübsche Mädels auf dem Tanzboden und ein guter Spielmann auf dem Schemel," sagte Aslak und schlüpfte schnell mitten unter die Gäste.

Einige lachten, andere blieben ernst; einer sagte: „Na, der Ränzel=Aslak ist allzeit fidel."

Torbjörn traf gleich Bekannte, denen er sein Erlebnis erzählen mußte, man ließ ihn nicht selbst nach dem Pferd und den Sachen zurückgehen, andere wurden hingeschickt. Der Bräutigam, ein junger

Mann und ehemaliger Schulkamerad von ihm, lud ihn ein, das Hochzeitsbier zu kosten, und nun zog alles wieder ins Haus hinein. Einige wollten weiter tanzen, besonders die Weiber, andere wollten lieber eine kleine Zechpause und eine Geschichte von Aslak, da er ja nun doch 'mal zurückgekommen sei.

„Aber ich rate dir, dich ein bißchen mehr zusammenzunehmen als vorhin," fügte einer hinzu.

Torbjörn fragte, wo die übrigen Gäste seien.

„Ach," antwortete man ihm, „vorhin ging's hier etwas unruhig zu, nun haben sich einige hingelegt, andere sitzen draußen in der Scheune und spielen Karten, andere sitzen beim Knut Nordhaug."

Er fragte nicht weiter, wo Knut Nordhaug säße.

Der Vater des Bräutigams, ein alter Mann, der da saß und aus einer Tonpfeife rauchte und Bier dazu trank, sagte: „Komm her, Aslak, gib uns 'nen Schwank zum besten; so für einmal kann's ja ganz nett sein."

„Bitten die anderen mich auch?" fragte Aslak, der sich auf einen Schemel gesetzt hatte, ein Stück von dem Tisch, um den die anderen saßen.

„Ja, freilich," sagte der Bräutigam und reichte ihm ein Glas Branntwein. „So bitte ich dich."

„Ei, ei?" sagte Aslak, „bitten mich viele in der Weise?"

„Kann sein," sagte ein junges Weib auf einer der Seitenbänke und hielt eine Kanne mit Wein hoch.

Es war die Braut, ein junges, zwanzigjähriges Weib, hellblond, aber mager, mit großen Augen und einem herben Zug um den Mund.

„Ich mag deine Geschichten wohl leiden," fügte sie hinzu. Der Bräutigam sah sie an und sein Vater ihn.

„Ja, den Leuten von Nordhaug haben meine Geschichten immer gefallen," sagte Aslak. „Ihnen zur Ehre," rief er und leerte ein Glas, das ihm von einem der Brautjunker gereicht wurde.

„Na, denn man los," riefen mehrere.

„Von Sigrid, der Landstreicherin," rief einer.

„Nein, die nicht, die ist garstig," sagten andere, hauptsächlich Frauen.

„Von der Schlacht bei Lier," bat Sven Tambur.

„Nein, lieber was Lustiges," sagte ein schlanker Bursch, der in Hemdärmeln an die Wand gelehnt stand, während seine Rechte, die schlaff herunterhing, reichlich oft ein paar jungen Dirnen, die da saßen, in die Haare fuhr, sie schalten ihn, aber rückten doch nicht fort.

„I was, ich erzähle doch, was ich will," sagte Aslak.

„Zum Teufel auch," murmelte ein alter Mann, der auf dem Bett lag, und rauchte; sein eines Bein hing herunter, während er mit dem anderen fortwährend auf eine feine Jacke trat, die über dem Bettpfosten hing.

„Laß meine Jacke in Ruh," rief der Bursch an der Wand.

„Laß du meine Töchter in Ruh," antwortete der auf dem Bett. Jetzt rückten die Mädchen weg.

„Ja, ich erzähle, was ich will," rief Aslak; „Branntwein im Blut gibt frischen Mut," sagte er und klatschte mit den flachen Händen zusammen.

„Du erzählst, was wir wollen," wiederholte der auf dem Bett, „denn der Branntwein ist unser."

„Was soll das heißen," sagte Aslak mit weit aufgerissenen Augen.

„Das Schwein, das wir mästen, schlachten wir auch," sagte der Mann, mit dem Beine baumelnd.

Aslak kniff die Augen zusammen, blieb aber in derselben Stellung sitzen; dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und sagte nichts mehr.

Mehrere redeten zu ihm, aber er rührte sich nicht.

„Der Branntwein hat ihn," sagte der auf dem Bett.

Da sah er auf und verzerrte wieder das Gesicht zum gewohnten Lachen. „Wartet nur, dann sollt ihr ein lustig Schwänkchen hören," sagte er, „Ei, ei, du liebe Zeit, so lustig," sagte er nach einer Weile und lachte mit weitoffenem Mund, doch ohne daß man ihn lachen hörte.

„Er scheint heute seinen guten Tag zu haben," sagte der Vater des Bräutigams.

„Wir können's ja bezahlen," sagte Aslak, — „noch ein Schnäpschen auf die Reise, ja?" sagte er, und streckte die Hand aus.

Er bekam es, trank es langsam aus, legte, den letzten Tropfen im Munde schlürfend, den Kopf zurück, schluckte ihn dann herunter und sagte zu dem auf dem Bett:

„Ja, ich bin nun mal euer Schwein,“ und wieder lachte er wie vorhin. Er faltete beide Hände um die Kniee und bewegte so die Beine auf und nieder, wobei er sich selbst hin und her wiegte, — und dann fing er an:

„Also, es war mal ein Mädel, die wohnte in einem Tal. Was für ein Tal es war, kann ja einerlei sein; wie sie hieß, auch. Aber das Mädel war hübsch, das fand der Bauer von — pst — auch, und bei dem diente sie. Guten Lohn kriegte sie, ja, sie kriegte sogar mehr als sie haben wollte, nämlich ein Kind. Die Leute sagten, es sei von ihm; aber er sagte das nicht; denn er war verheiratet und sie sagte es auch nicht, denn sie war stolz, das arme Wurm. Drum halfen sie sich bei der Taufe mit 'ner Lüge und der Bengel, den sie geboren hatte, war ein armer Wicht, es war also einerlei, ob er mit 'ner Lüge getauft wurde oder nicht. Sie aber kriegte eine Stelle auf dem Gut, und das mochte die Frau nicht, wie zu erwarten war. Kam das Mädel mal hinauf, spuckte sie nach ihr; wenn aber gar das kleine Bübchen kam, um mit den Jungens auf dem Hof zu spielen, befahl sie ihnen, den Hurenbalg fortzujagen.

Sie quälte den Mann bei Tag und bei Nacht, doch die Landstreicherdirne vom Hof zu jagen.

8*

Der Mann blieb fest, so lange er überhaupt noch Mann war. Aber dann kam er an den Suff, und da kriegte das Weib die Zügel in die Hand. Von da an erging's der armen Betteldirne schlecht; es wurde schlimmer mit jedem Jahr, und zuletzt war sie mit ihrem kleinen Buben dem Hungertode nahe, und der wollte nicht von der Mutter weg.

„So ging's ein Jahr, und noch eins, und acht solcher Jahre; und noch immer war die Dirne nicht vom Hofe weg, aber nun sollte sie weg. — — Und sie ging auch! — — Aber ehe sie ging, stand der Hof in hellichten Flammen, und der Mann brannte mit auf, denn er war betrunken, — das Weib rettete sich mit ihren Kindern, und sie sagte, die Betteldirne vom Hof hätte es getan. Kann sein, daß sie es getan hatte. — — Kann auch sein, daß es anders war. — — War ein seltsamer Bursch, ihr Junge. Acht lange Jahre hatte er seine Mutter sich mühen und placken sehen, und er wußte wohl, wer Schuld daran war; denn die Mutter hatte es ihm oft erzählt, wenn er fragte, warum sie immer weine. Geweint hatte sie auch an dem Tage, ehe sie fort sollte, und darum war er in der Nacht verschwunden. — — Aber sie kriegte lebenslängliches Zuchthaus, denn sie sagte selbst zum Vogt, sie habe das schöne Feuer oben auf dem Hof angesteckt. — Der Junge zog in die Bygde hinaus, und alle Leute halfen ihn, weil er solch 'ne böse Mutter hatte. — Dann zog er aus der Bygde und weit weg nach

einer anderen, und da waren die Leute nicht so hilfsbereit, denn da wußte niemand, was für 'ne böse Mutter er hatte. Und ich glaube kaum, daß er selbst es erzählte. — Als ich das letzte Mal von ihm hörte, war er betrunken und man sagt, er sei in letzter Zeit an den Suff gekommen; ob's wahr ist, steht dahin; aber eins ist wahr, ich weiß nicht, was er Besseres tun sollte. Ihr glaubt gar nicht, was für ein boshafter, übler Geselle das ist; er kann keinen Menschen ausstehen, noch weniger mag er, daß sie gut gegeneinander sind, und am allerwenigsten, daß sie gut gegen ihn selbst sind. Am liebsten möchte er, daß alle anderen auch so wären wie er, — aber das sagt er nur, wenn er betrunken ist, und dann heult er auch, heult wie'n Schloßhund, über nichts und wieder nichts; worüber sollte er denn auch heulen? Er hat ja keinem 'nen roten Heller gestohlen und hat lange nicht so viel Böses getan, wie manch ein anderer, er hat also durchaus nichts, worüber er zu heulen braucht. Und trotzdem heult er, heult wie'n Schloßhund. Und solltet ihr ihn mal heulen sehen, so glaubt nicht dran, denn er heult nur, wenn er besoffen ist, und dann ist er nicht zurechnungsfähig."

Bei diesen Worten fiel Aslak unter lautem Gewinsel rücklings vom Schemel, doch es gab sich bald; denn er schlief ein.

„Nun ist das Schwein voll," sagte der auf dem Bett, „dann liegt er immer da und flennt sich in Schlaf."

„Wie abscheulich,“ sagten die Frauenzimmer und standen auf, um wegzukommen.

„Ich habe ihn nie andere Geschichten erzählen hören, wenn er selbst wählen durfte,“ sagte nun ein alter Mann, indem er von seinem Stuhl an der Tür aufstand. „Weiß der Himmel, warum die Leute so was hören mögen,“ fügte er hinzu und guckte die Braut an.

Fünftes Kapitel

Einige gingen hinaus, andere versuchten den Spielmann wieder hereinzuholen, damit der Tanz beginnen könne; aber der Spielmann war in einer Ecke des Hausflurs eingeschlafen, und mehrere baten für ihn, man möchte ihn doch ein bißchen schlafen lassen; seit der Lars, sein Kollege, gestern so verhauen worden war, hatte der arme Ole Tag und Nacht durchspielen müssen.

Man hatte inzwischen Torbjörns Pferd und Sachen auf den Hof geschafft; ein anderer Wagen wurde bespannt, da er trotz aller Bitten weiter wollte. Besonders der Bräutigam suchte ihn zurückzuhalten.

„Für mich ist das Vergnügen hier auch nicht so groß, wie's vielleicht scheint,“ sagte er, und das gab Torbjörn zu denken; aber er nahm sich doch vor, noch vor Abend weiter zu fahren. Als sie sahen, daß er nicht zu bewegen war, zerstreuten sie sich wieder über den Hof; es waren viele Gäste da, aber

es war recht still, und das Ganze sah wenig nach Hochzeit aus. Torbjörn brauchte einen neuen Geschirrpflock und ging, einen zu suchen; im Hof fand er nichts passendes, und er suchte daher weiter, kam an einen Holzschuppen und ging hinein, aber langsam und still, da die Worte des Bräutigams ihn noch verfolgten. Hier fand er, was er suchte, und ohne recht darüber nachzudenken, setzte er sich hin und lehnte sich, Messer und Pflock in der Hand, an die Wand. Da hörte er dicht neben sich etwas stöhnen, es kam von jenseits der dünnen Bretterwand aus der Wagenremise und Torbjörn lauschte.

„Bist du's — auch wirklich?“ hörte er eine Männerstimme abgebrochen und mühsam herausstoßen. Nun hörte er jemanden weinen, aber das war kein Mann.

„Warum bist du auch hierher gekommen?“ wurde gefragt, und das mußte wohl dieselbe sein, die weinte; denn der Klang der Stimme war tränenfeucht.

„Hm, — auf wessen Hochzeit sollte ich denn spielen, wenn nicht auf deiner?“ sagte der erste.

Es ist gewiß Lars der Spielmann, der da liegt, dachte Torbjörn. Lars war ein schöner, stattlicher Bursch, dessen alte Mutter zur Miete wohnte in einer Feldhüterhütte, die zum Hof gehörte. Aber die andere, das mußte die Braut sein.

„Warum hast du nur nie etwas gesagt,“ sagte sie gedämpft aber langsam, wie in tiefer Erregung.

„Ich dachte, das wäre zwischen uns zweien nicht nötig," war die kurze Antwort.

Eine Weile war alles still, dann sagte sie wieder: „Du wußtest doch, daß der andere um mich freite."

„Ich hielt dich für stärker."

Nun hörte er nichts als Weinen, endlich brach's wieder aus ihr heraus: „Warum hast du nichts gesagt."

„Was hätte es dem Sohn der alten Birthe wohl nützen können, zur Tochter von Nordhaug zu sprechen," kam die Antwort nach einer Pause, in der er schwer geatmet und oft gestöhnt hatte. Die Antwort dauerte lange. — „Wir haben uns doch Jahre lang angesehen," hieß es.

„Du warst immer so stolz; man wagte sich nie recht an dich heran."

„Und doch wünschte ich nichts in der Welt sehnlicher. — Tagaus, tagein habe ich gewartet; — wo wir uns auch trafen — ich fand beinahe, ich drängte mich dir auf. Zuletzt dachte ich, du verschmähtest mich."

Nun wurde es wieder ganz still. Torbjörn hörte keine Antwort, kein Weinen; nicht einmal das Atmen des Kranken.

Torbjörn dachte an den Bräutigam, den er als einen braven Mann zu kennen glaubte, und es wurde ihm weh ums Herz um seinetwillen. Da sagte auch sie: „Ich fürchte, er wird wenig Freude an mir haben, der andere, der — —!"

„Er ist ein braver Kerl," sagte der Kranke und fing wieder an zu stöhnen, da ihm die Brust wohl schmerzen mochte.

Es war, als täte auch ihr das weh; denn sie sagte: „S'ist freilich hart für dich — — aber — wir wären wohl nie dazu gekommen, uns auszusprechen, ohne daß dies dazwischen gekommen wäre. Erst als du den Knut schlugst, habe ich dich verstanden."

„Ich konnte es nicht länger ertragen," sagte er, — und dann nach einer Weile: „Knut ist ein schlechter Kerl."

„Ja, gut ist er nicht," sagte die Schwester.

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte er: „Ich möchte wohl wissen, ob ich je wieder gesund werde. Na ja, 's kann mir auch einerlei sein."

„Aber mir geht's doch noch schlimmer," sagte sie; danach wieder heftiges Schluchzen.

„Gehst du schon?" fragte er dann.

„Ja," antwortete sie, und dann: „Ach Gott, ach Gott, was soll das für ein Leben werden."

„Weine nicht so," sagte er; „der liebe Gott wird schon bald ein Ende mit mir machen, und dann, paß nur auf, dann wird es mit dir auch besser."

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du nicht gesprochen," rief sie mit erstickter Stimme, und als ob sie ihre Hände ringe.

Törbjorn glaubte, sie sei fortgegangen oder sei nicht mehr imstande, weiterzusprechen, deun er hörte eine Zeitlang nichts und ging. Den ersten besten,

dem er auf dem Hof begegnete, fragte er: „Was hat es denn zwischen Lars Spielmann und Knut Nordhaug gegeben?“

„He? zwischen denen? Tja,“ — — sagte Peter Hausmann und zog sein Gesicht zusammen, als wollte er in den Falten desselben etwas verstecken, „du kannst wohl fragen, denn viel war's nicht grad; der Knut fragte bloß den Lars, ob seine Fiedel auf dieser Hochzeit auch recht guten Klang gäbe.“

In diesem Augenblick ging die Braut an ihnen vorbei; sie ging mit abgewandtem Gesicht, als sie aber Lars' Namen hörte, wandte sie sich um und zeigte ein paar große, rotgeweinte Augen, die unsicher blickten; aber sonst war ihr Gesicht ganz kalt, so kalt, daß Torbjörn es gar nicht mit ihren Worten in Einklang bringen konnte. Da fing er an, mehr zu begreifen.

Weiter vorn im Hofe stand sein Wagen und wartete; er schlug den Pflock ein und sah sich nach dem Bräutigam um, um ihm Adieu zu sagen. Er hatte aber wenig Lust, ihn aufzusuchen, wollte ihn am liebsten nicht mehr sehen und saß daher gleich auf. Da begann es mit einem Male von der linken Seite des Hofes her, da wo die Scheune lag, zu lärmen und zu rufen. Eine ganze Bande kam aus der Scheune herausgestürzt, und ein großer Bursch, der der Vorderste war, rief: „Na, wo steckt er denn? Er hat sich wohl verkrochen? — Wo ist er?“

„Da, da," riefen mehrere.

„Laßt ihn nicht dahin," sagten andere, „daraus entsteht nur Unglück."

„Ist das Knut?" fragte Torbjörn einen kleinen Jungen, der neben seinem Wagen stand.

„Ja, er ist betrunken, und dann will er immer Schlägereien anstiften."

Torbjörn saß schon auf dem Wagen und trieb sein Pferd an.

„Halt, hiergeblieben Kamerad," hörte er hinter sich, er hielt das Pferd an, aber da dieses trotzdem weiter ging, ließ er es gehen.

„Oho, bist du bange, Torbjörn Granliden?" schrie es dicht hinter ihm. Jetzt zog er die Zügel fester an, aber sah sich nicht um.

„Steig ab und leiste uns Gesellschaft," rief einer, Torbjörn wandte den Kopf.

„Danke, ich muß nach Haus," sagte er.

Jetzt versuchte man, ihn zu überreden, und inzwischen war die ganze Bande an den Wagen gekommen. Knut stellte sich vor das Pferd, streichelte es, und nahm es beim Kopf, um es anzusehen. Knut war recht hoch gewachsen und hatte blondes, aber struppiges Haar und eine Stumpfnase; der Mund war groß und schwerfällig. Die Augen milchblau aber frech. Er sah seiner Schwester wenig ähnlich, nur den Zug um den Mund hatten sie gemeinsam, und er hatte dieselbe gerade Stirn, nur niedriger, wie überhaupt alle ihre feinen Züge bei ihm grob waren.

„Was willst du für den Gaul haben?“ sagte Knut.

„Ich will ihn ja gar nicht verkaufen,“ sagte Torbjörn.

„Glaubst vielleicht, ich kann ihn nicht bezahlen, he?“ sagte Knut.

„Was du kannst oder nicht, weiß ich nicht.“

„So? du zweifelst? Hüte dich, sag' ich dir,“ sagte Knut.

Der Bursch, der vorhin in der Stube an der Wand gestanden und den Mädels die Haare gezIept hatte, sagte nun zu seinem Nachbar: „Der Knut traut sich scheint's nicht so recht.“

Das hörte Knut. „Ich traue mich nicht, wer sagt das? Ich traue mich nicht?“ schrie er. Immer mehr Leute gesellten sich hinzu.

„Aus dem Weg! seht ihr denn das Pferd,“ nicht?“ sagte Torbjörn und schwang die Peitsche, er wollte fort.

„Was, du sagst aus dem Weg zu mir?“ fragte Knut.

„Ich spreche mit dem Pferd, ich muß weiter,“ sagte Torbjörn, ohne jedoch zur Seite zu lenken.

„Wie? du fährst über mich?“ sagte Knut.

„So geh' doch fort,“ und das Pferd hob den Kopf, sonst hätte es Knut direkt vor die Brust gestoßen. Da faßte Knut es am Gebiß, und das Pferd, das diesen Griff noch von vorhin kannte, fing an zu zittern. Aber das rührte Torbjörn, da er bereute, was er dem Pferd angetan hatte.

Jetzt wandte sich sein Zorn auf Knut; die Peitsche in der Hand, sprang er auf und knallte eins über Knuts Kopf.

„Du schlägst?“ rief Knut und rückte näher; Torbjörn sprang vom Wagen.

„Du bist ein schlechter Kerl,“ sagte er leichenblaß und übergab die Zügel jenem Burschen aus der Stube, der sich anbot, sie zu halten. Aber der alte Mann, der an der Tür gesessen hatte und aufgestanden war, als Aslak seine Geschichte erzählt hatte, ging nun auf Torbjörn zu und zupfte ihm am Ärmel.

„Sämund Granliden ist ein viel zu braver Mann, als daß sein Sohn sich mit einem solchen Raufbold prügeln sollte,“ sagte er. Das besänftigte Torbjörn, aber Knut rief:

„Was? ich ein Raufbold? Der da ist ebenso gut einer wie ich, und mein Vater ist ebenso gut wie deiner. — Nur näher, — schlimm genug, daß die Leute in der Bygd nicht wissen, wer von uns beiden eigentlich der Mächtigste ist,“ fügte er hinzu und nahm sein Halstuch ab.

„Das werden wir bald genug probieren,“ sagte Torbjörn. Da sagte der Mann, der vorhin auf dem Bett gelegen hatte:

„Die sind gerade wie zwei Kater; sie müssen sich erst Mut einschwatzen, alle beide.“

Torbjörn hörte es, antwortete aber nichts darauf. Der eine und der andere aus der Bande lachte, andere sagten, es sei doch zu abscheulich mit den vielen

Prügeleien auf dieser Hochzeit, und daß man über einen fremden Mann herfiele, der ganz friedlich seines Weges ziehen wollte. Torbjörn sah sich nach seinem Pferd um, denn er hatte noch immer die Absicht, zu fahren. Aber der Junge von vorhin hatte es schon ein gutes Stück weit weggeführt; er selbst stand jetzt dicht hinter ihm.

„Wonach siehst du dich denn um?“ sagte Knut, „die Synnöve ist doch weit weg.“

„Was schert dich die?“

„Hast recht, solche scheinheilige Weibsbilder scheren mich gar nichts,“ sagte Knut; „aber vielleicht ist sie's, die dich zum Feigling gemacht hat.“

Das war zu viel für Torbjörn; man sah, wie er sich umschaute, um den Platz zu messen. Wieder legten einige Ältere sich ins Mittel und meinten, Knut hätte auf dieser Hochzeit Unheil genug angerichtet.

„Mir soll er schon nichts tun,“ sagte Torbjörn, und als jene das hörten, verstummten sie.

Andere sagten: „Laß sie's nur ausfechten miteinander, dann vertragen sie sich nachher wieder; die zwei haben sich lang genug schief angesehen.“

„Ja,“ sagte einer, „sie wollen alle beide der erste in der Bygde sein; nun werden wir's ja sehen.“

„Ihr habt wohl nicht so was ähnliches wie den Torbjörn Granliden gesehen,“ sagte Knut, „mir war, als wäre er eben hier auf dem Hof gewesen.“

„Ja, hier ist er," sagte Torbjörn, und in demselben Augenblick bekam Knut einen solchen Schlag über's Ohr, daß er mitten zwischen ein paar in der Nähe stehende Männer hineintaumelte. Jetzt wurde es ganz still. Knut raffte sich auf und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, auf den anderen los. Aber Torbjörn parierte. Es wurde ein langer Faustkampf, da jeder dem anderen zu Leibe wollte, aber beide waren gewandte Kämpfer und hielten einander weg. Torbjörns Schläge fielen ziemlich dicht und, wie einige sagten, auch ziemlich schwer.

„Diesmal hat der Knut seinen Mann gefunden," sagte der Bursch, der das Pferd genommen hatte; „macht Platz."

Die Weiber flüchteten, nur eine stand noch auf der Treppe, um besser sehen zu können, und das war die Braut. Torbjörn sah sie flüchtig und hielt einen Augenblick inne; da sah er ein Messer in Knuts Hand, gedachte ihrer Worte, daß Knut kein guter Kerl sei, und mit einem wohlgezielten Schlage traf er Knuts Arm so kräftig über dem Handgelenk, daß das Messer hinfiel und der Arm schlaff herabbaumelte.

„Au, der hat getroffen," sagte Knut.

„Meinst du?" sagte der andere und drang auf ihn ein. Knut konnte nur schwer mit dem einen Arm kämpfen, er wurde emporgehoben und getragen; aber es währte lange, ehe er zu Boden geworfen wurde. Mehr als einmal wurde er so gegen die Erde geschleudert, daß jeder andere sich wohl ergeben

hätte; aber er hatte einen guten Rücken. Torbjörn schleppte ihn weiter, die Leute wichen zurück, er ihnen nach, und so ging's rings um den ganzen Hof herum, bis sie an die Treppe kamen, dort schwang er ihn noch einmal in die Luft empor und zwang ihn nieder, so daß die Kniee nachgaben und Knut auf die Steinfliesen fiel, so daß es in ihm brummte. Er blieb unbeweglich liegen, stöhnte schwer und schloß die Angen. Torbjörn richtete sich auf und blickte sich um; seinen Augen trafen die Braut, die regungslos da stand und zusah.

„Legt ihm etwas unter den Kopf," sagte sie, drehte sich um und ging hinein.

Zwei alte Weiber gingen vorbei; die eine sagte zur anderen: „Großer Gott, da liegt schon wieder einer, wer mag denn das nun schon wieder sein?"

Ein Mann antwortete: „Der Knut Nordhaug ist's." Da sagte die andere: „Na, da wird's vielleicht von jetzt an mit den Prügeleien seltener werden; die sollten wahrhaftig ihre Kräfte lieber zu was anderem brauchen."

„Da sagst du ein wahres Wort, Randi," sagte die andere, „der liebe Herrgott helfe ihnen, daß sie aneinander vorbei und etwas höher hinaufschauen lernen."

Das machte einen seltsamen Eindruck auf Torbjörn; er hatte noch immer kein Wort gesagt, sondern stand nur da und sah zu, wie die Leute um Knut beschäftigt waren; — mehrere redeten ihn an, aber er antwortete nicht, er wandte sich ab und fiel in

Gedanken. Synnöve trat ihm vor die Seele, und er fing an, sich tüchtig zu schämen. Er überlegte, welche Erklärung er ihr geben sollte, und er sah ein, daß es doch wohl nicht so leicht sei, ein anderer zu werden, wie er geglaubt hatte. In demselben Augenblick hörte er hinter sich: „Nimm dich in acht, Torbjörn.“ Aber bevor er sich noch umwenden konnte, wurde er von hinten bei den Schultern gepackt und zur Erde geworfen und fühlte nichts mehr als einen stechenden Schmerz, dessen Ort er nicht recht erkannte. Er hörte Stimmen um sich, fühlte, daß gefahren wurde, glaubte ein paarmal, er kutschiere selbst, aber sicher wußte er es nicht. Das dauerte sehr lange, es wurde kalt, dann wieder warm, und dann wurde ihm auf einmal so leicht, so leicht als schwebe er, — und auf einmal wurde es ihm klar: die Baumwipfel waren es, die ihn trugen, immer höher und höher, von Wipfel zu Wipfel, bis an die Halde hinauf, und noch höher — auf die Alm, und immer noch höher — bis auf den höchsten Berg hinauf; dort oben beugte Synnöve sich über ihn und sagte weinend, er hätte doch reden sollen. Sie weinte so bitterlich und meinte, er habe doch selbst gesehen, wie der Knut ihn immer und immer den Weg vertreten habe, und da hätte sie den Knut schließlich nehmen müssen. Und dann streichelte sie ihn mit leiser Hand die eine Seite, so daß es dort warm wurde, und weinte so sehr, daß sein Hemd an der Stelle naß wurde. Aber oben auf einem großen spitzen Stein hockte Aslak und steckte die Baum=

wipfel ringsum in Brand, so daß es knisterte und knackte und die Zweige um ihn stoben, und dabei lachte er mit weit offenem Maul und sagte: „Ich bin's nicht, meine Mutter tut's," und Vater Sämund stand an der einen Seite und warf Kornsäcke in die Luft, so hoch, daß die Wolken sie zu sich hinaufzogen und das Korn wie einen Nebel ausbreiteten, — und das kam ihm so wunderlich vor, daß das Korn sich so über den ganzen Himmel hin verstreuen konnte. Und als er Sämund selbst ansah, da wurde dieser so klein, so winzig klein, daß er schließlich kaum mehr aus der Erde guckte, — und doch warf er noch immer Säcke in die Luft, immer höher und höher und sagte: „Mach mir das mal nach, mein Junge" — — Fern, fern in den Wolken stand die Kirche, und oben auf dem Turm stand die blonde Frau von Solbakken und winkte mit einem rotgelben Taschentuch in der einen und einem Gesangbuch in der anderen Hand, und sagte: „Hier herein kommst du nicht eher, als bis du dir das Fluchen und das Prügeln abgewöhnt hast," — und als er genauer zusah, war es gar nicht die Kirche, sondern Solbakken, und die Sonne schien so auf die hundert Fensterscheiben, daß ihm der Glanz die Augen blendete und er sie fest schließen mußte.

„Behutsam, Sämund, behutsam," hörte er, und erwachte wie aus einem Schlummer, indem er sich getragen fühlte, und als er sich umsah, war er plötzlich in der Stube von Granliden; auf dem Herde brannte ein helles Feuer, die Mutter stand

neben ihm und weinte. Der Vater hatte grade die Arme unter ihn gelegt, — er wollte ihn in die Kammer daneben tragen. Da ließ der Vater ihn sanft wieder los; „er lebt noch," sagte er mit bebender Stimme und wandte sich zur Mutter.

„Barmherziger Gott, hilf mir," rief sie, „er macht die Augen auf, Torbjörn, Torbjörn, mein Herzensjunge, was haben sie dir getan!" und sie beugte sich zu ihm nieder und streichelte ihm die Backen, während ihre Tränen warm auf sein Gesicht rannen. Sämund fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen, und dann schob er die Mutter sanft zur Seite:

„Ich will ihn nur lieber gleich hinüberbringen," sagte er, und schob die eine Hand behutsam unter die Schultern, die andere unter's Kreuz. „Halt du ihm den Kopf, Mutter, wenn er nicht die Kraft haben sollte, ihn selber zu tragen."

Sie ging voran und hielt ihm den Kopf, Sämund versuchte, mit ihr Schritt zu halten, und bald lag Torbjörn auf dem Bett in der Kammer. Nachdem sie ihn nun gut zugedeckt und vorsichtig zurechtgelegt hatten, fragte Sämund, ob der Knecht schon fort sei.

„Da ist er noch," sagte die Mutter und zeigte hinaus. Sämund öffnete das Fenster und rief: „Wenn du in einer Stunde hinkommst, kriegst du deinen Jahreslohn doppelt, — gleichviel, ob du das Pferd kaput fährst!"

Er trat wieder ans Bett, Torbjörn sah ihn mit großen, klaren Augen an, der Vater mußte immer-

9*

zu hineinsehen, und dabei wurden ihm die eigenen feucht. „Ich hab's ja gewußt, daß es so enden mußte," sagte er leise, wandte sich ab und ging hinaus. Die Mutter saß auf einem Schemel zu Füßen ihres Jungen und weinte, aber sie sagte nichts. Torbjörn wollte sprechen, doch er fühlte, es fiel ihm zu schwer, darum schwieg er. Aber er sah die Mutter unverwandt an, und die Mutter hatte nie solchen Glanz in seinen Augen gesehen, nie waren sie so schön gewesen, und das schien ihr eine schlimme Vorbedeutung zu sein.

„Gott der Herr sei dir barmherzig," brach es endlich von ihren Lippen, „mit Sämund ist es aus, wenn du uns verläßt, das weiß ich."

Torbjörn sah sie starr und unbeweglich an. Dieser Blick ging ihr durch Mark und Bein, und sie fing an, ein Vater Unser zu beten; denn sie dachte, er hätte nicht mehr lange zu leben. Während sie so da saß, kam es ihr in den Sinn, wie lieb gerade er ihnen allen immer gewesen, und nun war keins von den Geschwistern daheim. Sie schickte also hinauf zur Alm nach Ingrid und einem jüngeren Bruder, kam dann zurück und setzte sich wieder auf ihren Platz. Er sah sie noch immer an, und sein Blick wirkte auf sie wie ein Kirchengesang, der ihre Gedanken sanft in eine bessere Welt lenkte, und die alte Ingebjörg wurde andächtig, nahm die Bibel hervor und sagte: „Nun will ich dir was vorlesen, dann wird dir wohl." Da sie ihre Brille nicht bei der Hand hatte, schlug sie eine Stelle auf, die

sie noch von ihrer Kindheit her fast auswendig kannte, eine Stelle aus dem Johannes-Evangelium. Sie war nicht so ganz sicher, ob er sie auch hörte, denn er lag noch immer regungslos da und sah sie starr an; aber sie las doch, wenn nicht für ihn, so doch für sich selbst.

Bald kam Ingrid, um sie abzulösen; aber da schlief Torbjörn. Ingrid weinte unaufhörlich, schon als sie von der Alm ging, hatte sie damit angefangen, denn sie dachte an Synnöve, die nichts erfuhr. — Nun kam der Doktor und untersuchte ihn. Er hatte einen Messerstich in die Seite bekommen und war auch sonst schwer verletzt, aber der Doktor sagte nichts, und niemand fragte ihn. Sämund ging mit ihm in die Krankenstube und beobachtete unverwandt das Gesicht des Arztes; als dieser ging, ging er mit hinaus, half ihm ins Karjol *), und griff an die Mütze, als der Doktor sagte, er käme morgen wieder. Nachher wandte er sich zu seiner Frau, die auch mit herausgekommen war und sagte: „Wenn der Mann nichts sagt, steht es schlimm," sein Mund bebte, er schlug den einen Fuß um den anderen und ging auf's Feld hinaus.

Keiner wußte, wo er blieb, denn er kam am Abend nicht nach Hause, auch in der Nacht nicht, erst am anderen Morgen kam er, und da sah er so finster aus, daß niemand ihn zu fragen wagte. Er selbst sagte nichts als: „Nun?"

---

*) Karjol = zweirädriger Wagen.

„Er hat geschlafen,“ antwortete Ingrid, „aber er ist so schwach, daß er nicht mal die Hand heben kann.“ Der Vater wollte hinein, um nach ihm zu sehen, aber als er an die Tür kam, drehte er um. Der Arzt war wieder da, und auch am nächsten und alle die darauffolgenden Tage. Torbjörn konnte sprechen, durfte sich aber nicht rühren. Meist saß Ingrid bei ihm und auch die Mutter und sein jüngerer Bruder; aber er fragte nach nichts und sie fragten ihn auch nicht. Der Vater war nie bei ihm. Sie sahen, daß das dem Kranken auffiel. Jedesmal, wenn die Tür ging, wurde er aufmerksam, und sie meinten, das wäre, weil er den Vater erwartete. Endlich fragte ihn Ingrid, ob er nicht gern noch andere von der Familie sehen möchte.

„Ach, die wollen mich gewiß nicht sehen,“ antwortete er. Das wurde Sämund berichtet, aber er antwortete nicht gleich darauf; doch an jenem Tage war er fort, als der Arzt kam. Aber als dieser ein Stück auf die Landstraße hinaus kam, traf er Sämund, der am Wege saß und auf ihn wartete. Sämund grüßte ihn und fragte nach seinem Sohn.

„Er ist arg zugerichtet,“ war die kurze Antwort.

„Wird er's überstehen?“ fragte Sämund und machte sich am Sattelgurt des Pferdes zu schaffen.

„Danke, er sitzt ganz gut,“ sagte der Doktor.

„Er saß nicht stramm genug,“ antwortete Sämund. Nun entstand eine kleine Pause, in der der Arzt ihn ansah; aber Sämund machte sich eifrig mit dem Geschirr zu schaffen und sah nicht auf.

„Du fragtest, ob er es überstehen würde, ich glaube wohl," sagte der Doktor langsam. Sämund sah rasch auf.

„Ist er außer Gefahr?" fragte er.

„Seit mehreren Tagen," antwortete der Doktor. Da kullerten ein paar Tränen aus Sämunds Augen hervor, er versuchte sie abzuwischen, aber sie kamen wieder.

„Es ist rein 'ne Schande wert," sagte er, „wie lieb ich den Jungen hab'," schluchzte er, „aber siehst du, Doktor: 'nen prächtigeren Burschen gibt's halt im ganzen Kirchspiel nicht."

Der Doktor wurde gerührt. „Warum hast du denn nur bisher nie etwas wissen wollen?"

„Ich war nicht imstande, was zu hören," antwortete Sämund und kämpfte noch immer mit dem Weinen, das er nicht hinunterschlucken konnte, — „und dann war's das mit den Weibern," fuhr er fort, „sie paßten jedesmal auf, ob ich fragte, und dann konnt' ich's nicht."

Der Doktor ließ ihm Zeit, sich zu beruhigen; dann sah Sämund ihm fest in die Augen:

„Wird er seine volle Gesundheit wieder kriegen?" fragte er plötzlich.

„Bis zu einem gewissen Grade, ja; das heißt, so was kann man noch nicht mit Bestimmtheit sagen." Da wurde Sämund ruhig und nachdenklich. „Bis zu einem gewissen Grade," murmelte er. Er sah vor sich nieder, der Doktor wollte ihn nicht stören, denn es war etwas an dem Manne,

was dies verbot. Plötzlich hob Sämund den Kopf. „Danke für den Bescheid," sagte er, reichte dem Doktor die Hand und ging zurück.

Zur selben Zeit saß Ingrid bei dem Kranken. „Wenn du dich wohl genug fühlst, will ich dir etwas vom Vater erzählen," sagte sie.

„Nur zu," sagte er.

„Also, den ersten Abend, als der Doktor hier gewesen war, war Vater plötzlich weg, und niemand wußte, wo er war. Aber da ist er drüben nach dem Hochzeitshaus gegangen, und da ist allen Leuten angst und bange geworden, als er kam. Da hat er sich mitten unter sie gesetzt und mitgetrunken, und der Bräutigam erzählt, der Vater hätte wohl etwas zu viel bekommen. Dann erst hat er angefangen, nach der Prügelei zu fragen und genau Bescheid bekommen, wie alles sich zugetragen. Dann ist der Knut dazu gekommen, und da hat der Vater zu ihm gesagt, jetzt soll er's 'mal erzählen und ist auf den Hof hinaus an die Stelle, wo ihr gekämpft hattet. Alle Hochzeitsgäste mit. Und dann erzählte der Knut, wie du ihn behandelt hättest, und wie du ihm erst den Arm lahmgeschlagen hättest; aber als der Knut nicht weiter erzählen wollte, richtete der Vater sich auf und fragte, ob es nicht so weiter gegangen wär', — und in demselben Augenblick hat er den Knut an die Brust gepackt, ihn in die Höhe gehoben und auf die Steinfliesen gelegt, auf denen noch dein Blut zu sehen war. Da hat er ihn mit der linken Hand festgehalten und mit der rechten sein Messer

gezogen. Der Knut ist blaß geworden, und alle Gäste waren stumm. Da haben welche den Vater weinen sehen, aber dem Knut hat er nichts getan; Knut selbst rührte sich nicht. Dann hat der Vater den Knut wieder aufgehoben, hat ihn aber nach einer Weile wieder zu Boden geworfen. „'s wird mir blutsauer, dich laufen zu lassen," sagte er, und hat ihn starr angesehen und ihn festgehalten. Da sind zwei alte Frauen vorbeigegangen, und die eine hat gesagt: „Denk an deine Kinder, Sämund Granliden," und da hat der Vater, sagen sie, den Knut gleich losgelassen, und nach einer Weile war er vom Hof verschwunden; aber der Knut hat sich von der Hochzeit weggeschlichen und sich nicht wieder sehen lassen."

Kaum war Ingrid mit dieser Erzählung fertig, als die Tür aufging und jemand hereinguckte, und das war der Vater. Sie ging gleich hinaus, und Sämund kam hinein. Wovon die zwei da gesprochen, hat niemand erfahren; aber die Mutter, die an der Tür stand, um zu horchen, glaubte einmal aufzufangen, daß sie davon sprächen, wie weit er seine Gesundheit wiederbekommen würde oder nicht. Aber ganz sicher war sie nicht, und hineingehen wollte sie auch nicht, so lange Sämund da war. Als Sämund wieder herauskam, war er sehr sanft, und seine Augen waren etwas gerötet. „Wir werden ihn wohl behalten," sagte er im Vorbeigehen zu Ingebjörg, „aber ob er seine Gesundheit wiederbekommt, das weiß nur der da oben."

Da fing Ingebjörg zu weinen an und ging mit ihrem Mann hinaus, draußen auf der Staburtreppe setzten sie sich miteinander hin, und mancherlei wurde da zwischen den zweien besprochen. Aber als Ingrid leise zu Torbjörn hineinkam, hatte er einen kleinen Zettel in der Hand und sagte ruhig und langsam: „Gib den Synnöve, wenn du sie triffst." Als Ingrid gelesen hatte, was da stand, wandte sie sich ab und weinte; denn auf dem Zettel stand:

„An die wohlehrbare Jungfer Synnöve
Guttormstochter zu Solbakken!

Wenn du diese Zeilen liest, muß es zwischen uns beiden aus sein. Denn ich bin nicht der, den du haben mußt. Der liebe Gott sei mit uns beiden.

Torbjörn Sämundsohn Granliden."

Sechstes Kapitel

Synnöve hatte es am Tage, nachdem Torbjörn auf der Hochzeit gewesen war, erfahren. Sein kleiner Bruder war mit der Nachricht nach der Alm hinaufgegangen; aber Ingrid hatte ihn, ehe er ging, draußen im Hausflur erst vorgenommen und ihm eingeschärft, was er sagen sollte. Daher wußte Synnöve nichts anderes, als daß Torbjörn umgeworfen habe und auf Nordhaug um Hilfe

gebeten habe; daß Knut und er da aneinander geraten seien und Torbjörn etwas abbekommen habe; jetzt liege er zu Bett, aber es sei nicht gefährlich. Diese Nachricht war so, daß Synnöve mehr ärgerlich als traurig darüber wurde. Und je mehr sie darüber nachdachte, desto niedergeschlagener wurde sie. Wie schön auch seine Versprechungen waren, immer führte er sich doch so auf, daß ihre Eltern etwas an ihm auszusetzen hatten. Aber auseinander bringen sollen sie uns doch nicht, dachte Synnöve.

Es kam nicht oft Kunde zur Alm hinauf, und so dauerte es eine Weile, bis Synnöve andere Nachricht bekam. Die Ungewißheit lag ihr schwer auf der Seele, und Ingrid kam auch nicht wieder, es mußte also etwas passiert sein. Sie mochte des Abends nicht mehr die Tiere heimsingen, wie früher, und des Nachts schlief sie nicht gut, da sie Ingrid vermißte. Tagsüber war sie dann müde, und das machte ihr das Herz keineswegs leichter. Sie ging und wirtschaftete, scheuerte Satten und Töpfe, machte Käse und Butter, aber alles freudlos, und Torbjörns jüngerer Bruder und der andere Bursch, der mit ihm zusammen die Weide hatte, waren jetzt ganz sicher, daß zwischen ihr und Torbjörn etwas los sei, was ihnen allerlei Gesprächsstoff gab, wenn sie oben auf der Wiese waren.

Am Nachmittag des achten Tages, nachdem Ingrid nach Hause geholt worden war, war Synnöve das Herz schwerer denn je. Nun war es schon so lange her, und noch immer keine Kunde. Sie ließ

ihre Arbeit liegen und setzte sich und schaute auf die Bygde hinab, da ihr das eine Art Gesellschaft schien und sie nicht allein sein mochte. Wie sie da so saß, wurde sie müde, und sie legte den Kopf auf den Arm und fiel sofort in Schlaf; aber die Sonne stach und machte ihren Schlaf unruhig. Sie war drüben auf Solbakken, oben auf der Bodenkammer, wo sie alle ihre Sachen hatte und wo sie zu schlafen pflegte; die Blumen unten im Garten dufteten so süß zu ihr herauf, aber es war nicht der gewohnte Duft, es war ein anderer, fast wie Heidekraut. Woher mag der wohl kommen? dachte sie und beugte den Kopf aus dem offenen Fenster herab. Wirklich, da stand Torbjörn unten im Garten und pflanzte Heidekraut.

„Aber was machst du denn da?" fragte sie.

„Ach die Blumen wollen nicht gedeihen," sagte er und grub und arbeitete weiter.

Da taten ihr die Blumen leid, und sie bat ihn, sie doch ja wieder hinaufzubringen.

„Ja, das kann ich gern," sagte er, sammelte sie auf und kam zu ihr. Aber sie saß ja gar nicht in der Bodenkammer, denn er konnte direkt zu ihr hineingehen. In demselben Augenblick kam die Mutter dazu. „Um Gottes Willen, was will denn der garstige Granlider Bengel bei dir?" sagte die Mutter, sprang zu und versperrte ihm den Weg. Aber er wollte doch hinein, und nun fingen die beiden miteinander zu ringen an. „Mutter, Mutter, er will mir ja nur die Blumen bringen," bat Synnöve

weinend. „I was, das hilft nichts,“ sagte die Mutter und ging auf ihn los. Und Synnöve wurde so bang, so bang zumut, denn sie wußte nicht, wem sie am liebsten den Sieg gönnte; aber unterliegen durfte keins von beiden. „Nehmt doch meine Blumen in acht,“ rief sie, aber sie rangen noch heftiger miteinander, und die schönen Blumen wurden überall auf den Boden umhergestreut. Die Mutter trat darauf und er auch; Synnöve weinte. Aber als Torbjörn die Blumen hatte fallen lassen, wurde er mit einem Mal so häßlich, so furchtbar häßlich, seine Haare wuchsen wild, und das Gesicht wuchs, und die Augen waren so böse, und er hatte lange Krallen, mit denen er die Mutter packte. „Nimm dich in acht, Mutter! Siehst du denn nicht, es ist ja ein ganz anderer, — nimm dich in acht,“ schrie sie und wollte hinzuspringen und der Mutter helfen, aber sie konnte sich nicht vom Fleck rühren. Da rief jemand ihren Namen, und noch einmal rief's. Aber mit einem Male war Torbjörn weg, die Mutter auch; es rief wieder. „Ja,“ sagte Synnöve, und wachte auf.

„Synnöve,“ rief es. „Ja,“ antwortete sie, und öffnete die Augen. „Wo bist du denn?“ rief es. Das ist die Mutter, dachte Synnöve, stand auf und ging nach der Sennwiese zu, wo die Mutter stand und ihr entgegensah, in der einen Hand einen Korb, mit der anderen die Augen beschattend.

„Was? liegst du da und schläfst auf der bloßen Erde?“ sagte die Mutter.

„Ich war so schläfrig," antwortete Synnöve, „und da wollte ich mich nur ein bißchen hinlegen, und ehe ich's mich versah, war ich schon eingeschlafen."

„Vor so was mußt du dich hüten, mein Kind, — da ist etwas für dich im Korb, ich habe gestern gebacken, Vater will verreisen."

Aber Synnöve fühlte, daß die Mutter nicht deswegen allein gekommen war, und sie dachte bei sich, sie habe wohl nicht umsonst von ihr geträumt. Karen, so hieß die Mutter, war, wie bereits gesagt, klein und zart gebaut, hatte blondes Haar und blaue Augen, die lebhaft im Kopf umherrollten. Wenn sie sprach, lächelte sie ein wenig, doch das tat sie nur, wenn sie mit Fremden sprach. Ihr Gesicht hatte jetzt etwas scharfe Züge bekommen, sie war rasch in ihren Bewegungen und immer geschäftig.

Synnöve dankte ihr für das Mitgebrachte, hob den Deckel ab und sah nach, was es wäre.

„Na ja, das kannst du ein andermal tun," sagte die Mutter; „ich habe gesehen, daß dein Geschirr noch nicht gewaschen ist; so was tut man aber, ehe man ruhen geht, mein Kind."

„Ach ja, es war auch bloß heut."

„Komm, dann helfe ich dir, da ich ja nun doch mal hier bin," sagte die Mutter und schürzte sich auf. „Du mußt dich an Ordnung gewöhnen, einerlei ob ich dich unter Augen habe oder nicht." Sie ging voran nach der Milchkammer, und Synnöve kam langsam nach. Da nahmen sie alle die Gefäße

heraus und wuschen sie; die Mutter sah überall nach, ob auch alles in Ordnung sei, und fand es nicht übel, dabei gab sie fortwährend Anweisungen, half ihr fegen und so gingen eine Stunde oder zwei. Während der Arbeit hatte sie erzählt, was sie zu Hause trieben, und wie viel sie zu tun habe, um den Vater zur Reise auszurüsten. Dann fragte sie, ob Synnöve auch nicht vergäße, des Abends vorm Zubettegehen das Wort Gottes zu lesen; „denn das darf man nie vergessen," meinte sie, „sonst geht's am anderen Tag schief mit der Arbeit."

Sobald sie nun damit fertig waren, gingen sie hinaus auf die Wiese, um die Kühe zu empfangen. Und als sie sich hingesetzt hatten, fragte die Mutter nach Ingrid, ob sie nicht bald wieder zur Alm hinaufkomme. Darüber wußte Synnöve auch nicht mehr Bescheid als die Mutter.

„Ja, ja, so geht's mit den Leuten," sagte die Mutter, und Synnöve wußte gleich, daß sie damit nicht Ingrid meinte.

Gern hätte sie dem Gespräch eine andere Wendung gegeben, aber sie hatte nicht den Mut dazu.

„Wer nicht den Herrn im Herzen trägt, der wird oft heimgesucht, wenn er's am wenigsten erwartet." Synnöve sagte kein Wort.

„Hab' ich's nicht immer gesagt, aus dem Jungen wird nichts. — Sich so aufzuführen, pfui."

Beide hockten auf der Wiese und sahen vor sich hin, aber sie sahen einander nicht an.

„Hast du gehört, wie's ihm geht?“ fragte die Mutter, und sah sie flüchtig an.

„Nein,“ antwortete Synnöve.

„Es soll schlecht mit ihm stehen,“ sagte die Mutter. Synnöve fühlte ihre Brust sich zusammenschnüren.

„Ist's denn gefährlich?“ fragte sie.

Na ja, da ist zuerst der Messerstich in der Seite; — und dann hat er ja auch sonst tüchtige Püffe abgekriegt.

Synnöve fühlte, daß sie feuerrot wurde. Schnell wandte sie sich noch mehr ab, damit es die Mutter nicht sähe.

„Aber es hat doch wohl nichts weiter auf sich?“ fragte sie so ruhig wie sie konnte; aber die Mutter hatte bemerkt, daß ihre Brust sich heftig hob und senkte, und darum antwortete sie:

„O nein, das nicht grade.“

Da begann Synnöve zu ahnen, daß etwas Schreckliches geschehen sein müsse.

„Liegt er zu Bett?“ frug sie.

„Liegen, ach du Gerechter, natürlich, versteht sich — s' ist schad um die Eltern, so brave Leute wie die sind. Gut erzogen ist er auch, der liebe Gott hat ihnen also nichts vorzuwerfen.“

Nun wurde es Synnöve so beklommen zu Mut, daß sie sich gar nicht zu helfen wußte; und die Mutter fuhr fort:

„Jetzt zeigt's sich, wie gut es ist, daß niemand sich an ihn gebunden hat. Der liebe Gott führt doch am Ende alles zum besten.“

Ein Schwindel befiel Synnöve, als müsse sie den Berg hinabstürzen.

„Nein, ich hab's immer zum Vater gesagt: ‚Gott helf uns', hab' ich gesagt, wir haben bloß dies eine einzige Mädel, und für die müssen wir sorgen. Er ist nun 'mal ein bißchen weichherzig, der Vater, so brav er auch sonst ist; aber das hat wieder das Gute, daß er guten Rat annimmt, wo er ihn findet, nämlich in Gottes Wort."

Aber beim bloßen Gedanken an ihren Vater, der immer so lieb zu ihr war, wurde es Synnöve noch schwerer, das Weinen hinunterzuschlucken. Und diesmal nützte kein Widerstand, sie fing zu weinen an.

„Was weinst du denn?" fragte die Mutter und sah nach ihr hin, ohne doch ihr Gesicht zu sehen zu bekommen.

„Ach, ich denke an den Vater, und — —" und jetzt brach es erst recht los.

„Aber Kind, Kind, was ist denn das nur mit dir?"

„Ach, ich weiß nicht recht — — — es überkam mich nur so — —, vielleicht passiert ihm was auf der Reise," schluchzte Synnöve.

„Dummes Zeug," sagte die Mutter — „was sollte ihm denn passieren? — bloß nach der Stadt auf der flachen Landstraße? —"

„Ja, aber denk doch, — — wie es dem — — dem anderen gegangen ist —," schluchzte Synnöve.

„Ja, dem! Aber dein Vater fährt auch nicht drauf los wie ein Verrückter, sollte ich meinen. Der wird schon unversehrt wieder heimkommen, — wenn der liebe Gott sonst seine Hand über ihn hält."

Aber diese Tränen, die gar nicht wieder aufhören wollten, gaben der Mutter zu denken. Plötzlich sagte sie: „Es gibt mancherlei in der Welt, was schwer genug zu tragen sein mag, aber man muß sich eben damit trösten, daß es noch schlimmer hätte sein können."

„Ach, das ist ein elender Trost," sagte Synnöve und weinte herzbrechend.

Die Mutter konnte sich nicht recht ein Herz fassen, ihr zu antworten, was sie dachte; so sagte sie nur:

„Gott entscheidet manchmal für uns auf eine sichtliche Weise, und das hat er wohl auch hier getan," und damit stand sie auf, denn jetzt fingen oben auf der Halde die Kühe zu brüllen an, die Herdenglocken klangen, die Burschen jodelten, und langsam ging's nun herunter, da die Tiere satt und befriedigt waren. Sie stand da und sah ihnen entgegen und bat Synnöve, mit heraufzukommen, um sie zu empfangen. Nun stand Synnöve auch auf und kam nach, aber es ging langsam.

Karen Solbakken hatte nun genug mit der Begrüßung ihrer Herde zu tun. Eine Kuh nach der anderen kam dran, und alle erkannten sie wieder und machten Muh; sie streichelte sie, plauderte mit

ihnen und wurde ganz vergnügt, als sie sah, daß sie alle in gutem Futterzustand waren.

„Ja, ja," sagte sie, „der liebe Gott hält's mit dem, der sich zu ihm hält."

Sie half nun Synnöve, die Tiere eintreiben; denn mit Synnöve ging's heute doch gar zu langsam. Die Mutter sagte nichts dazu, sie half ihr auch beim Melken, obgleich sie dadurch länger aufgehalten wurde, als sie sich eigentlich vorgenommen hatte. Als sie nun auch mit dem Seihen fertig waren, machte die Mutter sich zum Heimweg bereit, und Synnöve wollte sie ein Stück Wegs begleiten.

„Laß nur," sagte die Mutter, „du bist gewiß müde und willst Ruhe haben," und damit nahm sie den leeren Korb, gab ihr die Hand und sagte, sie fest ansehend:

„Ich komme bald wieder herauf, um zu sehen, wie es dir geht. — — Halt' du dich nur an uns und denk' nicht an andre."

Kaum war die Mutter außer Sehweite, so überlegte Synnöve, wie sie wohl am schnellsten Kunde von Granliden bekommen könne. Sie rief Torbjörns Bruder herbei und wollte ihn hinunterschicken, aber als er kam, genierte sie sich, sich ihm anzuvertrauen, und sagte darum nur: „Es war nichts." Dann kam sie auf den Einfall, selbst zu gehen. Gewißheit mußte sie haben, und es war gar nicht lieb von Ingrid, daß sie ihr keine Nachricht schickte. Die Nacht war ganz hell, und der Hof lag nicht so

10*

weit, daß sie nicht ganz gut den Weg machen konnte, wenn so etwas sie zog. Während sie so da saß und überlegte, kam ihr alles wieder in den Sinn, was die Mutter gesagt hatte, und gleich wollten auch die Tränen wieder kommen; dann aber war sie auch nicht faul, band ein Tuch um und ging einen Richtweg, damit die Knaben nichts merkten.

Je weiter sie kam, desto schneller eilte sie vorwärts, und zuletzt sprang sie so schnell den Fußpfad hinab, daß kleine Steinchen sich löſten, hinabrollten und sie in Schrecken versetzten. Sie wußte ja, es waren nur die Steine, die da rollten, und doch kam es ihr vor, als wäre jemand in der Nähe, und sie hielt an und lauschte. Nein, es war nichts, und schneller und schneller sprang sie weiter; da trat sie plötzlich bei einem starken Sprung auf einen größeren Stein, dessen eines Ende in den Weg hineinragte und der sich jetzt löste und an ihr vorbei hinunterrollte. Das machte großen Lärm, es knackte in den Büschen und ihr wurde bange, aber noch mehr erschrak sie, als sie weiter unten auf dem Weg sich leibhaftig jemanden erheben und bewegen zu sehen glaubte. Zuerst dachte sie, es könne ein wildes Tier sein, und sie blieb mit verhaltenem Atem stehen; das da unten auf dem Wege blieb auch stehen. „Ho—i," rief es. Es war die Mutter. Das erste, was Synnöve tat, war, daß sie beiseite sprang und sich versteckte. Da blieb sie ein gutes Weilchen sitzen, um zu sehen, ob die Mutter sie erkannt hätte

und zurückkäme; aber nein. Dann wartete sie noch ein Weilchen, damit die Mutter einen tüchtigen Vorsprung bekäme. Und als sie dann weiterging, trat sie ganz leise auf, und bald näherte sie sich dem Hofe. Sie fühlte sich wieder recht beklommen, als sie Granliden sah, und je näher sie kam, desto ärger wurde es. Auf dem Hofe war alles still, die Arbeitsgeräte standen an die Wand gelehnt, Brennholz lag gespalten und aufgestapelt, und die Axt saß fest im Hauklotz. Sie ging vorbei und auf die Tür zu, dort blieb sie nochmals stehen, sah sich um und lauschte, doch nichts rührte sich. Und wie sie da so stand, unschlüssig, ob sie sich zu Ingrid auf die Bodenkammer hinaufwagen solle oder nicht, fiel es ihr plötzlich ein, grade eine solche Nacht müsse es wohl gewesen sein, damals vor Jahren, als Torbjörn drüben bei ihr gewesen war, um ihr die Blumen zu pflanzen. Schnell zog sie ihre Schuhe aus und schlich die Treppe hinauf.

Ingrid erschrak heftig, als sie erwachte und sah, daß Synnöve sie geweckt hatte.

„Wie geht's ihm?" flüsterte Synnöve.

Da kam Ingrid die Erinnerung an alles wieder, und sie wollte sich erst anziehen, damit sie nicht gleich zu antworten brauchte. Aber Synnöve setzte sich auf die Bettkante, bat sie, liegen zu bleiben, und wiederholte ihre Frage.

„Jetzt ist's besser," sagte Ingrid flüsternd; „ich komme bald wieder zu dir hinauf."

„Liebe Ingrid, verhehle mir nichts, du kannst mir doch nichts Schlimmes sagen, was ich mir nicht schon tausendmal schlimmer gedacht hätte."

Ingrid versuchte noch immer, sie zu schonen, aber die Angst der anderen drängte, und es blieb keine Zeit zu Ausflüchten. Flüsternd fielen die Fragen, flüsternd kamen die Antworten; die tiefe Stille ringsum machte sowohl Fragen wie Antworten noch ernster, so daß dieser Augenblick einer jener feierlichen Augenblicke wurde, in denen man der furchtbarsten Wahrheit ins Auge zu sehen wagt. Aber so viel schien den beiden ausgemacht, daß Torbjörns Schuld diesmal gering war, und daß sich von seiner Seite nichts Schlechtes zwischen ihn und ihr Mitleid schob. Sie weinten sich beide aus — aber ganz leise — und Synnöve weinte am herzlichsten; sie saß ganz zusammengesunken auf der Bettkante. Ingrid versuchte, sie aufzuheitern, indem sie an all das Frohe erinnerte, das sie drei schon miteinander erlebt hätten; aber es ging wie so oft, jede kleine Erinnerung an jene Tage, über denen noch Sonnenschein spielte, löste sich im Leid in Tränen auf.

„Hat er nach mir gefragt?" flüsterte Synnöve.

„Er hat überhaupt fast gar nicht gesprochen."

Jetzt fiel Ingrid der Zettel wieder ein, und er fiel ihr schwer auf die Seele.

„Ist er denn nicht so wohl, daß er sprechen kann?"

„Ich weiß nicht recht, wie es damit ist; — er denkt wohl desto mehr."

„Liest er?"

„Mutter hat ihm einmal vorgelesen, und jetzt muß sie es alle Tage tun." —

„Was sagt er denn?"

„Er sagt fast gar nichts, siehst du, er liegt nur so da und guckt vor sich hin." —

„Liegt er in der gemalten Stube?"

„Ja."

„Und mit dem Gesicht nach dem Fenster?"

„Ja."

Nun schwiegen sie beide eine Weile.

Dann sagte Ingrid:

„Das kleine St. Johannesspiel, das du ihm einmal geschenkt hast, hängt da im Fenster und dreht sich."

„Ja, jetzt ist mir alles gleich," sagte Synnöve plötzlich mit Nachdruck. „Nie im Leben soll mich jemand dazu bewegen können, ihn zu lassen, mag kommen, was will."

Ingrid wurde es sehr beklommen zumut.

„Der Doktor weiß nicht, ob er seine Gesundheit wiederkriegt," flüsterte sie.

Da hob Synnöve den Kopf in verhaltenem Weinen, sah sie an, ohne ein Wort zu sagen, ließ dann den Kopf wieder sinken und blieb in Gedanken versunken sitzen. Die letzten Tränen flossen noch leise über ihre Wangen, aber es kamen keine neuen; sie faltete die Hände, rührte sich aber nicht:

es war, als fasse sie einen großen Entschluß. Dann stand sie plötzlich mit einem Lächeln auf, beugte sich über Ingrid und gab ihr einen langen, innigen Kuß:

„Bleibt er kränklich, dann pflege ich ihn, und jetzt rede ich mit meinen Eltern.“

Ingrid wurde sehr gerührt; aber ehe sie noch etwas sagen konnte, fühlte sie ihre Hand ergriffen:

„Leb wohl Ingrid, jetzt gehe ich wieder hinauf.“ Und sie wandte sich rasch ab.

„Ja, aber — der Zettel,“ flüsterte Ingrid ihr nach.

„Der Zettel?“ fragte Synnöve.

Ingrid war schon auf, suchte ihn heraus und gab ihn ihr; aber indem sie ihn mit der linken Hand der Freundin ins Busentuch steckte, schlang sie den rechten Arm um ihren Hals und gab ihr den Kuß zurück, und Synnöve fühlte große, warme Tränen auf ihr Gesicht fallen. Dann schob Ingrid sie leise aus der Tür und schloß diese hinter ihr; denn sie hatte nicht den Mut, das übrige mit anzusehen.

Synnöve ging leise auf Strümpfen die Treppe hinunter; aber da ihre Gedanken zu überwältigend waren, machte sie unversehends Geräusch, erschrak, lief durch den Hausflur, nahm ihre Schuhe in die Hand und eilte damit an den Gebäuden vorbei, über die Felder bis zum Zaun; dort blieb sie stehen, zog die Schuhe an und stieg schnell den Berg hinan, denn ihr Blut war in Wallung gekommen.

Sie ging und summte vor sich hin und eilte immer schneller und schneller vorwärts, bis sie zuletzt müde wurde und sich setzen mußte. Da fiel ihr der Zettel ein. — —. —

Als am anderen Morgen der Hirtenhund zu bellen anfing und die Buben erwachten und die Kühe gemolken und hinausgelassen werden sollten, war Synnöve noch nicht wieder da. Wie die Buben da noch standen, verwundert, wo sie wohl sein möge, und entdeckten, daß sie die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen war, — kam Synnöve. Sie war sehr blaß und still. Ohne ein Wort zu sagen, machte sie sich daran, das Frühstück für die Knaben zu besorgen, packte Vorräte für sie ein und half beim Melken.

Der Nebel lastete noch drückend auf den niedriger liegenden Bergen; überall glitzerte die braunrote Heide von Tautropfen, es war etwas kalt, und wenn der Hund bellte, antwortete es von allen Seiten. Die Herde wurde herausgelassen, sie brüllte in die frische Luft hinaus, und eine Kuh nach der anderen eilte den Stieg hinauf; aber da vorn saß schon der Hund, empfing sie und hielt sie zurück, bis alle Kühe hinaus waren, dann ließ er sie durch; das Herdengeläute klang zitternd an den Halden entlang, das Hundegebell durchschnitt die Luft, und die Knaben probierten, wer am lautesten jodeln könnte. Vor all diesem Lärm flüchtete Synnöve nach ihrem Plätzchen auf der Wiese, wo sie mit Ingrid zu sitzen pflegte. Sie weinte nicht, saß

nur ganz still und starrte vor sich hin, und nur dann und wann kam ihr all das übermütige Getöse zum Bewußtsein, das jetzt um so harmonischer zusammenfloß, je mehr es sich entfernte. Mittlerweile fing sie an, leise vor sich hin zu summen, dann sang sie etwas lauter, und zuletzt mit klarer, heller Stimme folgendes Lied. Sie hatte es nach einem anderen, das sie von Kindheit an gekannt hatte, umgedichtet:

Nun Dank für alles aus frühster Zeit,
da wir gespielt als frohe Gefährten,
ich dachte, daß Spiel und Fröhlichkeit
in alle Ewigkeit währten.

Ich dachte, das Spiel, das spänne sich fort
aus sonniger Kindheit Birkengeländen,
bis wir uns einst in Solbakken dort
und im Kirchlein wiederfänden.

Ich schaute hinüber so manches Mal
und harrte dein in langen Stunden,
doch deine Tannen beschatten das Tal
und du — hast den Weg nicht gefunden.

Ich saß und harrte und dachte oft:
wenn's Abend wird, wird er doch kommen,
die Sonne sinkt und die Seele hofft,
doch nun ist der Tag verglommen.

Das arme Auge muß immerfort
dort zu den Tannen hinüberschauen,
es kennt in der Welt keinen andren Ort
und brennt unter schmerzenden Brauen.

Sie sagen, die Kirche am Fagerlid-Hang,
die würde den rechten Trost mir künden,
doch nimmer wag' ich dorthin den Gang,
dort würde ich ihn ja finden.

— Doch wohl mir, ich weiß doch, wer es tat,
daß die Höfe so dicht beisammen liegen,
und wer dem Auge wies den Pfad,
und ihm nicht verwehrte, zu fliegen.

Doch wohl mir, ich weiß, wer vor Gottes Altar
den einen Stuhl gesetzt zum andern,
so daß sie zusammen, Paar um Paar,
zum hohen Chore wandern.

Siebentes Kapitel

Längere Zeit nachher saßen Guttorm und Karen Solbakken in der großen hellen Stube auf Solbakken und lasen sich gegenseitig aus ein paar neuen Büchern vor, die sie aus der Stadt bekommen hatten. Sie waren am Vormittag in der Kirche gewesen, denn es war Sonntag, dann hatten sie einen kleinen Gang durch die Felder gemacht, um zu sehen, wie das Korn stände, und um zu überlegen, welche Äcker im nächsten Jahre brach liegen und welche bebaut werden sollten. Sie waren von einem Brachfeld und Acker zum anderen geschlendert und fanden, das Gut habe sich in ihrer Zeit sehr herausgemacht.

„Gott mag wissen, wie's hier aussieht, wenn wir 'mal weg sind," hatte Karen gesagt. Und

da hatte Guttorm sie gebeten, doch mit hineinzugehen, damit sie miteinander in den neuen Büchern lesen könnten, „denn man tut am besten, sich von solchen Gedanken fernzuhalten." Aber nun waren sie mit dem Buch durch, und Karen meinte, die alten seien doch besser: „die Leute schreiben ja doch immer nur aus den alten ab."

„Daran mag was wahres sein," sagte Guttorm; „Sämund sagte heute zu mir in der Kirche, in den Kindern fände man auch immer die Eltern wieder."

„Ja, du und Sämund, ihr scheint mir heute allerlei miteinander geredet zu haben."

„Sämund ist ein verständiger Mann."

„Aber er hält sich wenig an seinen Herrn und Heiland, fürchte ich."

Darauf antwortete Guttorm nichts.

„Wo steckt denn nur die Synnöve?" fragte die Mutter.

„Sie ist oben auf der Bodenkammer," antwortete er.

„Du hast ja vorhin selbst bei ihr gesessen, wie war ihr denn zumute?"

„Hm —"

„Du hättest sie doch lieber nicht allein da oben sitzen lassen sollen."

„Es kam jemand."

Die Frau schwieg eine Weile.

„Wer war denn das?"

„Die Ingrid Granliden."

„So, ich dachte, die wäre noch auf der Alm."

„Sie ist heute zu Hause gewesen, damit die Mutter zur Kirche gehen könnte."

„Richtig, heute hat man die ja auch 'mal da gesehen."

„Sie hat so viel zu tun."

„Als ob andere das nicht hätten; aber man macht's eben möglich, wenn man nur Verlangen danach hat."

Darauf antwortete Guttorm nichts. Nach einer Weile sagte Karen:

„Sie waren heute alle da, die von Granliden, außer Ingrid."

„Ja, es war wohl, um den Torbjörn auf seinem ersten Kirchgang zu begleiten."

„Er sah schlecht aus."

„War nicht besser zu erwarten, ich wunderte mich, daß er überhaupt schon so weit war."

„Ja, der hat seine Tollheit teuer bezahlen müssen."

Guttorm sah einen Augenblick vor sich nieder:

„Er ist doch noch so jung."

„Es ist kein guter Grund in ihm, man kann sich nie recht auf ihn verlassen."

Guttorm, der sich mit den Ellbogen auf den Tisch stützte und ein Buch in der Hand drehte, öffnete dieses nun, und indem er tat, als lese er darin, ließ er die Worte fallen:

„Er soll jetzt ganz sicher sein, daß er seine volle Gesundheit wieder erlangt."

Jetzt nahm die Mutter auch ein Buch zur Hand:

„Das freut mich für ihn, so ein hübscher Kerl, wie er ist," sagte sie, „der liebe Gott möge ihn nur lehren, sie besser zu brauchen."

Nun lasen sie beide; dann sagte Guttorm, indem er umblätterte:

„Er hat die ganze Zeit heute nicht ein einziges Mal zu ihr hingesehen."

„Ja, ich hab's auch gemerkt, er saß ganz still in seinem Stuhl, bis sie gegangen war."

Eine Weile nachher sagte Guttorm:

„Du glaubst, er vergißt sie?"

„Das wäre jedenfalls das allerbeste."

Guttorm las weiter, die Frau blätterte.

„Ich mag nicht, daß die Ingrid bei ihr da oben sitzt," sagte sie.

„Synnöve hat doch kaum jemand, mit dem sie mal ein bißchen plaudern kann."

„Hat sie denn nicht uns?"

Jetzt sah der Vater zu ihr hinüber.

„Wir dürfen nicht zu streng sein."

Die Frau schwieg, nach einer Weile sagte sie:

„Ich hab's ihr ja auch gar nicht verboten."

Der Vater klappte das Buch zu, stand auf und guckte aus dem Fenster.

„Da geht Ingrid," sagte er. Kaum hatte die Mutter das gehört, als sie schnell hinausging. Der Vater stand noch lange am Fenster, dann wandte er sich ab und ging in der Stube auf

und ab; als die Frau wieder herein kam, blieb er stehen.

„Ganz richtig, wie ich mir dachte," sagte sie, „da oben sitzt das Mädel und weint, aber sowie ich hereinkam, kramte sie in ihrer Truhe," und kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Nein, es tut nicht gut, daß die Ingrid mit ihr verkehrt;" — und dann fing sie an, das Abendessen herzurichten, wobei sie fortwährend aus- und einging. Einmal, während sie draußen war, kam Synnöve still und mit verweintem Gesicht herein; sie glitt leise am Vater vorbei, sah ihm ins Gesicht und setzte sich an den Tisch, wo sie ein Buch nahm. Nach einer Weile klappte sie es wieder zu, ging zur Mutter und fragte, ob sie ihr nicht helfen solle.

„Tu das, mein Kind," sagte diese, „Arbeit ist gut für alles."

Sie hatte den Tisch zu decken, der in der Nähe des Fensters stand.

Der Vater, der bisher auf und ab gegangen war, trat jetzt ans Fenster und blickte hinaus:

„Das Gerstenfeld, das der Regen geschlagen hatte, erholt sich, glaube ich, wieder," sagte er. Synnöve trat neben ihn und sah auch hinaus. Er sah sich um, die Frau war im Zimmer, und so streichelte er nur sanft mit der einen Hand Synnöves Hinterkopf und begann dann wieder auf und ab zu gehen.

Beim Essen war es sehr still; die Mutter sprach das Gebet vor Tisch und nach Tisch, und als sie

fertig waren, schlug sie vor, ob sie nicht etwas lesen und singen wollten, was sie auch taten.

„Gottes Wort gibt Frieden, das ist doch der größte Segen im Hause." Bei diesen Worten sah die Mutter zu Synnöve hinüber, die die Augen niedergeschlagen hatte. „Nun will ich euch eine Geschichte erzählen," sagte die Mutter, „sie ist wahr vom Anfang bis zum Ende, und nicht übel für den, der darüber nachdenken will." Und sie erzählte:

Es lebte in meiner Jugend auf Haug ein Mädchen, die Enkelin eines alten, gelehrten Schulzen. Er hatte sie früh zu sich genommen, um eine Freude für seine alten Tage an ihr zu haben, und lehrte sie da natürlich Gottes Wort und gute Sitten. Sie lernte leicht und hatte Freude am Lernen, so daß wir nach kurzer Zeit alle hinter ihr zurückblieben, sie konnte schreiben und rechnen, und als sie fünfzehn Jahre alt war, konnte sie ihre Schulbücher und fünfundzwanzig Kapitel aus der Bibel auswendig; ich weiß es noch wie gestern. Vom Lernen hielt sie mehr als vom Tanzen, so daß man sie selten traf, wo's lustig herging, um so öfter aber auf der Giebelkammer des Großvaters, wo alle seine vielen Bücher standen. So kam es, daß sie immer, wenn wir mit ihr zusammenkamen, aussah, als wäre sie ganz abwesend, und wir sprachen untereinander: wären wir doch so klug wie die Karen Haugen. Sie war die Erbin des Alten, und mancher kecke Bursch erbot sich, Halbpart mit ihr zu machen, aber Körbe kriegten sie alle. Um die Zeit kam auch des Pastors Sohn von seiner

Studentenzeit heim. Mit dem war nicht viel los, denn sein Sinn stand mehr auf Tollheiten und schlechte Dinge als auf gute. Nun war er obendrein auch noch ans Trinken gekommen. „Vor dem mußt du dich in acht nehmen," sagte der alte Schulze; „ich bin viel mit den Vornehmen zusammengewesen und nach meiner Erfahrung verdienen sie unser Zutrauen weit weniger als der Bauer." Karen hörte stets mehr auf seine Stimme als auf alle anderen, — und als sie dann mit dem Pastorsohn zusammentraf, ging sie ihm aus dem Wege; denn er stellte ihr nach. Seitdem konnte sie nirgends hingehen, ohne ihn zu treffen. „Weg," sagte sie, „es hilft dir doch alles nichts." Er aber verfolgte sie, und so kam es, daß sie ihn schließlich doch einmal anhören mußte. Hübsch genug war er ja, aber, als er sagte, er könne ohne sie nicht leben, scheuchte er sie wieder von sich. Er umschlich ihren Hof — aber sie ließ sich nicht blicken; er stand nachts vor ihrem Fenster, sie kam nicht zum Vorschein; er sagte, er wolle sich das Leben nehmen, aber Karen wußte besser Bescheid. Nun fing er wieder zu trinken an. „Nimm dich in acht, das sind alles nur Teufelslisten," sagte der alte Schulze. Da stand eines Tages der Bursch mitten in ihrem Zimmer; niemand wußte, wie er da hingekommen war. „Jetzt töte ich dich," sagte er. — „Ja, wage es nur," sagte sie. Aber da fing er zu weinen an und sagte, in ihrer Macht stehe es, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen. „Wenn du nur wenigstens ein

halbes Jahr lang das Trinken lassen könntest," sagte sie. Und wirklich, er enthielt sich ein halbes Jahr lang des Trinkens. „Glaubst du mir jetzt?" fragte er. „Nicht, ehe du dich ein halbes Jahr lang von allen Zechgelagen und Lustbarkeiten ferngehalten hast." Das tat er. „Glaubst du mir jetzt?" fragte er. „Nicht, ehe du zurückreisest, und deine Studien beendigst." Auch das tat er, und das Jahr drauf kam er zurück als ausgelernter Prediger. „Glaubst du mir jetzt?" fragte er und hatte sogar Priestermantel und Kragen um. „Erst will ich dich ein paarmal Gottes Wort verkündigen hören," sagte Karen. Und das tat er rein und lauter, wie es einem Priester geziemt; er sprach von seiner eigenen Sündhaftigkeit, und wie leicht der Sieg sei, wenn man nur erst den Anfang gemacht habe, und wie gut Gottes Wort sei, wenn man es nur erst gefunden habe. Darauf trat er wieder vor Karen hin. „Ja, jetzt glaube ich, du wirst so leben, wie du es selbst für richtig erkannt hast," sagte Karen, „und nun will ich dir erzählen, daß ich seit drei Jahren mit meinem Vetter Anders Haugen verlobt bin; nächsten Sonntag sollst du uns von der Kanzel aufbieten."

Hier schloß die Mutter. Synnöve hatte anfangs wenig Aufmerksamkeit gezeigt, später war ihr Interesse mehr und mehr gewachsen und jetzt hing sie förmlich an den Lippen der Mutter. „Geht's nicht weiter?" fragte sie mit banger Stimme.

„Nein," antwortete die Mutter. Der Vater sah die Mutter an, da glitt ihr Blick unsicher zur Seite, und sie fuhr nach kurzem Bedenken fort, indem sie mit dem Finger über die Tischplatte strich. „Möglich, daß es noch weiter geht, — — aber das kann ja gleich sein."

„Geht es weiter?" fragte Synnöve und wandte sich an den Vater, der es zu wissen schien.

„Hm — ja; aber wie Mutter sagt, es kann gleich sein."

„Wie erging es ihm," fragte Synnöve.

„Ja, das ist es eben," sagte der Vater und schaute zur Mutter hinüber. Diese hatte sich jetzt in ihrem Stuhle hintenüber gelehnt und sah die beiden an.

„Wurde er unglücklich?" fragte Synnöve leise.

„Man muß schließen, wo der Schluß hingehört," sagte die Mutter und stand auf. Der Vater ebenfalls, und etwas später auch Synnöve.

Achtes Kapitel

Ein paar Wochen später machten sich sämtliche Bewohner von Solbakken früh morgens zum Kirchgang bereit; es war Konfirmationstag, der in diesem Jahre etwas früher war als sonst, und bei solchen Gelegenheiten wurde alles zugeschlossen, denn alle mußten mit dabei sein. Da das Wetter klar war, wollten sie nicht fahren, trotzdem es in der

11*

Morgenfrühe noch etwas kalt und winterlich war; es schien ein schöner Tag werden zu wollen. Der Weg führte im Bogen um die Bygde herum und an Granliden vorbei, bog dann nach rechts ab, und eine gute Viertelmeile von da lag die Kirche. An den meisten Stellen war das Korn schon gemäht und in Garben aufgesetzt, das Vieh war größtenteils schon von den Almen heruntergeholt und weidete jetzt gebunden im Tale, die Wiesen waren entweder zum zweiten Male grün, oder wo die Erde magrer war, gräulich weiß; ringsum stand der vielfarbige Wald, die Birke schon angekränkelt, die Espe ganz gelbblaß, die Eberesche mit trockenen verschrumpften Blättern, aber fruchtbeladen. Es hatte ein paar Tage lang heftig geregnet, das niedere Gestrüpp, das am Wegrand krabbelte und sonst den ganzen Tag im Sande nieste, war heute reingewaschen und frisch. Aber die Berghänge neigten sich schon schwerer über das Tal herab, je mehr der verheerende Herbst sie entkleidete und ernsthaft machte, während die Bergbäche, die im Sommer nur bisweilen Leben gezeigt hatten, hochmütig und schäumend mit mächtigem Getöse talabwärts tollten. Der Granlider Bach ging einen schwerfälligeren und sichereren Gang, besonders nachdem er den Granlider Geröllabhang erreicht hatte, wo der Berg auf einmal nicht mehr mit wollte, sondern sich ganz einfach zurückzog. Einen kräftigen Ruck versetzte er dem Felsen und jagte mit Geheul und Hallo davon, so daß der Berg erzitterte. Und nun

wurde dem für seine Verräterei tüchtig der Kopf gewaschen, denn er bekam einen kitzelnden Wasserstrahl mitten ins Gesicht. Ein paar neugierige Erlenstauden, die sich dem Abgrund näherten, wären fast von der Flut mit fortgerissen worden und standen nun und schluckften in der kalten Douche. Denn heute war der Wasserfall nicht sparsam.

Torbjörn kam mit seinen Eltern, seinen Geschwistern und den übrigen Hausbewohnern gerade vorüber und sah dem Schauspiel zu. Er war jetzt wieder ganz gesund und half dem Vater schon wieder mit kräftiger Hand bei der Arbeit. Man sah die beiden jetzt immer zusammen, so auch heute.

„Ich meine fast, da haben wir die von Solbakken grad' hinter uns," sagte der Vater.

Torbjörn sah sich nicht um, aber die Mutter sagte: „Ja wirklich, — — aber ich kann gar nicht die — — doch, da hinten."

Sei es nun, daß die von Granliden von da an schneller gingen oder daß die von Solbakken ihre Schritte verlangsamten, der Abstand zwischen ihnen wurde immer größer und größer, so daß man sich zuletzt kaum mehr sehen konnte. — Es schien, als sollte es heute voll werden in der Kirche; die lange Landstraße war schwarz von Leuten, Fußgängern, Fahrenden und Reitern; die Pferde waren jetzt zur Herbstzeit feurig und wenig gewöhnt, mit anderen zusammen zu sein, weshalb sie ein stetiges

unruhiges Gewieher von sich gaben, was die Fahrt zwar gefahrvoll, aber sehr amüsant machte.

Je mehr sie sich der Kirche näherten, desto größeren Lärm machten die Pferde, da jedes Neuhinzukommende denen, die schon angebunden dastanden, zuwieherte, und diese fingen an, an den Leinen zu zerren, mit den Hinterfüßen zu stampfen und den Neuankommenden entgegenzuwiehern. Sämtliche Hunde der Bygde, die die ganze Woche lang einander gehört und sich geneckt und geschimpft hatten, trafen sich nun hier bei der Kirche und platzten sofort aufeinander zu wütenden Kämpfen, paarweis und in großen Klumpen über die Felder hinjagend. Die Leute standen still in flüsterndem Gespräch an der Kirchenmauer und an den Häusern und sahen einander nur von der Seite an. Der Weg an der Mauer entlang war nicht breit, die Häuserreihe an der anderen Seite kam dicht heran, und jetzt standen die Frauen meist der Mauer entlang, und die Männer an der Häuserreihe gegenüber. Erst später wagten sie sich zueinander hinüber, anfangs taten selbst gute Bekannte, wenn sie sich von weitem sahen, als sähen sie sich nicht; es sei denn, daß sie einander so dicht im Wege standen, daß sie nicht unterlassen konnten, zu grüßen; aber das geschah dann mit halbabgewandtem Gesicht und kurz abgebrochenen Worten, worauf man sich dann am liebsten jeder nach einer anderen Seite zurückzog. Als die von Granliden kamen, wurde es fast noch stiller, als vorher; Sämund hatte nicht

allzu viele zu grüßen, drum ging es mit ihm ziemlich rasch die Reihe entlang; die Frauen hakten sich jedoch fest und blieben gleich bei den Vordersten stehen. Daher mußten die beiden Männer, als es Zeit war, in die Kirche zu gehen, wieder ganz nach vorn, um ihre Frauen zu holen. In demselben Augenblick kamen drei Wagen dicht hintereinander her gefahren, rasender als irgend einer der andern, und bremsten nicht einmal dann, als sie schon in die Volksmenge einbogen. Sämund und Torbjörn, die beinahe überfahren worden wären, sahen gleichzeitig auf; in dem ersten Wagen saßen Knut Nordhaug und ein alter Mann, in dem zweiten seine Schwester mit ihrem Mann, im dritten die Altenteiler. Vater und Sohn sahen einander an; Sämund verzog keine Miene, Torbjörn war sehr blaß geworden; dann ließen die Augen der beiden Männer einander los und glitten gradeaus, und da sahen sie die von Solbakken, die eben in diesem Augenblick stehen geblieben waren, um Ingebjörg und Ingrid Granliden zu begrüßen. Aber die Wagen waren dazwischen gekommen, und das Wort war ihnen auf der Lippe erstorben, ihre Augen hingen noch an den Vorbeifahrenden, und es dauerte eine geraume Weile, ehe sie sie abwenden konnten. Wie sie sich nun so ganz allmählich von ihrer Überraschung erholten und ihre Augen umherschweifen ließen, um einen Übergang zu finden, sahen sie Torbjörn und Sämund, die da standen und vor sich hinstarrten. Guttorm Solbakken wandte sich ab, aber die Frau suchte hastig

Torbjörns Augen; Synnöve, die diese auf sich gerichtet fühlte, wandte sich Ingrid Granliden zu und nahm sie bei der Hand, wie um sie zu begrüßen, trotzdem sie das schon einmal getan hatte. Aber sie fühlten alle gleichzeitig, daß alle ihre Leute und alle Bekannten sie ohne Ausnahme beobachteten, und nun ging Sämund selbst hinüber und gab Guttorm mit abgewandtem Gesicht die Hand: „Schön' Dank fürs letzte Mal."

„Gleichfalls Dank."

Ebenso die Frau: „Schön' Dank fürs letzte Mal."

„Gleichfalls Dank," aber auch sie sah nicht auf.

Torbjörn ging hinter seinem Vater her und tat ganz dasselbe; dieser war jetzt gerade an Synnöve gekommen und sie war die erste, die er ansah. Sie sah auch zu ihm auf und vergaß, „Dank fürs letzte Mal" zu sagen. In demselben Moment kam Torbjörn hinzu; er sagte nichts, sie nichts, sie gaben einander die Hand, aber ganz lose, keins schlug die Augen auf, keins konnte sich vom Fleck rühren.

„'s wird sicher ein schöner Tag heute," sagte Karen Solbakken und ließ ihre Blicke hastig vom einen zum anderen schweifen.

Sämund war der einzige, der antwortete: „Glaub's auch, der Wind da wird schon die Wolken vertreiben."

„Gut fürs Korn, dem tut Trockenwetter not," sagte Ingebjörg Granliden und bürstete an Sämunds

Rücken herum, wahrscheinlich weil sie meinte, er sei staubig.

„Unser lieber Herrgott hat uns ein gesegnetes Jahr gegeben; fragt sich nur, ob alles unter Dach will," sagte nun Karen Solbakken wieder und sah zu den beiden hinüber, die sich noch immer nicht vom Fleck gerührt hatten.

„Das hängt ganz von der Arbeitskraft ab," sagte Sämund und wandte sich so an sie, daß sie nicht mehr dahin sehen konnte, wo sie doch am liebsten hinsehen wollte.

„Ich hab' mir oft überlegt, ob nicht ein paar Höfe ihre Macht vereinigen könnten; da würde es sicher besser gehen," sagte Sämund.

„Es könnte leicht so treffen, daß beide gleichzeitig das Trockenwetter benutzen möchten," sagte Karen Solbakken und tat einen Schritt zur Seite.

„Freilich," sagte Ingebjörg und stellte sich dicht neben ihren Mann, so daß Karen auch jetzt nicht dahin sehen konnte, wohin sie gern sehen wollte; „aber an manchen Orten wird es früher reif als an anderen; Solbakken ist uns oft gute vierzehn Tage voraus." —

„Ja, da könnten wir einander ja ganz gut helfen," sagte Guttorm langsam und trat einen Schritt näher. Karen warf ihm einen hastigen Blick zu. „Es kann freilich ja allerlei dazwischen kommen," fügte er hinzu.

„So ist's," sagte Karen und tat einen Schritt

nach der einen Seite, dann wieder nach der anderen Seite, und noch einen, und wieder einen zurück. —

„Ja, ja — manches stellt sich einem in den Weg,“ sagte Sämund; es war nicht so ganz weit davon entfernt, daß sich sein Mund zu einem Lächeln verzog.

„Freilich, freilich, das mag schon sein,“ sagte Guttorm, aber die Frau fiel ihm ins Wort: „Menschenkraft reicht nicht weit; Gottes Macht ist die größte, sollt' ich meinen, auf ihn allein kommt's an.“

„Na er kann doch wohl nicht gar zu viel dagegen haben, daß wir uns auf Solbakken und Granliden gegenseitig mit der Ernte helfen?“

„Nein,“ meinte Guttorm, „dagegen kann er doch wohl nichts haben,“ und er sah seine Frau ernsthaft an.

Diese gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Es sind heute viel Leute zur Kirche gekommen,“ sagte sie, „es tut wohl, sie das Haus Gottes suchen zu sehen.“

Keiner schien antworten zu wollen; da sagte Guttorm: „Ich glaube fast, es ist besser geworden mit der Gottesfurcht; man trifft heutzutage mehr Leute in der Kirche, als in meiner Jugend.“

„O — ja, — die Leute vermehren sich,“ sagte Sämund.

„Es sind wohl viele dabei, vielleicht sogar die meisten, die sich nur aus Gewohnheit hierher treiben lassen,“ sagte Karen Solbakken. —

„Vielleicht die jüngeren,“ meinte Ingebjörg.

„Das junge Volk will gern eine Gelegenheit haben, zusammen zu kommen,“ sagte Sämund.

„Habt ihr gehört, daß unser Pastor sich um eine andere Stelle bewerben will?“ sagte Karen und gab damit zum zweitenmal dem Gespräch eine andere Wendung.

„Wie traurig,“ sagte Ingebjörg, „er hat alle meine Kinder getauft und konfirmiert.“

„Du möchtest wohl gern, er sollte sie auch erst noch verheiraten?“ sagte Sämund und kaute an einem Stückchen Holz, das er sich aufgelesen hatte.

„Ich möcht' wissen, ob nicht bald Kirchzeit ist?“ sagte Karen und blickte nach dem Kirchenportal hin. —

„Ja, ja 's ist heut hübsch heiß hier draußen,“ sagte Sämund wie vorhin.

„Komm Synnöve, wir gehen.“

Synnöve fuhr zusammen und wendete sich um; denn sie hatte nun doch mit Torbjörn gesprochen.

„Wartet doch lieber, bis es läutet,“ sagte Ingrid Granliden und guckte verstohlen zu Synnöve hinüber; „Dann gehen wir alle zusammen,“ fügte Ingebjörg hinzu. Synnöve wußte nicht recht, was sie antworten sollte. Sämund blickte über die Schulter zu ihr hinüber.

„Wart' ein bißchen, dann läutet's bald — für dich,“ sagte er. Synnöve wurde dunkelrot, die Mutter sah ihn mißbilligend an. Aber er lächelte ihr zu. „Es kommt doch alles, wie der liebe Gott

will," sagte er, „hast du's nicht eben erst selbst gesagt?" Und er ging gemächlich den anderen voran nach der Kirche zu, die anderen hinterher.

Am Portal war großes Gedränge, und als man hineinwollte, war es noch gar nicht offen. Doch gerade als alle näher kamen, um nach der Ursache zu fragen, wurde geöffnet, und die Leute gingen hinein; einzelne aber gingen zurück, wodurch die Kommenden getrennt wurden. Dort standen, an die Wand gelehnt, zwei im Gespräch, der eine hochgewachsen und breitschultrig, mit blondem aber struppigem Haar und Stumpfnase, und das war Knut Nordhaug; als er die von Granliden kommen sah, blieb er mitten im Satze stecken, wurde etwas unruhig, blieb aber doch stehen. Sämund mußte jetzt gerade an ihm vorbei und warf ihm einen flammenden Blick zu, aber Knut schlug seine Augen auch nicht nieder, trotzdem sie nicht so ganz sicher blickten. Nun kam Synnöve, und als sie so unerwartet Knuts ansichtig wurde, wurde sie totenblaß. Da schlug Knut seine Augen nieder und schickte sich an, seinen Platz an der Mauer zu verlassen. Kaum hatte er ein paar Schritte getan, als er vier Gesichter auf sich gerichtet sah, nämlich Guttorms, Karens, Ingrids und Torbjörns. Verwirrt, wie er war, ging er gerade auf sie zu, bis er ohne zu wissen wie, plötzlich Auge in Auge mit Torbjörn stand; er machte eine Bewegung, als wolle er sich drücken, aber inzwischen waren noch andere Leute hinzugekommen, es ging also nicht so leicht.

Dies geschah auf den Steinfliesen draußen vor der Kirche von Fagerlid; oben auf der Schwelle des Waffenhauses war Synnöve stehen geblieben und Sämund stand weiter nach innen; sie konnten, da sie höher standen als alle anderen, deutlich alles sehen, was draußen vorging, und von allen gesehen werden. Synnöve hatte alles um sich her vergessen und sah nur starr auf Torbjörn; ebenso Sämund, die Frau, die beiden Solbakkens und Ingrid. Das fühlte Torbjörn und stand wie angewurzelt; aber Knut fand, daß etwas geschehen müsse, und so streckte er die eine Hand ein kleines Stückchen vor, aber sagte nichts. Torbjörn streckte auch die seine ein Stückchen vor, aber nicht so weit, daß sie einander hätten erreichen können.

„Danke für's —“ fing Knut an, aber es fiel ihm gleich ein, daß dieser Gruß hier doch nicht so ganz angebracht sei, und er ging einen Schritt zurück. Torbjörn sah auf, und seine Augen fielen auf Synnöve, die weiß wie Schnee war. Da ging er einen langen Schritt vor, nahm mit kräftigem Griff Knuts Hand und sagte so laut, daß die Zunächststehenden es hören konnten: „Dank für's letzte Mal, Knut, 's mag uns allen beiden ganz gesund gewesen sein.“

Knut gab einen Laut von sich, etwa wie ein Schluckfen, und es sah aus, als setze er zwei, dreimal zum Sprechen an; aber es wurde nichts draus. Torbjörn hatte nichts weiter zu sagen, er stand da und wartete, — sah nicht auf, sondern wartete nur.

Jedoch es kam immer noch kein Wort, und wie nun Torbjörn so da stand und sein Gesangbuch in der Hand herumdrehte, ließ er es zur Erde fallen. Gleich bückte sich Knut, hob es auf und reichte es ihm. „Danke," sagte Torbjörn, der sich auch gebückt hatte; er blickte auf, aber da Knut die Augen wieder niedergeschlagen hatte, dachte Torbjörn: es ist wohl das beste, ich gehe. Und so ging er.

Die anderen gingen auch, und als Torbjörn sich gesetzt hatte und nach einer Weile nach dem Frauenstuhl hinübersehen wollte, sah er Ingebjörgs Gesicht sich mütterlich zulächeln, und auch Karen Solbakkens, die sicherlich nur auf den Moment gewartet hatte, wo er hinübersehen würde; denn sowie er's tat, nickte sie ihm dreimal zu, und als er darüber stutzte, nickte sie noch dreimal, und noch freundlicher als vorhin. — Vater Sämund flüsterte ihm ins Ohr: „Das hab' ich mir gedacht." Und als das Eingangsgebet gesprochen und der erste Choral gesungen war und die Konfirmanden sich schon aufstellten, da flüsterte er wieder: „Aber dem Knut fällt das Gutsein zu schwer; laß den Weg von Granliden nach Nordhaug immer recht weit sein."

Die Konfirmation begann, der Geistliche trat vor, und die Kinder stimmten das Konfirmationslied von Kingo an. All diese Kinderstimmen vereint zu hören, so gläubig und hoffnungsreich und hellklingend, das pflegt gewöhnlich die Leute sehr zu rühren, am meisten die, die noch jung genug sind, um sich noch deutlich ihres eigenen Konfirmations-

tages zu erinnern. Und wenn dann die tiefe Stille eintritt, wenn der Geistliche, derselbe nun seit zwanzig Jahren, derselbe, der wohl jedem einzelnen in einer guten Stunde einmal zum Guten zugeredet hat —, dann die Hände über der Brust faltet und zu reden anfängt, wird die Rührung ringsum noch größer. Die Kinder aber fangen an zu weinen, wenn der Pastor zu den Eltern redet und sie ermahnt, für ihre Kinder zum lieben Gott zu beten. Torbjörn, der erst vor kurzem dem Tode ins Auge geschaut und geglaubt hatte, er würde zeitlebens ein Krüppel bleiben, weinte heftig, besonders als die Kinder ihr Gelübde ablegten, alle miteinander in der festen Überzeugung, sie würden es halten. Er sah nicht ein einziges Mal nach der Frauenbank hinüber; aber nach beendigtem Gottesdienst ging er auf Schwester Ingrid zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf er sich eiligst hinausdrängte, und einige wollten gesehen haben, daß er, statt die Landstraße entlang, den Berghang hinauf und in den Wald gegangen sei; aber sicher war man nicht. Sämund suchte nach ihm, — gab es jedoch auf, als er sah, daß auch Ingrid verschwunden war. Dann sah er sich nach den Leuten von Solbakken um; diese suchten auf dem ganzen Kirchplatz herum und fragten nach Synnöve, von der niemand etwas gesehen hatte. So mußten sie sich auf den Heimweg machen, jeder für sich, und ohne ihre Kinder.

Aber weit voran auf der Landstraße gingen Synnöve und Ingrid.

„Fast reut es mich, daß ich mitgegangen bin," sagte die erste.

„Jetzt schadet es doch nichts mehr, wenn der Vater darum weiß," sagte die andere.

„Aber er ist doch nicht mein Vater;" sagte Synnöve.

„Wer weiß," antwortete Ingrid, — und dann wurde nicht weiter darüber gesprochen. „Hier ist glaub' ich die Stelle, wo wir warten sollten," meinte Ingrid, als sie eine große Biegung hinter sich hatten und in dichtem Wald standen.

„Er hat einen großen Umweg zu machen," sagte Synnöve.

„Schon da," fiel Torbjörn ein und tauchte hinter einem großen Stein auf.

Er hatte sich im Kopf alles so schön zurechtgelegt, was er sagen wollte, und das war nicht wenig. Und heute sollte es ihm auch nicht schwer fallen, denn sein Vater wußte darum und billigte es, dessen glaubte er sicher zu sein, nach all dem, was heute in der Kirche passiert war. Und so wie er sich den ganzen Sommer lang danach gesehnt hatte, da sollte ihm das Sprechen schon leichter fallen, als früher.

„Wir gehen wohl am besten den Waldweg," sagte er, „der ist kürzer."

Die Mädchen sagten nichts, gingen aber mit. Torbjörn wollte nun mit Synnöve sprechen, aber erst wollte er warten, bis sie über den Hügel da wären, dann, bis sie an dem Sumpf vorbei wären;

aber als sie auch den hinter sich hatten, dachte er, es ginge besser, wenn sie in den Wald da vorn gekommen wären. Ingrid, die wohl fand, es gehe ein bißchen langsam, fing an, ihre Schritte zu verzögern, und blieb mehr und mehr zurück, bis sie zuletzt kaum noch zu sehen war. Synnöve tat, als merkte sie es nicht, und fing an, hier und da am Wege Beeren zu pflücken.

Das sollte doch merkwürdig zugehen, — wenn mir die Sprache nicht käme, dachte Torbjörn, und so sagte er:

„Das Wetter ist doch noch schön geworden heute.“

„Ja freilich,“ antwortete Synnöve. Wieder ging es ein Stück weiter; sie pflückte Beeren, und er ging neben ihr.

„Nett von dir, daß du mitgekommen bist,“ sagte er; aber darauf antwortete sie nichts.

„Das war 'mal ein langer Sommer,“ sagte er; aber darauf antwortete sie auch nichts.

Nein, im Gehen kommen wir nicht dazu, uns auszusprechen, dachte Torbjörn.

„Ich denke, wir warten lieber ein bißchen auf Ingrid,“ sagte er.

„Ja, das wollen wir,“ sagte Synnöve und blieb stehen, hier gab's keine Beeren, nach denen sie sich hätte bücken können, das hatte Torbjörn gleich entdeckt; aber Synnöve hatte einen langen Grashalm abgerupft, und nun stand sie da und reihte die Beeren an den Halm.

„Ich mußte heute so lebhaft an die Zeit denken, als wir zusammen zur Konfirmation gingen," sagte er.

„Ich mußte auch dran denken," sagte sie.

„Seitdem hat sich manches ereignet," — und als sie nichts sagte, fuhr er fort, „aber das meiste ist doch anders gekommen, als wir es uns gedacht hätten."

Synnöve spießte ihre Beeren sehr fleißig auf den Halm, wobei sie den Kopf gesenkt hielt; er stellte sich ein wenig anders, um ihr ins Gesicht sehen zu können, aber als ob sie seine Absicht gemerkt hätte, sie wußte es so einzurichten, daß sie sich wieder umdrehen mußte. Da wurde ihm fast bange, er würde gar nichts herausbringen.

„Synnöve, du hast doch wohl auch ein bißchen was zu sagen, nicht?"

Da sah sie auf und lachte.

„Was sollte ich denn zu sagen haben?" fragte sie.

Da kam ihm mit einem Male die Courage wieder, und er wollte sie umfassen, aber als er ihr schon ganz nahe gekommen war, traute er sich's doch nicht so recht und fragte bloß ganz zaghaft:

„Ingrid hat doch mit dir geredet, nicht?"

„Ja," antwortete sie.

„Na, dann weißt du doch was," sagte er.

Sie schwieg.

„Dann weißt du doch was," wiederholte er und näherte sich ihr zum zweitenmal.

„Du wirst wohl auch was wissen," antwortete sie, — ihr Gesicht konnte er nicht sehen.

„Ja," sagte er und wollte ihre Hand ergreifen, aber jetzt war sie eifriger als je mit ihren Beeren beschäftigt.

„Zu dumm," sagte er, „du benimmst mir immer allen Mut."

Er konnte nicht sehen, ob sie dazu lächelte, und so wußte er nicht recht, wie er fortfahren sollte.

„Na, kurz und gut," sagte er auf einmal ganz laut, obwohl seine Stimme nicht ganz fest war, „was hast du mit dem Zettel gemacht?"

Sie antwortete nicht, aber sie wandte sich ab. Er folgte ihr, legte ihr seine Hand auf die Schulter und beugte sich über sie.

„Antworte," flüsterte er.

„Ich hab' ihn verbrannt."

Er nahm sie rasch und wandte ihr Gesicht sich zu, aber da sah er, daß sie dem Weinen nahe war, und da konnte er nicht anders, als sie wieder loslassen. —

„Zu komisch, daß sie so nah ans Wasser gebaut hat," dachte er. Und wie sie da so standen, sagte sie plötzlich leise:

„Warum hast du mir den Zettel geschrieben?"

„Das hat dir doch Ingrid schon gesagt?"

„Ja, freilich, — aber es war — doch grausam von dir."

„Vater wollte es."

„Ja, aber — —"

12*

„Er glaubte, ich würde mein Lebtag ein Krüppel bleiben, und da sagte er: ‚von jetzt an werde ich für dich sorgen‘.“

Jetzt wurde Ingrid am Fuße des Hügels sichtbar, und gleich setzten sie sich wieder in Bewegung.

„Mir war, als sähe ich dich erst so recht, als ich nicht mehr dran denken durfte, dich zu kriegen,“ sagte er.

„Man wird am besten über sich klar, wenn man allein ist,“ sagte sie.

„Ja, da merkt man, wer die größte Macht über einen hat,“ sagte Torbjörn mit klarer Stimme und schritt ernsthaft an ihrer Seite hin.

Jetzt pflückte sie keine Beeren mehr.

„Willst du das haben?“ sagte sie und reichte ihm den Halm.

„Danke,“ sagte er und ergriff die Hand, die ihm die Beeren reichte.

„Also ist's wohl das beste, es bleibt beim Alten,“ sagte er mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja,“ flüsterte sie kaum hörbar und wandte sich ab; sie gingen weiter, und so lange sie schwieg, wagte er nicht, sie zu berühren und auch nicht zu sprechen, aber es war ihm, als wiche alle Schwere aus seinem Körper, und ihm wurde ganz taumelig im Kopf. Es flammte ihm vor den Augen, und als sie in demselben Augenblick auf eine Höhe kamen, von der aus man Solbakken sehen konnte, war ihm, als habe er sein ganzes Leben lang dort

gewohnt und sich dorthin gesehnt wie nach einer Heimat.

Ich kann ebensogut gleich mit ihr hinübergehen, dachte er und trank sich durch den Anblick Mut ein, so daß er mit jedem Schritt in seinem Vorsatz fester wurde. Der Vater wird mir schon helfen, dachte er, ich halt' es nicht länger aus, ich muß hinüber — ich muß. Und er ging schneller und schneller und blickte grade vor sich hin; es leuchtete über dem Tal und dem Hof; ja heute, keine Stunde länger warte ich, und er fühlte sich so stark, daß er nicht wußte, wohin mit all der Kraft.

„Du läufst mir ja davon," hörte er eine sanfte Stimme hinter sich, es war Synnöve, die vergebens versucht hatte, Schritt mit ihm zu halten, und es nun aufgeben mußte.

Er wandte sich beschämt um, kam mit ausgebreiteten Armen zurück und dachte: jetzt hebe ich sie hoch über meinen Kopf empor; aber als er ihr näher kam, tat er das durchaus nicht.

„Ich gehe aber auch zu schnell," sagte er.

„Freilich," sagte sie.

Jetzt waren sie ganz nahe an der Landstraße; Ingrid, die die ganze Zeit unsichtbar gewesen war, war jetzt auf einmal dicht hinter ihnen.

„Jetzt dürft ihr nicht weiter zusammengehen," sagte sie.

Torbjörn fuhr bei ihren Worten zusammen, es kam ihm viel zu früh; auch Synnöve wurde es ganz seltsam zumut.

„Ich hätte dir so viel zu sagen gehabt," flüsterte Torbjörn. Sie konnte nicht umhin, ein klein wenig zu lächeln.

„Na ja," sagte er, „ein andermal" — und er nahm ihre Hand.

Sie schaute ihm voll und klar ins Gesicht; ihm wurde ganz warm dabei, und es fuhr ihm durch den Kopf: „Ich gehe gleich mit ihr." Da zog sie ihre Hand behutsam zurück, wandte sich ruhig zu Ingrid und sagte „Lebt wohl" und ging dann langsam hinab der Landstraße zu. Er blieb zurück.

Die beiden Geschwister gingen durch den Wald nach Hause.

„Na habt ihr euch denn nun ausgesprochen," fragte Ingrid.

„Ach nein, der Weg war viel zu kurz," sagte er, aber er ging schnell zu, als wollte er nichts weiter davon hören.

„Nun?" sagte Sämund und blickte von seinem Teller auf, als die Geschwister in die Stube kamen. Torbjörn gab keine Antwort, sondern ging nach der Bank an der anderen Seite, vermutlich um seinen Rock abzulegen. Ingrid ging hinterher und lachte leise vor sich hin. Sämund fing wieder zu essen an und sah nur von Zeit zu Zeit zu Torbjörn hinüber, als sei er sehr beschäftigt, schmunzelte und aß weiter.

„Kommt doch und eßt," sagte er, „das Essen wird kalt."

„Danke, ich mag nichts," sagte Torbjörn und setzte sich.

„So?" — und Sämund aß weiter. Nach einer Weile sagte er.:

„Ihr hattet es ja heute recht eilig nach der Kirche?"

„Wir hatten mit jemandem zu reden," sagte Torbjörn und hockte sich auf die Erde.

„Na, und hast du mit dem jemand gesprochen?"

„Ich weiß nicht recht," sagte Torbjörn.

„Ei zum Kuckuck," sagte Sämund und aß.

Als er nach einer Weile fertig war, stand er auf, trat ans Fenster und sah hinaus, dann wandte er sich um:

„Du — wir gehen ein bißchen hinaus und besehen das Korn."

Torbjörn stand auf.

„Zieh nur lieber gleich den Rock an."

Torbjörn, der in Hemdärmeln war, zog eine alte Jacke an, die gerade über ihm hing.

„Aber du siehst doch, daß ich den Neuen an habe," sagte Sämund.

Torbjörn tat dasselbe, und sie gingen; Sämund voran, Torbjörn hinterher.

Sie gingen nach der Landstraße zu.

„Wollen wir nicht in die Gerste?" sagte Torbjörn.

„Nein, lieber zum Weizen."

Gerade als sie an die Landstraße kamen, kam langsam ein Wagen gefahren.

„Das ist Nordhauger Gefährt," sagte Sämund.

„Die jungen Nordhauger sind's," fügte Torbjörn hinzu, aber damit meinte er das junge Ehepaar.

Der Wagen hielt, als er sich den Granlidern näherte.

„Sie ist doch ein stolzes Weib, die Marit Nordhaug," flüsterte Sämund und konnte die Augen nicht von ihr abwenden; sie saß etwas zurückgelehnt im Wagen, um den Kopf lose ein Tuch gewunden, ein zweites um die Schultern. Sie sah den beiden mit starrem Blick entgegen; nicht die geringste Bewegung war in ihren reinen, kräftigen Zügen. Der Mann war sehr blaß und mager und noch sanftmütiger als gewöhnlich, ungefähr wie einer, der einen heimlichen Kummer hat, von dem er keinem Menschen erzählen kann.

„Nun? beseht ihr das Korn?" sagte er.

„Wollt's meinen," antwortete Sämund.

„'s steht gut heuer."

„Hm — ja, könnt' schlimmer sein."

„Ihr kommt spät," sagte Torbjörn.

„Es waren so viele Bekannte da, von denen man sich verabschieden mußte," sagte der Mann.

„So? willst du verreisen," sagte Sämund.

„Ja, es wird wohl so werden."

„Geht die Reise weit?"

„Ja, ziemlich."

„Wie weit denn?"

„Nach Amerika."

„Nach Amerika," sagten die beiden Männer wie aus einem Mund; „so ein neugebackener Ehemann?" fügte Sämund hinzu.

Der Mann lächelte:

„Ich denke, ich bleibe hier, des Fußes wegen," sagte der Fuchs — „da saß er im Fangeisen fest."

Marit sah erst ihn, dann die anderen an, eine leichte Röte flog über ihr Gesicht, sonst war es unverändert.

„Deine Frau geht doch mit?" fragte Sämund.

„Nein, auch das nicht."

„Man sagt, in Amerika sei es leicht, zu Reichtum zu kommen," sagte Torbjörn, — denn er fühlte, daß das Gespräch nicht still stehen dürfe.

„Ja, — kann sein," sagte der Mann.

„Aber Nordhaug ist ein prächtiges Gut," meinte Sämund.

„Es sind zu viele da," antwortete der Mann; wieder sah seine Frau ihn an.

„Der eine steht dem anderen im Wege," fügte er hinzu.

„Na, dann glückliche Reise," sagte Sämund; und nahm seine Hand, „Gott gebe dir, was du suchst."

Torbjörn sah seinem Schulkameraden offen in die Augen. „Ich möchte später noch mit dir reden," sagte er.

„Es tut wohl, mit jemandem reden zu können," antwortete der Mann und kratzte mit dem Peitschenstiel den Boden des Wagens.

„Komm doch 'mal hinüber zu uns," sagte Marit, und Torbjörn und Sämund sahen ganz erstaunt auf, man vergaß immer ganz, daß sie so eine weiche Stimme hatte. Sie fuhren; — es ging langsam vorwärts, eine leichte Staubwolke wirbelte hinter ihnen auf, die Abendsonne schien voll auf sie, ihr seidenes Tuch hob sich leuchtend von seiner dunklen Friesjacke ab, — dann kam ein Hügel, und die beiden verschwanden.

Lange schritten Vater und Sohn schweigend nebeneinander hin.

„Ich habe eine Ahnung, als ob er nicht so bald wieder zurückkäme," sagte endlich Torbjörn.

„Wär wohl auch das beste," meinte Sämund, „wenn man im eigenen Lande das Glück nicht gefunden hat;" und wieder gingen sie schweigend weiter.

„Aber du gehst ja am Weizenfeld vorbei?" sagte Torbjörn.

„Das können wir auf dem Rückweg besehen," und sie gingen weiter. Torbjörn mochte nicht recht fragen, wo es hingehen sollte, denn schon schritten sie über die Granlider Feldmark hinaus.

Neuntes Kapitel

Guttorm und Karen Solbakken waren schon mit dem Essen fertig, als Synnöve rot und atemlos eintrat.

„Aber liebes Kind, wo bist du denn gewesen?“ fragte die Mutter.

„Ich bin mit Ingrid zurückgeblieben,“ sagte Synnöve und blieb stehen, um ihre Tücher abzunehmen; der Vater kramte im Schrank nach einem Buch.

„Was hattet ihr beiden euch denn zu erzählen, daß es so lange dauerte?“

„O — nichts besonderes.“

„Da wäre es doch wohl besser gewesen, du hättest dich zu den Kirchgängern gehalten, mein Kind.“

Sie stand auf und tat Essen für sie auf.

Als Synnöve bei Tisch saß, die Mutter ihr gegenüber, sagte sie:

„Du hast wohl auch noch mit anderen gesprochen, wie?“

„Ja, mit vielen,“ sagte Synnöve.

„Das Kind wird doch wohl mit den Leuten reden dürfen,“ sagte Guttorm.

„Ja, freilich darf sie das,“ sagte die Mutter etwas milder; „aber sie muß sich doch zn ihren Eltern halten.“ Hierauf wurde nichts geantwortet.

„Es war ein gesegneter Kirchgang heute,“ sagte die Mutter; „alle die Jugend in der Kirche, das tut einem so wohl.“

„Man denkt an seine eigenen Kinder,“ sagte Guttorm.

„Da hast du recht,“ sagte die Mutter und seufzte; „wer kann wissen wie es ihnen ergehen wird.“ Guttorm saß lange schweigend.

„Wir haben Gott für vieles zu danken," sagte er endlich, „er hat uns das Eine behalten lassen."

Die Mutter fuhr mit dem Finger über den Tisch und sah nicht auf.

„Sie ist doch unsere größte Freude," sagte sie leise, „sie hat sich auch recht brav herausgemacht," fügte sie noch leiser hinzu.

Wieder entstand eine lange Pause.

„Ja, sie hat uns viel Freude gemacht," sagte Guttorm — und dann mit weicher Stimme: „Der liebe Gott mache sie glücklich."

Die Mutter fuhr mit dem Finger über den Tisch; es fiel eine Träne darauf, die sie wegwischte.

„Warum ißt du denn gar nichts," sagte der Vater nach einer Weile und blickte auf.

„Danke, ich bin satt," antwortete Synnöve.

„Aber du hast ja gar nichts gegessen," sagte nun auch die Mutter, „und hast doch so einen weiten Weg gemacht."

„Ich kann aber nicht," sagte Synnöve, und zupfte an einem Zipfel ihres Busentuches.

„Iß doch, Kind," sagte der Vater.

„Ich kann nicht," sagte Synnöve und brach in Tränen aus.

„Aber Liebling, warum weinst du denn?"

„Ich weiß nicht," und sie schluchzte.

„Die Tränen kommen ihr immer so leicht," sagte die Mutter; der Vater stand auf und trat ans Fenster.

„Da kommen zwei Männer herauf," sagte er.

„Was? jetzt um diese Zeit?" fragte die Mutter, und ging auch ans Fenster. Sie blickten lange hinaus.

„Aber, — wer mag das nur sein," sagte Karen endlich, aber nicht eben im Frageton.

„Ich weiß nicht," antwortete Guttorm, und sie sahen noch immer hinaus.

„Ich kann's doch gar nicht recht begreifen," sagte sie.

„Ich auch nicht," sagte er. Die Männer kamen näher.

„Sie sind es wirklich," sagte sie endlich.

„Ja, es scheint so," sagte Guttorm.

Die Männer kamen näher und näher, jetzt blieb der ältere stehen, und sah sich um, der jüngere auch. Dann gingen sie weiter.

„Was mögen sie nur wollen?" fragte Karen, ungefähr ebenso wie vorhin.

„Ja, ich weiß wirklich nicht," sagte Guttorm.

Die Mutter wandte sich, ging nach dem Tisch, deckte ab und räumte ein wenig auf.

„Du mußt dein Tuch wieder umbinden, mein Kind," sagte sie zu Synnöve, „es kommt Besuch."

Kaum hatte sie das gesagt, als Sämund schon die Tür öffnete und hereintrat, Torbjörn hinterher.

„Gesegnete Mahlzeit," sagte Sämund, blieb einen Augenblick an der Tür stehen und ging dann langsam durch die Stube, um die Anwesenden zu begrüßen; Torbjörn hinterher.

Sie kamen zuletzt an Synnöve, die noch mit ihrem Tuch in der Hand in der Ecke stand, und nicht wußte, ob sie es umbinden sollte oder nicht, ja sie wußte wohl kaum, daß sie es in der Hand hatte.

„Ihr müßt halt zusehen, wo ihr Platz findet," sagte die Frau.

„Danke, — übrigens ist der Weg nicht gar so weit," sagte Sämund, setzte sich aber doch. Torbjörn daneben.

„Ihr kamt uns ja heute bei der Kirche ganz aus den Augen," sagte Karen.

„Ja, ich hab' mich auch nach euch umgesehen," antwortete Sämund.

„Es war voll heute," sagte Guttorm.

„Sehr voll," wiederholte Sämund, „es war aber auch ein schöner Kirchtag."

„Ja, wir haben eben auch davon gesprochen," sagte Karen.

„Es wird einem so wunderbar zumut, beim Anblick der Konfirmanden, wenn man selbst Kinder hat," fügte Guttorm hinzu; die Frau rückte auf der Bank zur Seite.

„So ist's," sagte Sämund. „Man denkt dann mal ernsthaft über sie nach, — und darum bin ich auch heute abend hier herüber gekommen," fügte er hinzu, blickte sich fest um, nahm ein frisches Stück Kautabak und legte das alte sorgfältig in die Messingdose. Guttorms, Karens und Torbjörns Augen irrten nach verschiedenen Seiten des Zimmers.

„Ich dachte mir, es wäre das beste, ich käme selbst mit dem Jungen herüber," fing Sämund langsam an, „es würde ein bißchen lange dauern, ehe er allein herkäme, — er würde überhaupt seine Sache schlecht führen, fürchte ich." Er lugte verstohlen zu Synnöve hinüber, die den Blick fühlte. „Die Sache ist also die, daß er, seit er sich überhaupt auf solche Dinge versteht, seinen Sinn auf die Synnöve gesetzt hat; — und 's ist wohl auch nicht so ganz weit davon, daß sie auch ihren Sinn auf ihn gesetzt hat. Und da meine ich, 's ist das beste, die beiden kriegen sich. — Früher, als ich sah, daß er sich kaum selbst lenken konnte, geschweige denn andere, war ich nicht dafür; aber jetzt glaube ich, kann ich für ihn einstehen, und kann ich's nicht, so kann's die da; denn ihre Macht ist jetzt doch wohl die größte. — Was meint ihr also, wenn wir die zwei zusammenbrächten? Es hat freilich keine Eile, aber ich weiß auch nicht, warum wir warten sollten. Du, Guttorm, bist gut gestellt, ich allerdings weniger gut, auch habe ich unter mehrere zu teilen, aber ich denke doch, es wird sich machen lassen. Nun müßt ihr sagen, was ihr davon haltet, — die da frage ich zuletzt, denn ich glaube, ich weiß, was sie will."

So sprach Sämund. Guttorm hockte auf der Bank und legte abwechselnd die eine Hand auf die andere, machte mehrmals Miene, sich zu erheben, indem er bei jedem Male tiefer Atem holte, aber es gelang ihm doch nicht, vor dem vierten oder

fünften Male, da bekam er endlich den Rücken grade, strich mit der Hand übers Knie, sah zu seiner Frau hinüber, doch so, daß sein Blick ab und zu Synnöve streifte. Diese rührte sich nicht, keiner konnte ihr Gesicht sehen.

„Ja, das ist nun freilich — ein hübsches Anerbieten," sagte sie.

„Das finde ich auch, wir müssen's dankend annehmen," sagte Guttorm mit lauter Stimme, als fühlte er sich ungemein erleichtert, und sah von ihr zu Sämund hinüber, der sich mit untergeschlagenen Armen an die Wand lehnte.

„Aber wir haben doch bloß diese eine Tochter," sagte Karen; „wir müssen Bedenkzeit haben."

„Dazu wäre schon Rat," sagte Sämund; „aber ich wüßte nicht, was dich dran verhindern sollte, gleich zu antworten, sagte der Bär zum Bauern, da fragte er ihn, ob er die Kuh haben könne."

„Ich denke auch, wir können gleich antworten," sagte Guttorm und sah die Frau an.

„Wenn nur nicht das wäre, daß Torbjörn etwas reichlich wild ist," sagte sie, ohne aufzublicken.

„Darin, glaube ich doch, hat er sich gebessert," sagte Guttorm, „du weißt ja selbst, was du heute gesagt hast."

Die beiden Eheleute sahen einander nun abwechselnd an, und das dauerte wohl eine ganze Minute.

„Wenn wir uns nur auf ihn verlassen könnten," sagte sie.

„Ja," nahm nun Sämund wieder das Wort, „was diese Sache anlangt, so muß ich wiederholen, was ich vorhin gesagt habe, wenn sie die Zügel hält, geht's gut mit der Ladung. Die Macht, die sie über ihn hat, ist ungeheuer; das habe ich erfahren, als er damals krank lag und nicht wußte, wie es enden würde, ob er wieder gesund würde oder nicht."

„Du mußt nicht so schwierig sein," sagte Guttorm. „Du weißt ja, was sie selbst will, und wir leben doch nur für das Mädel." Da schaute Synnöve zum erstenmal auf und sah ihren Vater mit großen, dankbaren Augen an.

„Ach ja," sagte Karen nach kurzem Schweigen und fuhr etwas härter mit dem Finger über den Tisch; „habe ich mich so lange widersetzt, so ist es wohl nicht ohne Absicht geschehen. — — Ich war vielleicht nicht so hart, wie meine Worte." Da erhob Guttorm sich. „Und so ist denn mit Gottes Hilfe das geschehen, was ich auf dieser Welt am liebsten wollte," sagte er und ging zu Synnöve hinüber.

„Darum ist mir nie bange gewesen," sagte Sämund und stand auch auf, „was zusammen soll, das kommt auch zusammen." Und er ging hinüber.

„Nun, und was sagst du dazu, mein Kind," sagte die Mutter, und ging nun auch zu Synnöve hinüber.

Diese saß noch immer an derselben Stelle, alle standen jetzt um sie herum, mit Ausnahme von Torbjörn, der noch immer da saß, wo er sich zuerst hingesetzt hatte.

„Steh auf, Kind,“ flüsterte die Mutter ihr zu; sie stand auf, lächelte, wandte sich ab und fing zu weinen an.

„Der Herr sei mit dir jetzt und alle Zeit,“ sagte die Mutter und umschlang sie, und beide weinten zusammen. Die beiden Männer gingen nun wieder, jeder nach einer anderen Seite.

„Jetzt geh zu ihm,“ sagte die Mutter noch weinend, indem sie sie losließ und sie sanft von sich schob.

Synnöve tat einen Schritt, blieb aber stehen, weil sie nicht weiter konnte; Torbjörn sprang auf und ging ihr entgegen, ergriff ihre Hand, hielt sie fest, wußte nicht, was er weiter tun sollte, und blieb so stehen, ihre Hand festhaltend, bis sie sie ihm sanft wieder entzog. So standen sie stumm nebeneinander.

Jetzt ging die Tür lautlos auf, und jemand steckte den Kopf herein. „Ist Synnöve hier?“ wurde mit schüchterner Stimme gefragt. Es war Ingrid Granliden.

„Ja, hier ist sie, komm nur herein,“ sagte der Vater. Ingrid zögerte noch; „Komm nur, hier ist alles gut,“ fügte er hinzu. Sie schien etwas verlegen. „Da draußen ist noch jemand,“ sagte sie.

„Wer denn?“ fragte Guttorm.

„Mutter," sagte sie leise.

„Nur herein," sagten vier auf einmal.

Die Frau von Solbakken ging nach der Tür, während die anderen sich froh ansahen.

„Du kannst gern kommen, Mutter," hörten sie Ingrid sagen. Und Ingebjörg Granliden mit ihrer schneeweißen Haube kam herein.

„Ich dachte es mir fast," sagte sie, „obwohl Sämund mir kein Wort gesagt hat. Und da wußten Ingrid und ich uns nicht anders zu helfen, als hierher zu gehen."

„Ja, hier ist alles so, wie du es haben willst," sagte Sämund und rückte weg, damit sie näher treten könne.

„Gott segne dich, daß du ihn zu dir hinübergezogen hast," sagte sie zu Synnöve, schloß sie in die Arme und streichelte sie. „Du hast bis zum äußersten an ihm festgehalten, mein Kind, und nun ist alles doch noch gekommen, wie du es wolltest," und sie streichelte ihr Haar und Wangen, und dabei rannen ihr die Tränen über's Gesicht; sie achtete ihrer eigenen Tränen nicht, aber Synnöve strich sie sorgfältig weg.

„Ja, du kriegst einen prächtigen Jungen," fügte sie hinzu, „und jetzt bin ich auch seiner ganz sicher," und sie drückte sie noch einmal an ihr Herz.

„Mutter in ihrer Küche weiß mehr vom Leben," sagte Sämund, „als wir anderen, die wir mitten drin stehen."

13*

Allmählich legte sich die Rührung und das Weinen. Die Hausfrau begann ans Abendessen zu denken und bat Klein-Ingrid, ihr zu helfen, denn „die Synnöve ist heute doch zu nichts zu gebrauchen.“ Und so machten sich die beiden daran, Rahmbrei zu kochen, während die Männer über die Jahresernte sprachen, und was sonst noch vorliegen mochte.

Torbjörn hatte sich ans Fenster gesetzt, und Synnöve glitt leise zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wonach schaust du aus?“ flüsterte sie.

Er wandte sich um, sah lange und liebevoll zu ihr hinauf, und dann wieder hinaus.

„Ich sehe nach Granliden hinüber,“ sagte er, „es ist so wunderlich, es von hier aus zu sehen.“

Arne

Erstes Kapitel

Es war eine tiefe Schlucht zwischen zwei Felswänden; durch diese Schlucht floß ein wasserreicher Bergstrom über Geröll und Steine hin. Hoch und steil ging es zu beiden Seiten hinauf, und darum war's auch auf der einen Seite ganz kahl; aber dicht neben dem Strom, so nahe, daß im Frühling und im Herbst das Wasser ihn benetzte, stand ein frischer Wald in Gruppen, schaute empor und schaute vorwärts und konnte weder hierhin noch dorthin.

„Wie wär's, wenn wir den Berg bekleideten," sagte eines Tages der Wacholder zu der fremdländischen Eiche, der er näher stand, als den anderen. Die Eiche guckte hinunter, um dahinterzukommen, wer denn eigentlich da spräche; dann guckte sie nach oben und blieb stumm Der Fluß arbeitete schwer, so schwer, daß er ganz schaumweiß wurde; der Nordwind hatte sich in die Schlucht hineingedrängt und heulte in den Klüften; der nackte Fels hing schwer vornüber und fror; — „wie wär's, wenn wir den Berg bekleideten," sagte der Wacholder zur Föhre auf

der anderen Seite. „Ja, wer sonst als wir sollte das wohl tun," sagte die Föhre, griff sich in den Bart und sah zur Birke hinüber; „was meinst denn du dazu?" — Doch die Birke lugte vorsichtig an der Felswand empor; die lag so schwer über ihr, daß sie kaum atmen zu können glaubte; „Na denn in Gottes Namen, ja," sagte die Birke, und trotzdem sie nicht mehr als drei waren, machten sie sich doch ans Werk, den Berg zu bekleiden. Voran ging der Wacholder.

Als sie ein Stück Weges gegangen waren, begegneten sie dem Heidekraut. Der Wacholder wollte anscheinend an ihm vorbei gehen. „Ach nimm doch das Heidekraut mit," sagte die Föhre. Und er nahm das Heidekraut mit. Bald fing der Wacholder zu rutschen an; „beiß dich fest an mir," sagte das Heidekraut. Der Wacholder tat es, und wo nur eine kleine Ritze war, steckte schnell das Heidekraut ein Fingerchen hinein, und wo es erst einen Finger hinein bekommen hatte, bekam der Wacholder die ganze Hand hinein. Sie krabbelten und krochen, die Föhre schwerfällig hinterher, die Birke auch mit. „Unser Vorhaben ist gesegnet," sagte die Birke.

Aber der Berg begann darüber nachzudenken, was das wohl für kleines Kroppzeug sei, das da an ihm heraufkrabbelte. Und als er ein paar hundert Jahr darüber nachgedacht hatte, schickte er ein Bächlein hinunter, um nachzusehen. Es war noch obendrein zur Zeit der Frühlingsflut, und das Bächlein

hüpfte so lange, bis es auf das Heidekraut stieß. „Heidekraut, liebes Heidekraut, bitte, bitte laß mich durch, ich bin ja so klein," sagte das Bächlein. Das Heidekraut hatte es schrecklich eilig, lüpfte sich nur ein wenig und arbeitete weiter. Bächlein drunter durch und vorwärts. „Wacholder, lieber Wacholder, bitte, bitte laß mich doch durch, ich bin ja so klein." Der Wacholder sah es wütend an; aber gut wie das Heidekraut konnte er es natürlich auch durchlassen. Bächlein drunter durch, und weiter; und kam nun dorthin, wo die Föhre prustend und schnaufend den Abhang hinauf kletterte. „Föhre, liebe Föhre, bitte, bitte laß mich doch durch, ich bin ja so klein," sagte das Bächlein, küßte der Föhre den Fuß und tat lieb und zuckersüß. Die Föhre machte ein ganz verschämtes Gesicht und ließ es durch. Aber die Birke hob schon den Fuß, ehe noch das Bächlein fragte. „Hi, hi, hi," sagte das Bächlein und wuchs. „Ha, ha, ha," sagte der Bach und wuchs. „Ho, ho, ho," sagte der Bach und warf Heidekraut, Wacholder, Föhre und Birke auf die Nase und Hals über Kopf den großen Abhang hinunter. Der Berg saß viele hundert Jahre und überlegte, ob er nicht an jenem Tage den Mund zum Lächeln verzogen habe.

Es war klar: Der Berg hatte keine Lust, sich bekleiden zu lassen. Das Heidekraut ärgerte sich so, daß es ganz grün wurde, und dann machte es sich wieder auf den Weg. „Frischen Mut," sagte das Heidekraut.

Der Wacholder hockte auf der Erde und sah das Heidekraut an; und so lange kauerte er da, bis er wieder aufrecht saß. Er kratzte sich den Kopf, machte sich auf den Weg und biß sich so fest, daß er meinte, der Berg müsse ihn spüren. „Willst du mich nicht, so will ich dich.“ Die Föhre bog ihre Zehen zusammen, um nachzufühlen, ob sie auch noch heil wären, hob dann den einen Fuß, sah, daß er heil war, hob dann den anderen, der auch heil war, und dann alle beide. Zuerst untersuchte sie, wo sie gegangen war, dann, wo sie gelegen hatte, und endlich, wohin sie nun gehen sollte. Dann zockelte sie los und tat, als wäre sie in ihrem Leben nicht gefallen. Die Birke hatte sich eklig beschmiert und stand nun auf und putzte sich ab, und nun ging's vorwärts, schneller und schneller, aufwärts und seitwärts in Sonnenschein und Regen. „Was ist denn nun schon wieder los,“ sagte der Berg, als die Sommersonne drauf schien und die Tautropfen glitzerten, die Vöglein sangen, die Waldmaus piepte, der Hase hüpfte und das Hermelin sich kreischend versteckte.

Und so kam der Tag, da das Heidekraut mit dem einen Auge über den Bergrand gucken konnte. „Ach guck mal, guck mal, guck mal,“ sagte das Heidekraut und weg war es. „Nanu, was mag denn das Heidekraut da sehen,“ sagte der Wacholder und kam so weit, daß er auch hinübergucken konnte. „Ach guck doch, guck doch nur,“ schrie er und war weg. „Was ist denn nur mit dem Wacholder heute los,“

sagte die Föhre und machte lange Schritte in der Sonnenhitze. Bald konnte sie auf den Zehenspitzen stehend hinübergucken. „Ach guck mal," Zweige und Nadeln sträubten sich vor Verwunderung. Sie arbeitete sich weiter hinauf, und weg war sie. „Was ist denn das nur, was alle die anderen sehen, und ich nicht," sagte die Birke, hob ihr Röckchen zierlich empor und trippelte hinterher. Sie tauchte mit dem ganzen Kopf auf einmal über den Bergrand empor. „Nein, aber so was! — steht da nicht ein ganzer, großer Wald von Föhren und Heidekraut, Wacholder und Birken und wartet auf uns," sagte die Birke, und ihre Blätter zitterten im Sonnenschein, daß die Tautröpfchen perlten. „Ja, so geht's, wenn man zum Ziel kommt," sagte der Wacholder.

Zweites Kapitel

Oben auf Kampen wurde Arne geboren. Seine Mutter hieß Margit und war das einzige Kind auf dem Pachthof Kampen. Als sie achtzehn Jahr alt war, blieb sie einmal beim Tanz zurück; ihre Begleiter waren weggegangen, und da dachte Margit, der Heimweg sei ebenso lang, ob sie nun noch den einen Tanz abwartete oder nicht. Und so ging es zu, daß Margit noch immer da saß, als der Spielmann, Nils Schneider genannt, mit einem Mal die Fiedel zur Seite legte, wie er immer tat,

wenn er einen Rausch hatte, die anderen trällern ließ, das hübscheste Mädchen ergriff, den Fuß sicher wie den Takt einer Tanzweise aufsetzte und mit dem Stiefelhacken dem größten, den er sah, den Hut vom Kopf holte. — Ho, schrie er dabei.

Als Margit an jenem Abend heimging, spielte der Mond so seltsam schön auf dem Schnee. Als sie auf die Diele gekommen war, wo sie zu liegen pflegte, mußte sie noch einmal hinausschauen. Sie zog sich halb aus, aber blieb, ihr Leibchen in der Hand haltend, stehen. Da fühlte sie, daß sie fror, zog sich eilig aus und verkroch sich tief in ihr Schaffell. In jener Nacht träumte Margit von einer großen, roten Kuh, die in ihren Acker gekommen sei. Sie wollte sie wegjagen, aber so viel sie sich auch anstrengte, sie konnte sich nicht vom Fleck rühren; die Kuh stand ruhig und fraß, bis sie ganz feist und satt war, und von Zeit zu Zeit sah sie mit ihren großen, schweren Augen zu ihr hinüber.

Das nächste Mal, als in der Bygde wieder Tanz war, war Margit auch dort. Sie mochte an jenem Abend nicht tanzen; sie saß nur da und hörte dem Spiel zu und fand es merkwürdig, daß nicht auch die anderen viel mehr Lust dazu hatten. Doch später am Abend stand der Spielmann auf und wollte tanzen. Er ging ohne weiteres direkt auf Margit Kampen los. Sie wußte kaum, wie ihr geschah, aber sie tanzte mit Nils Schneider.

Bald wurde es wärmer, und man tanzte nicht mehr. In jenem Frühling nahm Margit sich eines kleines Lämmchens, das ihnen krank geworden war, so an, daß es der Mutter fast übertrieben vorkam. „Es ist doch nur ein Lamm," sagte die Mutter. „Ja, aber ein krankes," sagte Margit.

Sie war lange nicht in der Kirche gewesen; „sie gönne es lieber der Mutter, zu gehen," sagte sie, und jemand müsse doch zu Hause sein. Eines Sonntags im Sommer, als das Wetter so schön war, daß das Heu gut einen Tag über stehen bleiben konnte, meinte die Mutter, heute könnten sie aber ruhig alle beide gehen. Diesmal konnte Margit nichts dagegen einwenden, und sie machte sich daher fertig; aber als sie so weit gekommen waren, daß man das Glockengeläute hören konnte, brach sie plötzlich in Tränen aus. Die Mutter wurde totenblaß; sie gingen weiter, die Mutter voran, sie hinterher, sie hörten die Predigt, sie sangen die Choräle bis zum letzten mit, sprachen ihr Gebet, und erst als es ausgeläutet hatte, gingen sie. Aber als sie wieder heimgekommen waren und in der Stube standen, nahm die Mutter Margits Kopf zwischen ihre beiden Hände und sagte: „Verbirg mir nichts, mein Kind."

Und wieder kam ein Winter; und Margit tanzte nicht. Aber Nils Schneider spielte und trank toller denn je und schwang jedesmal zum Schluß das schönste Mädel im Tanz. Damals erzählte man sich als sicher, daß er kriegen könnte, wen er wolle,

von den stattlichsten Bauerntöchtern der Bygde; einige fügten hinzu, daß Eli Böen selbst für ihre Tochter Birgit, die vor Liebe zu ihm krank sei, bei ihm geworben hätte.

Aber eben zu jener Zeit wurde für die Pächterstochter auf Kampen ein Kind über die Taufe gehalten; es erhielt den Namen Arne, und man sagte, Nils Schneider sei der Vater.

Am Abend desselben Tages war Nils auf einer großen Hochzeit; dort trank er sich voll. Er wollte nicht spielen, sondern tanzte in einem fort und duldete kaum einen anderen auf dem Tanzboden. Aber als er auf Birgit Böen zukam und sie zum Tanz aufforderte, weigerte sie sich. Er lachte kurz auf, drehte sich auf dem Absatz herum und riß die erste beste an sich. Aber auch sie sträubte sich. Er guckte auf sie hinab; es war ein kleines schwarzes Ding, das ihn unverwandt angestarrt hatte und jetzt ganz blaß war. Er beugte sich leicht über sie und flüsterte: „Du wirst doch mit mir tanzen, Karen?“ Sie antwortete nicht. Er fragte noch einmal. Da antwortete sie ebenso leise, wie er gefragt hatte: Der Tanz könnte weiter gehen, als ich möchte. — Er zog sich langsam zurück, aber mitten im Saal schlug er einen Purzelbaum und tanzte dann den Halling ganz allein. Kein anderer tanzte; alle sahen ihm stumm zu.

Dann ging er hinaus in die Scheune, warf sich dort auf die Erde und weinte.

Daheim saß nun Margit mit ihrem Bübchen. Sie hörte, daß Nils von Gelage zu Gelage jage, sah den Knaben an und weinte, sah ihn wieder an und war froh. Das erste, was sie den Jungen lehrte, war, Papa zu sagen; aber das wagte sie nicht, wenn die Mutter, oder, wie sie von jetzt an hieß, die Großmutter, in der Nähe war. Die Folge davon war, daß das Bübchen die Großmutter immer Papa nannte. Es kostete Margit viel Mühe, ihm das wieder abzugewöhnen, und das trug wieder dazu bei, sein Fassungsvermögen früh zu üben. Er war noch nicht groß, als er schon wußte, daß Nils Schneider sein Vater war, — und als das Alter gekommen war, wo er an dem Abenteuerlichen Gefallen fand, erfuhr er auch, was für eine Art Kerl der Nils Schneider war. Die Großmutter hatte streng verboten, auch nur seinen Namen zu nennen; all ihr Dichten und Trachten stand darauf, den Platz Kampen zum Hof zu erweitern, so daß ihre Tochter mit dem Jungen sorglos leben könnte. Sie benutzte die Armut des Hofbesitzers, kaufte den Platz an, zahlte alljährlich ab und stand der Arbeit wie ein Mann vor. Denn sie war seit vierzehn Jahren Witwe. Kampen war ein großer Platz und wurde so erweitert, daß er schon jetzt vier Kühe und sechzehn Schafe ernährte und halben Anteil an einem Pferd hatte.

Nils Schneider trieb sich inzwischen in der Bygde umher; sein Verdienst hatte abgenommen, teils weil er ihn nicht mehr so eifrig zu wahren

wußte, teils, weil er nicht mehr so beliebt war, wie früher. Er warf sich mehr und mehr aufs Geigenspiel, und das ergab wieder öfteres Trinken, Schlägereien und böse Tage. Es gab sogar Leute, die ihn hatten klagen hören.

Arne mochte etwa sechs Jahre alt sein, als er einmal an einem Wintertag im Bett allerlei Unfug trieb, wobei er die Bettdecke als Segel aufgespannt hatte und mit einem Kochlöffel steuerte. Die Großmutter saß drinnen und spann, hing ihren eigenen Gedanken nach und nickte bisweilen, als wolle sie das, was sie dachte, festnageln. Da wußte der Junge, er war unbeobachtet und nun sang er, wie er gelernt hatte die Weise vom Nils Schneider, roh und wild wie sie war:

Und falls du nicht etwa von gestern bist,
dann weißt du auch, wer der Nils Schneider ist.

Und kamst du nicht erst vor wenigen Tagen,
weißt du, wie er umschmiß Knut Storedragen.

Er schmiß ihn vom Scheunendach bei Perkriste,
„ein andermal vergiß nicht 'ne Speisekiste."

Hans Bugge war auch ein berüchtigter Fant,
sein Name, der spukte im ganzen Land.

„Wo willst du gern liegen, du Schneidergesell?
ich spucke und leg deinen Kopf auf die Stell."

„Ei komm mir nur, ich haue, nicht faul,
dir gleich eins auf dein geschwätziges Maul."

Am ersten Gang war noch nicht viel zu sehn,
die Kerle wollten durchaus beide stehn.

Beim zweiten versagte der Bugge-Hans,
„Schon müde, mein Hänschen, vom heißen Tanz?“

Beim dritten lag der Hans im Grase,
„nun spucke nur, Bürschchen“ — „au weih, meine Nase.“

Weiter sang der Junge nicht; es waren aber noch zwei Verse, die ihn die Mutter freilich nicht gelehrt hatte:

Siehst du den Baum dort in schneekalter Nacht,
siehst du, wie der Niels die Mädels anlacht?

Siehst du den Niels sich im Tanze drehn?
flieh, Mägdelein — eh dir die Sinne vergehn.

Diese zwei Verse konnte die Großmutter und gedachte ihrer um so mehr, als sie nicht mit gesungen wurden. Sie sagte nichts zum Jungen, aber zur Mutter sagte sie: „So ist's recht, lehr' den Jungen deine eigne Schande; vergiß nur nicht die zwei letzten Verse!“

Nils Schneider war durch den Trunk so heruntergekommen, daß er nicht mehr der Alte war. Viele meinten, bald würde er ganz fertig sein.

Da ereignete es sich, daß zwei Amerikaner die Bygde besuchten, und als sie hörten, daß in der Nähe eine Hochzeit gefeiert wurde, wollten sie gleich dahin, um die Volkssitten kennen zu lernen. Nils spielte auf. Sie gaben ihm jeder einen Taler Trinkgeld und baten um einen Halling. Keiner wollte sich dazu hergeben, ihn zu tanzen, so viel man auch bat. Die meisten baten Nils,

selbst zu tanzen; er sei doch der beste. Je mehr er sich sträubte, um so heftiger drang man in ihn, zuletzt bat man ihn einstimmig, und das war's, was er wollte. Er gab einem anderen die Fiedel, nahm Jacke und Mütze ab, trat mitten in den Kreis und lächelte. Jetzt folgte ihm die alte Aufmerksamkeit, und das gab ihm auch die alte Kraft. Die Leute drängten sich so nah als möglich zusammen, die hintersten kletterten auf Tische und Bänke, einige Mädchen standen hoch über den anderen, und die vorderste von diesen, — eine hochgewachsene Dirne mit hellem, bräunlich schimmerndem Haar und blauen tiefliegenden Augen unter einer kräftigen Stirn und mit einem langgezogenen Mund, der oft lächelte und sich dann etwas schief zog, war Birgit Böen. Nils sah sie, als er den Querbalken des Dachstuhls musterte. Jetzt wurde aufgespielt, es wurde ganz still, und er trat zum Tanz an. Er warf sich auf den Boden, schob sich nach dem Takt der Musik schräg auf der Erde hin, schlenkerte mit den Beinen, warf sie hin und wieder kreuzweise unter sich, schnellte empor, nahm Stellung wie zum Wurf und ging dann wieder schräg wie vorhin. Der Bogen wurde von einer tüchtigen Hand geführt. Die Weise zündete mehr und mehr, Nils Kopf neigte sich tiefer und tiefer hintenüber, und auf einmal stieß der Stiefelabsatz schallend gegen das Gebälk, so daß der Staub herabrieselte.

Alles lachte und schrie, die Mädchen hielten

den Atem an. Die Tanzweise jubelte durch den Lärm hindurch, in immer tolleren und tolleren Rhythmen ihn aufstachelnd. Er vermochte auch nicht zu widerstehen, bog den Körper vornüber, hüpfte im Takt, richtete sich auf wie zum Wurf, machte aber allen was weis, schlängelte sich wieder am Boden hin, und grade, als es aussah, als dächte er gar nicht an Springen, donnerte der Hacken wieder gegen den Balken, und noch einmal, dann einen Purzelbaum vornüber, einen hintenüber und jedesmal stand er wieder rank auf den Füßen. Nun wollte er nicht mehr. Die Fiedel machte noch ein paar übermütige Läufe außerhalb der Tanzweise, arbeitete sich dann in einen tiefen Ton hinunter, wo sie zitternd verhallte und in einem einzelnen langen Strich auf der Baßsaite erstarb. Die Gruppen zerstreuten sich, lebhaftes Sprechen, von Rufen und Schreien unterbrochen, löste die Stille ab. Nils stand an die Wand gelehnt; da kamen die Amerikaner mit ihrem Dolmetscher auf ihn zu und gaben ihm jeder fünf Taler. Abermalige Stille.

Die Amerikaner besprachen etwas mit dem Dolmetscher; und dieser fragte darauf Nils, ob er als Diener mit den Herren ziehen wollte; er könn fordern, was er wolle. „Wohin denn?“ fragte Nils; die Leute drängten sich so nahe wie möglich heran. „In die Welt hinaus,“ war die Antwort. „Und wann?“ fragte Nils, sah sich mit leuchtenden Augen um, begegnete Birgit Böens Augen und ließ diese nicht wieder los. — „In einer Woche,

14*

wenn sie zurückkommen," wurde geantwortet. — „Kann schon sein, daß ich bis dahin bereit bin," antwortete Nils, seine zwei Fünftalerstücke wiegend. — Er hatte sich mit dem einen Arm auf die Schulter eines neben ihm stehenden Mannes gestützt, und der Arm zitterte so, daß der Mann ihn fragte, ob er sich nicht ein wenig auf die Bank setzen wolle.

„Ich, es ist gar nichts," antwortete Nils, tat einige schwankende Schritte, dann einige sichere, drehte sich um und bat um einen Springtanz.

Alle Mädchen hatten sich vorn aufgestellt. Er sah sich auch um, lange und langsam, ging dann quer durch den Saal auf eine im dunklen Rock zu, und das war Birgit Böen. Er streckte seine Hand aus, und sie reichte ihm ihre beiden; da lachte er, wich zurück, nahm eine andere, die neben ihr saß, und tanzte ausgelassen davon. Das Blut schoß Birgit in Hals und Gesicht. Ein hochgewachsener Mann mit einem sanften Gesicht stand dicht hinter ihr; er nahm sie bei der Hand und tanzte mit ihr, dicht hinter Nils her. Dieser sah es und, vielleicht nur aus übler Angewohnheit, prallte er beim Tanz so hart gegen die beiden, daß der Mann und Birgit heftig zu Boden stürzten. Gelächter und Gejohle erhob sich rings umher. Birgit stand mühsam auf, ging abseits und weinte bitterlich.

Der Mann mit dem sanften Gesicht stand langsamer auf und ging direkt auf Nils los, der noch immer tanzte. „Halt mal ein wenig," sagte der Mann. Nils hörte nicht auf ihn, und nun

nahm ihn der Mann beim Arm, Nils riß sich aber los und maß ihn mit den Augen. „Ich kenne dich nicht,“ sagte er, mit einem Lächeln. „Nein, aber gleich sollst du mich kennen lernen,“ sagte der Mann mit dem sanften Gesicht und versetzte ihm eins mit der Faust übers Auge. Nils, der auf so etwas nicht vorbereitet war, stürzte mit schwerem Fall auf die harte Kante des Feuerherdes, wollte sich sofort wieder erheben, aber konnte nicht, das Rückgrat war gebrochen. — —

Auf Kampen war eine Veränderung eingetreten. Die Großmutter hatte in der letzten Zeit gekränkelt, und sowie sie das merkte, war sie eifriger denn je, Geld zusammen zu scharren zur endlichen Auslösung des Hofes. „Dann habt ihr beiden, du und der Junge, was ihr braucht. Und läßt du mir dann jemanden hier herein, der es euch wieder durchbringt, dann drehe ich mich noch im Grabe um.“ Gegen den Herbst hatte sie denn auch die Freude, nach dem Hauptgut hinaufhumpeln zu können mit dem letzten Rest der Schuld, und froh war sie, als sie wieder daheim auf der Bank saß und sagen konnte: „Nun bin ich fertig.“ Aber zur selben Stunde bekam sie auch ihre Todeskrankheit; sie legte sich sofort zu Bett und stand nicht wieder auf. Die Tochter begrub sie, wo grade Platz war auf dem Kirchhof, und sie bekam ein hübsches Grabkreuz, auf dem ihr Name und ihr Alter stand, sowie ein Gesangbuchvers von Kingo. Vierzehn Tage, nachdem die Großmutter in die Erde gesenkt

worden war, war aus ihrem schwarzen Sonntags-kleid schon ein Anzug für den Jungen gemacht worden, und als er den zum erstenmal anhatte, wurde ihm so ernst zumute, als ob die Großmutter wiedergekommen wäre. Aus eigenem Antrieb ging er und holte das großgedruckte Gesangbuch mit den Beschlägen, aus dem die Großmutter jeden Sonntag vorgelesen und gesungen hatte; er schlug es auf, und drin lag ihre Brille. Die hatte das Büblein zu Lebzeiten der Großmutter nie anrühren dürfen; jetzt nahm er sie ängstlich auf, setzte sie auf die Nase und sah durch sie ins Buch. Doch alles verschwamm ihm zu Nebel. „Wie komisch," dachte der Junge: „Damit konnte die Großmutter Gottes Wort lesen?" Er hielt sie gegen's Licht, um zu sehen, was ihr fehle, und — plautz, da lag die Brille auf der Erde. Er erschrak gewaltig, und als sich in demselben Augenblick die Tür öffnete, war ihm, als müsse da die Großmutter selbst hereinkommen; aber es war die Mutter, und hinter ihr sechs Männer, die unter viel Trampeln und Lärmen eine Tragbahre hereintrugen, und diese mitten im Zimmer absetzten. Die Tür blieb lange hinter ihnen offen stehen, und es wurde kalt in der Stube.

Auf der Bahre lag ein Mann mit dunklem Haar und bleichem Gesicht, die Mutter ging weinend umher: „Legt ihn behutsam dort aufs Bett," bat sie, und half selbst mit. Aber wie die Männer ihn hinüberschleppten, kreischte etwas unter ihren Füßen.

„Ach, das ist nur Großmutters Brille," dachte der Junge; aber er sagte nichts.

Drittes Kapitel

Es war zur Herbstzeit, wie bereits gesagt. Acht Tage nachdem man den Nils Schneider bei Margit Kampen ins Haus getragen hatte, ließen die Amerikaner ihm sagen, er möchte sich fertig machen. Er wand sich gerade in furchtbaren Schmerzen, und die Zähne zusammenbeißend, schrie er: „Laß sie zum Teufel reisen!" Margit blieb stehen, als ob sie keine Antwort bekommen hätte. Da merkte er es und nach einer Weile wiederholte er langsam und matt: „Laß sie — reisen."

Gegen den Winter hin erholte er sich wieder so weit, daß er auf sein konnte; aber seine Kraft war für immer zerbrochen. Das erste Mal, als er ordentlich auf war, holte er die Fiedel heraus, stimmte sie, kam aber in solche Erregung, daß er wieder zu Bett mußte. Er war sehr einsilbig, aber doch umgänglich, und nach einiger Zeit fing er an, den Jungen zu unterrichten und Arbeit ins Haus zu nehmen. Heraus kam er nicht, und mit denen, die nach ihm sahen, sprach er nicht. Anfangs erzählte Margit ihm, was in der Bygde passierte, danach wurde er aber stets so finster, daß sie damit aufhörte.

Gegen den Frühling hin saßen er und Margit

einmal länger als gewöhnlich nach dem Abendessen und besprachen etwas. Der Junge wurde zu Bett geschickt. Nach einiger Zeit wurden sie in der Kirche aufgeboten und dann in aller Stille getraut.

Nils arbeitete mit auf dem Felde und war in allem, was er tat, verständig und besonnen. Margit sagte zum Jungen: „Wir haben doch wirklich Nutzen und Freude an ihm. Nun mußt du aber auch gehorsam und artig sein, damit du dein bestes für ihn tun kannst."

Margit hatte sich mitten in all ihrem Kummer doch immer hübsch rundlich erhalten; sie hatte ein blühendes Gesicht und recht große Augen, die durch dunkle Ringe, die sie umgaben, noch größer erschienen. Sie hatte volle Lippen, ein molliges Gesicht, und sah frisch und gesund aus, obwohl sie nicht gerade große Kräfte hatte. In dieser Zeit sah sie hübscher denn je aus und sang, wie es ihre Art war, stets bei der Arbeit.

Da an einem Sonntag Nachmittag geschah es, daß Vater und Sohn aufs Feld hinausgingen, um zu sehen, wie die Saat in diesem Jahre stände. Arne sprang lustig um den Vater herum und schoß mit Pfeil und Bogen, die Nils selbst für den Jungen verfertigt hatte. So kamen sie allmählich zu dem Weg hinauf, der von der Kirche und dem Pfarrhause in die sogenannte Breitbygde hinabführte. Nils setzte sich auf einen Stein am Wege und fiel in Gedanken, der Junge schoß in der

Richtung nach der Kirche zu und lief dann hinter dem Pfeile her. „Nicht zu weit laufen,“ sagte der Vater. Wie der Junge im besten Spielen war, hielt er plötzlich lauschend inne. „Vater, ich höre was spielen.“ Dieser lauschte auch; sie hörten Geigenklänge, die hin und wieder von Rufen und wildem Lärm übertönt wurden, während Wagengerassel und Hufschläge als stetes Nebengeräusch mitklangen. Es war ein Brautzug, der von der Kirche heimkehrte. „Hierher, Junge,“ rief der Vater, und Arne hörte am Klang der Stimme, daß er schnell kommen müsse. Der Vater war aufgesprungen und hatte sich hinter einem großen Baum versteckt. Der Junge hinterher; — „nein dorthin, dorthin!“ Der Junge hinter ein Erlengebüsch. — Schon bog die Wagenreihe aus dem Birkenwald heraus, sie kam in rasendem Trab näher, die Pferde waren schaumbedeckt, betrunkene Leute schrien und jodelten. Vater und Sohn zählten Wagen nach Wagen, es waren im ganzen vierzehn. Im vordersten saßen zwei Spielleute, und weit schallte der Brautmarsch durch die klare Luft. Hintenauf stand ein Bursch und kutschierte. Dahinter kam die Braut mit der Krone, hoch und leuchtend im Sonnenschein; sie lächelte, und dabei zog ihr Mund sich ein wenig schief; neben ihr saß ein Mann im blauen Anzug mit einem sanften Gesicht. Dahinter kam das Brautgeleite, die Männer auf dem Schoß der Weiber, hintenauf kleine Buben, Betrunkene, zu sechsen auf Einspännern, im letzten Wagen der

Tafelmeister, der ein Branntweinfaß auf dem Schoß hatte. Mit Gejohle und Gesang zogen sie vorbei, jagten kopfüber den Berg hinab; das Geigenspiel, das Geschrei, das Wagengerassel klang in einer Staubwolke hinter ihnen her, bald trug der Wind nur noch vereinzelte Schreie herüber, dann nur noch ein dumpfes Dröhnen und zuletzt nichts. Nils stand regungslos da; da raschelte es hinter ihm, und er drehte sich um; es war der Junge, der aus dem Busch hervorkroch.

„Wer war denn das, Vater?" Aber der Junge fuhr zusammen, denn des Vaters Gesicht hatte einen häßlichen Ausdruck. Arne stand still und wartete auf Antwort; dann stand er still, weil er keine bekam. Nach langem Warten wurde er ungeduldig und wagte schüchtern: „Wollen wir nicht gehen?" Nils stand noch immer, als sähe er dem Brautzug nach, nahm sich aber zusammen und ging; Arne ihm nach. Er legte einen Pfeil auf den Bogen, schoß ab und lief hinterher. „Tritt nicht aufs Gras," sagte Nils barsch. Der Junge ließ den Pfeil liegen und kam zurück. Nach einer Weile hatte er es aber vergessen und als der Vater einmal stehen blieb, warf er sich hin und schoß Kabolz. „Zerdrück mir das Gras nicht Junge, so hör' doch"; er fühlte sich am Arm gepackt und emporgezerrt, als sollte der Arm aus dem Gelenk. Von nun an ging er still hinter dem Vater her.

In der Tür wartete Margit auf sie; sie kam grade aus dem Kuhstall, wo sie wohl tüchtige

Arbeit gehabt haben mußte, denn ihr Haar war zerzaust, ihr Hemd und auch das Kleid unsauber; aber sie stand mit lachendem Gesicht in der Tür: „Ein paar Kühe hatten sich losgerissen und Unfug getrieben; jetzt sind sie aber wieder gebunden.“ — „Du könntest dich am Sonntag doch wohl ein bißchen zurecht machen,“ sagte Nils und ging an ihr vorbei in die Stube. „Ja, jetzt ist es Zeit, sich zurechtzumachen, wenn die Arbeit getan ist,“ sagte Margit und ging hinterher. Sie fing gleich damit an und sang, während sie sich putzte. Nun hatte Margit zwar eine hübsche Stimme, aber sie war zuweilen ein bißchen heiser. „Hör doch auf mit dem Gekrähe,“ sagte Nils, der sich rücklings aufs Bett geworfen hatte. Margit hörte auf. Da kam der Junge hereingestürmt: „Du, Mutter, ein großer, schwarzer Köter ist uns auf den Hof gelaufen gekommen, ein garstiges Vieh!“ — — „Halt den Mund, Bengel,“ sagte Nils auf dem Bett und setzte das eine Bein herunter, um auf den Boden zu stampfen. „Muß denn der Teufel den Bengel immer reiten,“ murmelte er hinter ihm her und zog das Bein wieder herauf. Die Mutter drohte dem Bübchen mit dem Zeigefinger. „Du siehst doch, daß der Vater nicht bei Laune ist,“ meinte sie. „Willst du nicht ein bißchen starken Kaffee mit Sirup haben?“ fragte sie, um ihn damit wieder gut zu machen. Das war ein Getränk, das die Großmutter und auch die anderen sehr liebten. Nils mochte es durchaus nicht, aber

hatte es doch den anderen zuliebe oft mit getrunken. „Willst du nicht ein bißchen starken Kaffee mit Sirup?“ wiederholte Margit, denn sie hatte noch keine Antwort bekommen. Nils erhob sich auf beiden Ellenbogen und schrie sie an: „Bildest du dir ein, ich werde das Schmierzeug saufen?“ — Margit war sehr erstaunt, nahm den Jungen bei der Hand und ging hinaus.

Sie hatten draußen allerlei zu tun und kamen erst zum Abendbrot wieder herein. Da war Nils fort. Arne wurde aufs Feld geschickt, um ihn zu rufen, konnte ihn aber nirgends finden. Sie warteten, bis das Essen fast kalt war, dann aßen sie, und noch immer war Nils nicht da. Margit wurde unruhig, schickte den Jungen zu Bett und setzte sich, um zu warten. Kurz nach Mitternacht kam Nils. „Aber wo bist du denn nur gewesen?“ sagte sie. „Geht dich nichts an,“ antwortete er und setzte sich schwer auf die Bank. Er war betrunken.

Von da an war Nils oft in der Bygde, und immer kam er betrunken heim. „Ich halt's hier zu Haus bei dir nicht aus,“ sagte er einmal, als er nach Hause kam. Sie suchte sich sanft zu verteidigen, aber er stampfte auf den Boden und hieß sie schweigen; wenn er betrunken wäre, so sei es ihre Schuld, wär' er bös, auch ihre Schuld, wäre er ein Krüppel und ein unglücklicher Mensch fürs ganze Leben, so wäre es auch ihre Schuld, ihre und ihres verteufelten Bengels. „Weshalb bist du mir auch

immer nachgelaufen und hast dich mir angehängt?" sagte er und weinte. „Was hatte ich denn böses getan, daß du mich nicht in Frieden lassen konntest?" „Gott helfe mir," sagte Margit, „ich wär' dir nachgelaufen?" — „Ja, du," schrie er sie an, sprang auf und fuhr schluchzend fort: „Jetzt hast du ja endlich deinen Willen gekriegt. Ich schleppe mich hier von Baum zu Baum, Tag aus Tag ein und gucke mein eigenes Grab an. Und dabei hätte ich in Herrlichkeit und Freuden leben können mit dem schönsten Bauernmädchen der Bygde zusammen, und reisen hätt' ich können, so weit die Sonne scheint, wenn nicht du mit deinem verfluchten Bengel dich mir in den Weg gestellt hättest." Sie versuchte wieder, sich zu verteidigen; der Junge sei doch jedenfalls nicht daran schuld. „Schweig, oder ich haue dich!" Und er schlug sie.

Wenn er dann am anderen Tage seinen Rausch ausgeschlafen hatte, schämte er sich und war besonders zu dem Jungen sehr nett. Aber bald war er aufs neue betrunken, und dann schlug er sie; zuletzt schlug er sie fast jedesmal, wenn er betrunken war; das Büblein weinte und jammerte, und dann schlug er auch ihn. Bisweilen ergriff ihn eine so heftige Reue, daß er hinaus mußte. In dieser Zeit erwachte die Tanzlust wieder in ihm. Er fing wieder an aufzuspielen wie ehedem und nahm den Jungen mit, der ihm den Kasten tragen mußte. Da sah der Junge gar mancherlei. Die Mutter weinte, weil er mit mußte, aber wagte nicht, Ein=

spruch zu erheben. „Halte dich nur zu Gott und lerne nichts Häßliches," bat sie und liebkoste ihn. Aber auf dem Tanzboden ging es lustig zu, und daheim bei der Mutter ging es gar nicht lustig zu. So kam es, daß er sich mehr und mehr von ihr ab- und dem Vater zuwandte. Sie sah es und schwieg. Auf dem Tanzboden lernte er allerlei Lieder, und die sang er dann nachher dem Vater vor; das amüsierte diesen, und bisweilen konnte der Junge ihn sogar zum Lachen bringen. Aber das schmeichelte dem Jungen so, daß er sich von da an Mühe gab, so viele Lieder wie möglich zu lernen. Bald merkte er sich, welche Sorte der Vater am liebsten mochte und bei welchen Stellen er lachte. Wenn nun in den Liedern nicht solche Stellen vorkamen, legte der Junge sie, so gut er konnte, selbst hinein, und das gab ihm frühzeitig Übung, Worte zu bekannten Melodien zu setzen. Am liebsten mochte der Vater Spottlieder und solche, in denen häßliche Dinge standen über Leute, die zu Macht und Wohlstand gekommen waren, und die sang der Junge.

Die Mutter wollte ihn des Abends durchaus immer mit sich in den Kuhstall nehmen; er suchte allerhand Ausflüchte, um dem zu entgehen; aber wenn nichts half und er doch mit mußte, dann sprach sie zu ihm so wunderschön von Gott und allem Guten und nahm ihn zuletzt unter heißen Tränen in die Arme und bat ihn, flehte ihn an, daß er kein schlechter Mensch werden möge.

Die Mutter unterrichtete ihn, und der Junge war ganz außerordentlich gelehrig. Darauf war der Vater besonders stolz, und er erzählte ihm, namentlich wenn er betrunken war, er habe seines Vaters guten Kopf.

Auf dem Tanzboden pflegte der Vater, wenn der Rausch ihn unterkriegte, Arne aufzufordern, den Leuten etwas vorzusingen. Da sang er denn unter Gelächter und Lärm ein Lied nach dem anderen; der Beifall schmeichelte dem Sohn fast mehr als dem Vater, und zuletzt konnte er eine endlose Reihe von Liedern. Besorgte Mütter, die das mit anhörten, kamen selbst zu Arnes Mutter und erzählten es ihr, weil der Inhalt der Lieder oft durchaus nicht so war, wie er sein sollte. Die Mutter nahm den Knaben vor und verbot ihm bei Gott und allem Guten, solche Lieder zu singen, und nun kam es dem Jungen vor, als ob die Mutter gegen alles wäre, was ihm Spaß machte. Er erzählte zum erstenmal dem Vater, was die Mutter gesagt hatte. Dafür mußte sie dann, als der Vater wieder einmal betrunken war, viel leiden; bis dahin pflegte er nämlich immer alles aufzusparen. Aber da wurde dem Jungen auch klar, was er getan hatte, und er bat in tiefster Seele Gott und sie um Verzeihung, da er es nicht über sich gewinnen konnte, es offenkundig zu tun. Die Mutter war ebenso lieb zu ihm, wie sonst, und das schnitt ihm ins Herz.

Einmal aber vergaß er es doch. Er hatte ein Talent, Leute nachzuäffen, besonders ihre Art zu sprechen und zu singen. Eines Abends, als der Junge den Vater grade damit unterhielt, kam die Mutter herein, und als sie wieder gegangen war, kam der Vater auf den Einfall, der Junge solle mal den Gesang der Mutter nachmachen. Er weigerte sich anfangs; aber der Vater, der auf dem Bett lag und sich vor Lachen schüttelte, bestand darauf; er solle nachmachen, wie die Mutter sang. Sie ist ja fort, dachte der Junge, und kann es nicht hören, und nun ahmte er sie nach, wie sie bisweilen sang, wenn ihre Stimme heiser und tränenerstickt war. Der Vater lachte so, daß es dem Jungen fast unheimlich wurde, und er verstummte von selbst. Da kam die Mutter von der Küche herein, sah den Jungen lange und traurig an, holte eine Milchsatte von der Borte und ging wieder hinaus.

Er fühlte sich glühend heiß am ganzen Körper; sie hatte alles gehört. Er sprang vom Tisch, wo er gesessen hatte, herunter, ging hinaus und warf sich hin, als wolle er sich in die Erde hineinwühlen. Doch die Unruhe ergriff ihn, er sprang auf und wollte noch weiter fort. Er ging an der Scheune vorbei, und sieh, da saß die Mutter und nähte an einem neuen feinen Hemd, grade für ihn. Sie pflegte sonst, wenn sie so bei der Arbeit saß, gern ein Kirchenlied zu singen; aber heute sang sie nicht. Sie weinte auch nicht, sie saß nur ganz still und nähte. Da konnte Arne es nicht länger aushalten;

er warf sich dicht vor ihr ins Gras, sah zu ihr auf und schluchzte so, daß er am ganzen Körper bebte. Die Mutter ließ ihr Nähzeug fallen und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Armer Junge," sagte sie und lehnte ihren Kopf an seinen. Er versuchte nicht zu sprechen, sondern weinte nur, wie er in seinem Leben noch nicht geweint hatte. „Hab's wohl gewußt, du bist im Grunde gut," sagte die Mutter und streichelte ihm die Haare. „Mutter, ich hab' eine Bitte, aber du darfst nicht nein sagen, willst du?" war das Erste, was er hervorbringen konnte. — „Du weißt ja, daß ich nicht nein sage," antwortete sie. Er versuchte, seiner Tränen Herr zu werden, und dann stammelte er, den Kopf in ihren Schoß gepreßt: „Mutter, — sing mir was vor!" — „Ach, mein Junge, ich kann ja nicht," sagte sie leise. — „Mutter, bitte, bitte, sing," flehte der Junge, „sonst kann ich dir, glaube ich, meiner Lebtag nicht wieder in die Augen sehen." Sie strich ihm übers Haar, schwieg aber. „Mutter, bitte, sing doch, sing, hörst du?" bettelte er, „bitte, sonst gehe ich fort, weit, weit fort, und komme nie wieder zurück." Und während nun der große, fünfzehnjährige Junge mit dem Kopf im Schoß der Mutter lag, fing sie an, über ihn gebeugt, ganz leise zu singen:

Herr, o schütze mit starker Hand
meines Kindes Leben,
wolle als Spielgefährten am Strand
deinen Geist ihm geben.

Tief ist das Wasser, der Grund ist glatt,
doch, wenn dein Arm es ergriffen hat,
kann es nicht untersinken,
bis deine Gnaden ihm winken.

Mutters Herz ist so trüb und schwer,
fleht und lauschet mit Bangen,
findet ihr Kindlein nimmermehr,
weiß nicht, wohin es gegangen.
Doch sie denkt, wo es auch sei,
Gott der Vater ist stets dabei;
Jesus, sein Spielkamerad,
führt es auf sicherem Pfad.

Sie sang noch mehrere Verse; Arne rührte sich nicht; ein glückseliger Friede kam über ihn, und er fühlte eine erquickende Müdigkeit. Das letzte, was er deutlich hörte, war etwas von Jesus; das nahm er mit sich hinüber in eine große Helligkeit, und da war es auf einmal, als ob ein Chor von zwölf, dreizehn Stimmen sänge; aber der Mutter Stimme übertönte alle. Nie hatte er eine so schöne Melodie gehört, er fragte, ob er nicht auch mitsingen dürfe. Es dünkte ihm, wenn er nur ganz, ganz leise sänge, müsse es gehen, und nun sang er leise, wieder und immer wieder, immer leiser und leiser, und schon fing es an, fast himmlisch zu klingen, als er vor lauter Freude darüber mit voller Stimme drauf los sang, und da verschwand es. Er erwachte, sah sich lauschend um, hörte aber nichts als das ewige Brausen des Wassers und dicht neben sich den kleinen Bach, der mit leisem, stetigem Plätschern an der Scheune vorbeifloß.

Die Mutter war fort; sie hatte ihm das halbfertige Hemd und ihre Jacke unter den Kopf gelegt.

Viertes Kapitel

Als nun die Zeit kam, daß das Vieh draußen im Walde weiden sollte, wollte Arne gern Hirtenbub sein. Der Vater war dagegen; er hatte doch bis jetzt noch nie das Vieh gehütet und ging schon ins fünfzehnte Jahr. Aber er bat so hübsch, daß er zuletzt seinen Willen bekam, und so war er den ganzen Frühling, Sommer und Herbst nur zum Schlafen daheim; sonst war er den lieben langen Tag mit sich selbst allein im Walde.

Seine Bücher nahm er mit herauf. Er las und schnitt Buchstaben in die Baumrinde; er schlenderte umher und dachte und sann und sehnte sich und sann; aber wenn er abends heimkam, war der Vater oft betrunken und schlug die Mutter und verwünschte sie und die ganze Bygde und prahlte damit, daß er einmal hätte weit wegreisen können. Da stieg auch in dem Knaben die Wandersehnsucht auf. Hier war alles so traurig, und die Bücher zogen ihn hinaus, und bisweilen war es, als ob selbst die Luft ihn hinauszöge über die hohen Berge.

Da geschah es, daß er an einem Mittsommertag mit Kristian, dem ältesten Sohn des Hauptmanns, zusammentraf, der mit einem Knecht in den Wald gekommen war, um Pferde zu holen und nach Hause

15*

zu reiten. Er war einige Jahre älter als Arne, leichtlebig und lustig, unstät im Denken, aber trotzdem stark in seinen Vorsätzen. Er sprach schnell und abgebrochen, am liebsten von zwei Dingen auf einmal, ritt ungesattelte Pferde, schoß die Vögel im Fluge, fischte mit der Fliege und schien Arne der Inbegriff aller Vollkommenheit. Er war auch voll von Reiselust und erzählte Arne von fremden Ländern, so daß es rings um sie her strahlte. Als er von Arnes Lesegier erfuhr, brachte er ihm alle die Bücher mit, die er selbst gelesen hatte; sobald Arne das eine aus hatte, bekam er ein neues; Sonntags saß er selbst neben ihm und wies ihn in der Geographie und auf der Landkarte zurecht, und Arne las und las den ganzen Sommer und Herbst, bis er zuletzt ganz blaß und mager wurde.

Im Winter durfte er auch zu Hause weiter lernen, teils weil er im nächsten Jahr konfirmiert werden sollte, teils weil er immer gut mit dem Vater umzugehen verstand. Er fing an, die Schule zu besuchen; aber dort war ihm am wohlsten, wenn er die Augen schließen und sich zu seinen Büchern daheim hinträumen konnte; er hatte ja auch unter den Bauernjungen keinen Kameraden mehr.

Mit den Jahren mißhandelte der Vater die Mutter immer mehr und mehr, auch nahmen seine Trunksucht und seine körperlichen Leiden zu. Und wenn Arne sich dann trotzdem zu ihm setzen und ihn unterhalten mußte, nur um der Mutter einen

Augenblick Frieden zu verschaffen, und dann oft Dinge sagen mußte, die er jetzt aus tiefster Seele verachtete, erwachte allmählich ein Haß gegen den Vater in ihm. Den verschloß er tief in sein Inneres, ebenso wie die Liebe zur Mutter. Wenn er mit Kristian zusammen war, drehten sich ihre Gespräche stets um große Reisen und um Bücher; selbst ihm verschwieg er, wie es zu Hause stand. Doch manch liebes Mal, wenn er von diesen weitfahrenden Gesprächen kam und heimwärts ging und daran dachte, was er nun wohl zu Hause wieder erleben würde, weinte er und flehte zum lieben Gott hoch oben über den Sternen, er möchte doch dafür sorgen, daß er bald fort dürfe.

Im Sommer wurden er und Kristian konfirmiert. Kurz darauf setzte der Freund seinen Plan durch. Der Vater mußte ihn ziehen lassen, damit er zur See gehen könne; er schenkte Arne seine Bücher, versprach, ihm fleißig zu schreiben — und reiste.

Nun stand Arne allein.

In jener Zeit bekam er wieder Lust, zu dichten. Jetzt flickte er nicht mehr an alten Liedern herum, sondern machte neue, und all sein Herzweh legte er hinein.

Doch sein Gemüt wurde zu schwer, und sein Kummer zerstörte ihm die Lieder. In langen schlaflosen Nächten wurde es ihm zur Gewißheit, daß er es nicht länger aushalten könne; fort wollte er, weit fort, Kristian suchen — und niemandem

ein Wort davon sagen. Er dachte an die Mutter, und was dann aus ihr werden sollte, und konnte ihr fast nicht mehr in die Augen sehen.

Da saß er eines Abends noch spät auf und las. Wenn es ihm zu schwer ums Herz wurde, nahm er seine Zuflucht zu den Büchern und merkte nicht, daß sie das Gift nur vermehrten. Der Vater war auf einer Hochzeit, wurde aber noch am Abend zurückerwartet; die Mutter war müde und fürchtete sich vor ihm und hatte sich darum zu Bett gelegt. Da fuhr Arne plötzlich auf; denn er hörte draußen auf dem Flur einen schweren Fall und etwas Hartes gegen die Tür poltern. Es war der Vater.

Arne machte ihm die Tür auf und sah ihn an. „Bist du's, mein kluger Junge? Komm her, krieg deinen Vater auf." Arne hob ihn auf und lehnte ihn gegen die Bank, dann nahm er den Geigenkasten, trug diesen hinter ihm hinein und schloß die Tür. „Ja, guck mich nur an, du kluger Bengel; hübsch bin ich nicht; vom alten Nils Schneider ist nichts mehr übrig. Das sage — ich dir, damit du — damit du nie — nie Schnaps trinkst; das ist — der Teufel, die Welt und unser eigen Fleisch. — — Er widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen schenkt er Gnade. — — Ach Jemine, ach Jemine, — wie weit ist es doch mit mir gekommen."

Er saß ein Weilchen still, dann sang er mit weinerlicher Stimme:

Herr, mein Erlöser, Jesus Christ,
hilf mir, wenn mir zu helfen ist.
Lieg' ich auch tief im Sündenschlamm,
bin ich dein Kind doch, du Gotteslamm.

„Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach kommst; aber sprich nur ein Wort —“ Er warf sich vornüber, verbarg das Gesicht in den Händen und weinte wie in Krämpfen. Lange lag er so da, und dann deklamierte er wortgetreu aus der Bibel her, wie er's wohl vor über zwanzig Jahren gelernt haben mochte: „Sie aber kam und fiel vor ihm nieder und sagte: ‚Herr, hilf mir!‘ Er aber antwortete und sprach: ‚Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot wegnehme und werfe es vor die Hunde —‘ Sie aber sprach: ‚Ja Herr; aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihres Herren Tische fallen.‘“

Er schwieg, weinte jetzt aber befreiter und leiser.

Die Mutter war längst wach, wagte aber nicht aufzusehen. Jetzt aber, als er wie ein Erlöster weinte, stützte sie sich auf die Ellenbogen und sah auf.

Doch kaum wurde Nils sie gewahr, als er sie anschrie: „Na, was guckst du denn, — willst wohl sehen, wie du mich zugerichtet hast, he? Ja, so sehe ich aus, genau so!“ — — Er erhob sich, und sie verbarg sich unter dem Fell. „Nu, man nicht verkriechen,“ sagte er, „ich finde dich doch,“ und er hielt die rechte Hand mit ausgestrecktem

Zeigefinger tastend vor sich hin. — „Kille, kille,“ sagte er, indem er ihr die Bettdecke wegzog, und den Zeigefinger auf ihre Gurgel preßte.

„Vater!“ rief Arne.

„Ei guck mal, wie verschrumpelt und mager du geworden bist. Hier ist der Weg hinein nicht weit. Kille, kille.“ Die Mutter packte krampfhaft seine Hand mit ihren beiden Händen, konnte sich jedoch nicht losreißen und krümmte sich wie ein Knäuel zusammen.

„Vater!“ rief Arne.

„Na, kommt wieder Leben in die Bude? Wie sie sich windet, das alte Gerippe! Kille, kille!“

„Vater!“ schrie Arne. Die Stube fing vor ihm auf und ab zu tanzen an.

„Kille, kille, sage ich“ — Sie ließ seine Hände fahren und ergab sich drein.

„Vater!“ rief Arne. Er stürzte nach der Ecke, in der eine Axt stand.

„Du schreist wohl nur aus Trotz nicht, he? Nimm dich ja in acht; mich packt eine ganz fürchterliche Lust. Kille, kille.“

„Vater!“ schrie Arne und griff nach der Axt, blieb aber wie angewurzelt stehen; denn in demselben Augenblick richtete sich der Vater auf, stieß einen gellenden Schrei aus, griff sich an die Brust und fiel um; „Jesus Christus,“ sagte er, und dann lag er ganz still.

Ein Schwindel ergriff Arne; er hatte keine Ahnung, wo er stand oder wovor er stand;

er wartete nur darauf, daß die Stube bersten würde und von irgendwo her ein helles Licht hereinfalle." Die Mutter fing an, schwer zu atmen, als wälze sie etwas Schweres von sich. Endlich richtete sie sich halb auf, und da sah sie den Vater ausgestreckt auf dem Boden liegen und den Sohn daneben stehen mit einer Axt.

„Barmherziger Gott, was hast du getan?" schrie sie und fuhr aus dem Bette auf, warf ihren Rock über und kam herbei. Da war ihm, als löse sich seine Zunge. „Er ist von selbst umgefallen," sagte er leise. — „Arne, Arne, ich glaube dir nicht," sagte die Mutter mit mächtiger, strafender Stimme; „nun gnade dir Gott!" und sie warf sich jammernd über die Leiche. Doch der Knabe kam aus seiner Betäubung wieder zu sich und fiel nun auch auf die Knie: „So wahr ich Gottes Gnade erwarte, er fiel um, so wie er da stand." — — „Dann ist der allmächtige Gott selbst hier gewesen," sagte sie leise, kauerte sich zusammen und starrte vor sich hin.

Nils lag unverändert, steif mit offenen Augen und offenem Munde da. Die Hände hatten sich einander genähert, als ob sie sich hätten falten wollen, aber nicht dazu imstande gewesen wären. „Komm Arne, du bist stark, faß deinen Vater mit an und hilf mir, ihn aufs Bett legen." Und sie nahmen ihn und trugen ihn aufs Bett. Sie schloß ihm Augen und Mund, streckte ihn und faltete ihm die Hände.

Dann standen sie beide vor dem Toten und sahen ihn an. Nichts, was sie bisher erlebt hatten, war so bedeutungsvoll und inhaltsschwer wie dieser Augenblick. Wohl war der Böse leibhaftig hier gewesen, aber auch Gott der Herr war gegenwärtig, kurz war die Begegnung. Alles Vorangegangene war nun abgetan.

Es war kurz nach Mitternacht, und sie mußten bis Tagesanbruch bei dem Toten wachen. Arne machte ein großes Feuer auf dem Herd an, und die Mutter setzte sich daneben. Und wie sie da so saß, ging es ihr durch den Sinn, wie manchen bösen Tag sie doch mit Nils gehabt habe, und sie dankte Gott in heißem, inbrünstigem Gebet für das, was er getan. „Aber ich habe doch auch manch guten Tag gehabt,“ sagte sie und weinte, als bereue sie ihr Dankgebet, und zuletzt nahm sie die Hauptschuld auf sich, da sie ja aus Liebe zu dem Toten wider Gottes Gebot gehandelt hatte und ihrer Mutter ungehorsam gewesen war, und eben für diese sündige Liebe bestraft worden sei.

Arne setzte sich ihr gegenüber. Die Mutter sah nach dem Bett hinüber: — „Denk dran, Arne, daß ich nur deinetwillen alles das ausgehalten habe,“ und sie weinte, hungernd nach einem lieben Wort als Stütze in ihren Selbstanklagen und als Trost für kommende Zeit. Der Knabe zitterte und konnte nicht antworten. „Du darfst mich nie verlassen,“ schluchzte sie. — Da wurde ihm mit einem Male klar, was sie in all dieser Zeit des

Jammers gewesen und wie grenzenlos verlassen sie sein würde, wenn er sie jetzt zum Lohn für ihre große Treue verließe. „Nie, nie," flüsterte er und wollte zu ihr hinüber, aber hatte nicht die Kraft dazu. So saßen sie, und ihre heißen Tränen vereinten sich. Sie betete laut, betete für den Toten, betete für sich und ihr Kind, und sie weinten und sie beteten wieder, und dann weinten sie wieder. Dann sagte sie: „Arne, du kannst so schön singen, setz dich dort zum Vater und sing etwas für ihn."

Und gleich war ihm, als ob er die Kraft dazu wiederbekäme. Er stand auf und holte das Gesangbuch, zündete einen Kienspan an und setzte sich, in der einen Hand den Span, in der anderen das Gesangbuch, an das Kopfende des Bettes und sang mit klarer Stimme den 127. Choral von Kingo:

Herr, o laß deinen Zorn jetzt fahren,
wolle die blutige Zuchtrute sparen,
die deines Grimmes Wucht uns kündigt,
weil wir gesündigt.

Fünftes Kapitel

Arne wurde wortkarg und menschenscheu; er hütete das Vieh und machte Verse. Er lieh sich Bücher vom Pfarrer und las; aber das war auch das einzige, was er tat.

Der Pfarrer ließ ihn fragen, ob er nicht eine Lehrerstelle annehmen wolle, „denn die Bygde müsse aus seinen Fähigkeiten und Kenntnissen Nutzen ziehen". Arne antwortete nichts darauf; aber am Tage drauf machte er, als er die Schafherde vor sich her trieb, folgendes Lied:

Ziegenböckchen, Lämmchen mein,
Klettern macht zwar manchmal Pein,
doch, auf den Füßchen, den schnellen,
spring nach dem Klingeln der Schellen.

Ziegenböckchen, Lämmchen mein,
paß auch auf dein Fellchen fein,
Mutter macht draus 'ne Decken,
will sich des Abends drin strecken.

Ziegenböckchen, Lämmchen mein,
pfleg' auch hübsch dein Bäuchelein;
weißt du denn nicht, mein Püppchen,
Mutter kocht von dir ein Süppchen?

Eines Tages, er war jetzt zwanzig Jahr alt, wurde er aus Versehen Zeuge eines Gespräches zwischen der Mutter und der Frau des früheren Hofbesitzers; sie zankten sich über das Pferd, das sie gemeinschaftlich besaßen. „Ich will erst hören, was Arne dazu sagt," meinte die Mutter. „Ach, der Faulpelz," antwortete die andere; „der will wohl, das Pferd soll sich im Wald herumtreiben, wie er selbst tut." Da verstummte die Mutter, so beredt sie auch vorher gewesen war.

Arne wurde feuerrot. Daß die Mutter um seinetwillen höhnische Worte anhören müßte, das

war ihm doch noch nie eingefallen, und wer weiß, wie viele sie schon hatte ertragen müssen. Warum hatte sie ihm denn das nie gesagt?

Er dachte darüber nach, und nun fiel es ihm ein, daß die Mutter fast nie mit ihm sprach. Aber auch er sprach ja nicht mit ihr; mit wem sprach er überhaupt? —

Manchen Sonntag, wenn er so still zu Hause saß, hätte er seiner Mutter gern die Predigt vorgelesen; denn ihre Augen waren schwach geworden, sie hatte in ihrem Leben zu viel geweint. Aber es kam nicht dazu. Manch liebes Mal hatte er ihr auch anbieten wollen, ihr etwas aus seinen eigenen Büchern vorzulesen, wenn es gar zu still im Zimmer war, und er dachte, sie müsse es doch langweilig finden. Aber es kam eben nicht dazu.

'S ist mir auch einerlei, ich kann ja das Ziegenhüten lassen und zu Mutter herunterziehen. Er wartete noch einige Tage, um den Entschluß fest werden zu lassen; die Herde trieb er weit im Walde umher und machte dabei ein Gedicht:

Im Kirchspiel, da ist Unruh, im Wald ist's friedlich still,
hier gibt es keinen Schulzen, der stets gleich pfänden will,
das Streiten um die Kirche man hier durchaus nicht liebt,
doch kommt's wohl davon, weil 's hier noch keine Kirche gibt.

Wie ruhig ist's im Walde, der Habicht nur entdeckt
ein Spätzlein und zerzupft es, weil ihm der Braten schmeckt,
der Adler würgt mit Wonne ein junges Tier zu Tod,
weil sonst an Langeweile er zu krepieren droht.

Der eine Baum verwittert, den andren haut man um,
Rotfuchs im Abenddämmern macht schnell ein Lämmchen
stumm,
den Fuchs zerriß der Wolf, doch bald ward er sein Genoß,
denn noch vor Tagesgrauen Jung-Arne ihn erschoß.

Im Wald, so wie im Tale gar mancherlei geschieht.
Da heißt's nur acht zu geben, daß man nichts Falsches sieht.
Sah einen Bursch im Traume, der schlug den Vater tot,
ich glaub, 's war in der Hölle, da litt er große Not.

Dann ging er heim und sagte der Mutter, sie könne sich nach einem anderen Hirtenbuben umsehen; er wollte sich von jetzt an lieber des Hofes annehmen. Und so wurde es; aber die Mutter kam stets mit Ermahnungen, er dürfe sich ja nicht zu sehr anstrengen. Sie setzte ihm auch in dieser Zeit so gutes Essen vor, daß er oft ganz beschämt darüber war; aber er sagte nichts.

Er trug sich mit einem Gedicht, das den Refrain hatte: „Über die hohen Berge“. Er konnte aber nicht damit fertig werden, hauptsächlich deshalb, weil er den Refrain in jeder zweiten Zeile haben wollte; zuletzt gab er es auf.

Aber einige von den Liedern, die er gemacht hatte, kamen unter die Leute und wurden dort sehr beliebt; manch einer hätte gerne mit ihm gesprochen, besonders die, die sich seiner noch aus der Kindheit her erinnerten. Aber Arne fürchtete sich vor allen, die er nicht kannte, und traute allen Böses zu, hauptsächlich weil er glaubte, sie trauten ihm auch nur Böses zu.

Bei den Feldarbeiten ging ihm ein Mann in mittleren Jahren zur Hand, der Oplands-Knut genannt, und dieser hatte die Angewohnheit, mitunter zu singen; aber es war immer dasselbe Lied. Als das ein paar Monate immer so weiter gegangen war, meinte Arne, er müsse ihn doch mal fragen, ob er nicht noch andere könne. „Nein," antwortete der Mann. Wieder gingen einige Tage hin, und als der Mann wieder einmal sein Lied sang, fragte Arne: „Wie kam denn das, daß du gerade dies eine gelernt hast?" — „Ei, das machte sich so," sagte der Mann.

Gleich darauf ging Arne hinein; da saß die Mutter und weinte, und das hatte er seit des Vaters Tode nicht gesehen. Er tat, als merke er es nicht, und ging wieder nach der Tür; aber er fühlte der Mutter kummerschweren Blick und blieb unwillkürlich stehen. — „Warum weinst du denn, Mutter?" — Eine Zeitlang waren seine Worte der einzige Laut im Zimmer, und darum fragten sie sich selber immer wieder und immer wieder, bis er zuletzt fühlte, daß sie nicht lieb genug geklungen hätten. Er fragte also noch einmal: „Warum weinst du denn, Mutter?"

„Ach, ich weiß selbst nicht recht"; und dabei weinte sie noch heftiger. Er stand eine ganze Weile, und dann sagte er so mutig, wie er konnte: „Du weinst über etwas Bestimmtes." Wieder wurde es still. Er fühlte sich sehr schuldbewußt, obwohl sie nichts gesagt hatte und er nichts wußte.

„Es kam nur so über mich," sagte die Mutter. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Ich bin ja im Grunde so glücklich," und dann weinte sie wieder

Aber Arne lief schnell hinaus, und es zog ihn nach der Felswand hinunter. Er setzte sich und sah in die Schlucht hinab, und während er so da saß, fing er auch zu weinen an. „Wüßte ich nur, weshalb ich weine," sagte Arne.

Aber über ihm auf dem neugepflügten Acker saß der Oplands-Knut und sang sein Lied:

Ingerid Sletten von Sillejor
war wohl an Gold reich,
nur ein buntes Häubchen von Wolle weich
zog allem Schmucke sie vor.

Ein kleines Häubchen, schlicht und arm,
Mütterlein hat einst ihr's gebracht,
und wenn sie an Vater und Mutter dacht',
ward ihr's um's Herze so warm.

Sie barg das Häubchen wohl zwanzig Jahr,
hütet' es so liebevoll;
„ich trage dich einst, wenn ich knien soll
vor Gottvaters Hochaltar."

Sie barg das Häubchen wohl dreißig Jahr,
barg es im Kämmerlein traut;
„ich trage dich einst als selige Braut
vor Gottvaters Traualtar."

Sie barg das Häubchen wohl vierzig Jahr,
dachte noch an Mütterlein;
„ach Häubchen, du liebstes Häubchen mein,
wir stehen wohl nie vorm Altar."

Das Herz ward ihr so weit und schwer,
feierlich war ihr Gang,
so trat sie zur Truhe und suchte lang,
da war nicht ein Fädchen mehr.

Arne saß da, als kämen die Töne fern von der Halde her. Er ging zu Knut hinauf. „Hast du eine Mutter?“ fragte er. — „Nein.“ — „Aber einen Vater?“ — „Ach nein, einen Vater auch nicht.“ — „Sind sie schon lange tot?“ — „Ja, schon sehr lange.“ —

„Du hast wohl nicht viele, die dich lieb haben?“ — „Nein, nicht arg viele.“ — „Hast du denn jemanden hier?“ — „Nein, hier habe ich keinen.“ — „Aber in deiner Heimat?“ — „Nein, da auch nicht.“ — „Hast du denn gar keinen, der dich lieb hat?“ —

„Nein, gar keinen.“

Aber Arne ging von ihm und hatte seine Mutter so lieb, als ob ihm sein Herz zerspringen sollte, und es war ihm, als ob es plötzlich über ihm leuchtete.

Himmlischer Vater, dachte er, du hast sie mir gegeben, und mit ihr so unsagbar viel Liebe, und ich lasse sie achtlos liegen, — und einmal später, wenn ich sie haben will, dann ist sie vielleicht nicht mehr! Er mußte hin zu ihr, mußte sie wenigstens sehen. Aber auf dem Wege fiel es ihm mit einem Male schwer auf die Seele: Nun wirst du vielleicht, weil du sie nicht genug schätzt, bald dadurch bestraft, daß du sie verlierst. — Er blieb stehen, wo er

grade war; allmächtiger Gott, was sollte dann aus ihm werden?

Ihm war, als müsse grade jetzt, in diesem Augenblick, zu Hause ein Unglück geschehen; er lief in großen Sprüngen nach Hause, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, und die Füße berührten kaum den Boden. Er riß die Haustür auf; doch da drinnen war es wie Ruhe in der Luft.

Er machte leise die Stubentür auf. Die Mutter war zu Bett gegangen, der Mond schien voll auf ihr Gesicht; sie lag und schlief wie ein Kind.

Siebentes Kapitel

Einige Tage drauf beschlossen Mutter und Sohn, die seitdem inniger zusammen gelebt hatten, eine Hochzeit bei Verwandten auf einem der Nachbargehöfte mitzumachen. Seit ihrer Mädchenzeit war die Mutter auf keinem Fest mehr gewesen.

Sie kannten die meisten der Gäste nur bei Namen, und Arne fand es besonders so merkwürdig, daß man ihm überall, wo er ging, nachblickte.

Einmal im Flur hatte man etwas hinter ihm her gesagt; er war nicht ganz sicher; aber er glaubte, es aufgefangen zu haben, und jeder Bluttropfen geriet ihm in Wallung, jedesmal, wenn ihm das wieder einfiel.

Dem Mann, der es gesagt hatte, ging er von da an unablässlich nach und beobachtete ihn, und

zuletzt setzte er sich neben ihn. Aber als er an den Tisch trat, schien es ihm, als gäbe man dem Gespräch schnell eine andere Wendung.

„Nun paßt mal auf, jetzt werde ich euch aber 'ne Geschichte erzählen, die deutlich zeigt, wie nichts so fein gesponnen ist, es kommt doch an die Sonnen," sagte der Mann, und Arne kam es vor, als sähe er ihn dabei an. Der Mann sah garstig aus, hatte dünne, rote Haare um eine hohe, gewölbte Stirn. Darunter ein paar kleine Schlitzaugen und eine kleine Klumpnase; aber der Mund war sehr groß, und die wulstigen Lippen waren weißlich. Wenn er lachte, sah man beide Kiefer. Seine Hände lagen auf dem Tisch, sie waren plump und groß, aber das Handgelenk war dünn. Er blickte scharf und sprach schnell, aber sehr angestrengt; die Leute nannten ihn das „Schandmaul", und Arne wußte, daß Nils Schneider ihm in alten Tagen oft übel mitgespielt hatte.

„Ja, ja, 's gibt viel Sünde in dieser Welt; oft sitzt sie einem näher, als man glaubt. — — Nun ja, gleichviel; jetzt sollt ihr von einer garstigen Tat zu hören kriegen. Die älteren unter uns wissen wohl noch vom Alf, dem Ränzel-Alf. „Komme schon wieder," sagte er immer; die Redensart stammt von ihm; jedesmal, wenn er einen Handel abgeschlossen hatte, — und der Kerl verstand zu handeln! — schmiß er sein Ränzel über den Rücken und rief: „Komme schon wieder".

16*

'n Teufelskerl, 'n Prachtkerl, 'n Hauptkerl war das, der Alf, der Ränzel-Alf.

Na ja, da kam die Geschichte mit ihm und dem großen Faulpelz. Der Faulpelz — ja, ihr kennt doch den Kerl, was? — groß war er und faul war er auch. Der hatte sich in ein kohlrabenschwarzes Pferd vergafft, mit dem der Ränzel-Alf einhergaloppiert kam; das hopste umher wie 'n Grashupper, und eh' der große Faulpelz sich's versah, hatte er fünfzig Taler für den Gaul gegeben. Der Faulpelz schleunigst auf ein Karjol gesprungen, so lang wie er war, um mit dem Fünfzigtalerpferd zu protzen; aber er mochte peitschen und fluchen, so viel er wollte, bis der ganze Hof eine einzige Staubwolke war, — — der Gaul rannte beharrlich gegen alle Türen und Wände, die es nur gab, denn er war stockblind! Von Stund' an lagen sich die beiden überall in der Bygde in den Haaren, des Gaules wegen, wie zwei wütende Köter. Der Faulpelz wollte sein Geld wieder haben; aber meint ihr, er hätte auch nur einen roten Heller zurückgekriegt? Der Ränzel-Alf verhaute ihn so, daß die Borsten stoben. „Komme schon wieder," sagte Alf. — Ein Teufelskerl war er, der Alf, 'n Prachtkerl, 'n Hauptkerl, der Ränzel-Alf!

Na, endlich kam er aber Jahre lang durchaus nicht wieder:

Etwa zehn Jahre mochten verstrichen sein, da wurde am Kirchberg eines Tages ausgerufen, daß er sich einfinden müsse; denn es war ihm eine

riesige Erbschaft zugefallen. Der Faulpelz stand dabei. „Hab' ich's nicht gewußt?" sagte er, „was nach dem Ränzel-Alf sucht, mußte Geld sein, nicht Leute."

Nun sprach man hin und her über den Alf, und so lange wurde geschwatzt, bis man glücklich heraus hatte, man habe ihn zuletzt diesseits des Rörenberges gesehen, und nicht jenseits. Ja, ihr kennt wohl noch den Weg über den Rören, den alten Weg?

Der große Faulpelz war aber inzwischen zu Macht und Herrlichkeit gekommen mit Hof und Haus und allem Möglichen. Außerdem hatte er sich auf die Gottesfurcht verlegt, und das wußte ein jeder, daß der nicht um nichts und wieder nichts fromm wurde, der, — frommer als andere, nee. Man fing an, sich allerlei zuzuraunen.

Es war damals, als man den neuen Weg über den Rören anlegte; die Alten hatten es so an sich gehabt, daß sie am liebsten gradeaus wollten, und darum ging der Weg direkt über den Rören; wir dagegen wollen es lieber hübsch eben haben, und darum geht jetzt der Weg am Fluß entlang. Nun wurde gesprengt und gewirtschaftet, als ob der ganze Rören 'runter sollte. Oft fuhren auch Wegbauleute da umher. Aber am häufigsten der Herr Amtmann, denn der Herr Amtmann hat ja doppelt freie Fahrt. Und wie sie da nun eines Tages im Geröll umhergruben und einer grade einen Stein aufheben wollte, kriegte er auf einmal statt des

Steines eine Hand zu packen, die aus dem Steinhaufen hervorragte, und so stark war diese Hand, daß der, der sie ergriffen hatte, mit ihr zurücktaumelte. Und wer war der Mann? Der große Faulpelz. — Der Vogt war in der Nähe; er wurde herbeigeholt, und nun grub man die Gebeine eines ganzen Menschen heraus. Der Doktor wurde auch geholt, und der setzte das Gerippe so kunstfertig zusammen, daß nur das Fleisch fehlte. Aber die Leute behaupteten, das Gerippe habe ganz die Größe vom Ränzel-Alf. „Komme schon wieder," sagte Alf.

Dem einen und dem anderen kam es sonderbar vor, daß eine tote Hand einen Kerl wie den großen Faulpelz so mir nichts dir nichts umschmeißen konnte, trotzdem sie doch gar nicht schlug. Der Vogt drang ohne viel Fisimatentchen auf ihn ein — versteht sich, ohne daß jemand es hörte. Aber da fing der Faulpelz so zu fluchen an, daß es dem Vogt schwarz vor den Augen wurde. „Nun gut," sagte der Vogt, „bist du's nicht gewesen, dann bist du wohl der rechte Mann dazu, heut nacht mit dem Gerippe zusammenzuliegen, was?" „Ei, das wollt' ich meinen," antwortete der Faulpelz. Und nun band der Doktor das Gerippe in den Gelenken zusammen und legte es in das eine Bett in der Baracke; in das andere sollte sich der Faulpelz legen. Aber draußen dicht an der Wand lag in seinen Mantel gehüllt der Vogt. — Als es dunkel wurde und der Faulpelz zu seinem Schlafkameraden hineinsollte, war es, als ob die Tür sich von selbst hinter

ihm schlösse, und er stand im Finstern da. Nun fing der Faulpelz an, Choräle zu singen; denn er hatte eine starke Stimme. „Warum singst du denn?“ fragte der Vogt draußen an der Wand. „Wer weiß, ob er kirchlich begraben ist,“ antwortete der Faulpelz. Dann fing er zu beten an, so laut er nur konnte. „Warum betest du denn?“ fragte der Vogt draußen. „Er ist doch sicherlich ein arger Sünder gewesen,“ antwortete der Faulpelz. Nun war es eine ganze Weile still, und der Vogt war schon nahe am Einschlafen. Plötzlich schrie es drinnen, daß die Hütte erbebte: „Komme schon wieder.“ — Ein Höllenspektakel und Rumoren erhob sich: „Her mit meinen fünfzig Talern!“ brüllte der Faulpelz, und dann schrie es und klapperte es; der Vogt stieß die Tür auf, Leute stürzten mit Stangen und Windlichtern herbei, und da lag der Faulpelz mitten in der Stube auf dem Boden und über ihm das Gerippe. —

Es war ganz still am Tisch. Endlich sagte einer, der seine Pfeife grade anzünden wollte: „Er ist ja an dem Tag verrückt geworden, nicht wahr?“ — Freilich. —

Arne fühlte, daß alle ihn ansahen, und war daher unfähig, die Augen zu erheben. „Wie ich gesagt habe,“ nahm der erstere wieder das Wort, „nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.“ —

„Und ich will euch jetzt was von einem Sohn erzählen, der seinen eigenen Vater schlug,“ sagte

ein dicker, blonder Mann mit rundem Gesicht. Arne wußte kaum, wo er war.

„Es war einmal ein Raufbold aus einer angesehenen Familie in Hardanger; der hatte schon manchen untergekriegt. Er lag mit seinem Vater im Streit wegen des Altenteils, und so kam es, daß der Mann weder im noch außer dem Hause Frieden hatte.

Dadurch wurde er selbst immer schlimmer, und der Vater stellte ihm nach.

„Ich lasse mir von keinem Menschen was sagen," sagte der Sohn. „Aber von mir, so lang' ich lebe," antwortete der Vater. „Schweig, oder ich hau' dir eine 'runter." — „Ja, wag' es nur, dann soll's dir auf dieser Welt nimmermehr gut gehen," antwortete der Vater und stand auch auf. — „Meinst du?" — Und der Sohn warf sich auf ihn und schmiß ihn zu Boden. Aber der Vater wehrte sich nicht, sondern kreuzte nur die Arme und ließ ihn machen, was er wollte.

Der Sohn schlug ihn, packte ihn und schleppte ihn zur Tür: „Ich will Hausfrieden haben!" Aber als sie bis an die Tür gekommen waren, richtete der Vater sich auf. „Nicht weiter als bis zur Tür," sagte er. „So weit habe ich meinen Vater auch geschleift." Doch der Sohn achtete nicht darauf und zerrte den Kopf über die Schwelle. „Nicht weiter als bis zur Tür!" sage ich. Der Alte sprang auf, warf den Sohn vor seine Füße und züchtigte ihn, wie einen Buben.

„Pfui, wie abscheulich!“ sagten mehrere. „Hand an seinen Vater zu legen,“ meinte Arne einen sagen zu hören. Aber ganz sicher war er nicht.

„Nun will ich euch etwas erzählen,“ sagte Arne. Totenblaß stand er auf und wußte gar nicht, was er sagen wollte. Er sah nur die Worte wie große Schneeflocken um ihn her wirbeln; „es geht ganz aufs Geratewohl,“ und er fing an:

„Ein Troll begegnete einmal einem Jungen, der weinend einherging. „Vor wem fürchtest du dich am meisten,“ sagte der Troll, „vor dir selbst oder vor anderen?“ Aber der Junge weinte, weil er in der Nacht geträumt hatte, er habe seinen bösen Vater erschlagen, und darum antwortete er: „Ich fürchte mich am meisten vor mir selbst.“ — „Von nun an sollst du Frieden mit dir selbst haben und nicht mehr weinen; denn von jetzt an sollst du nur noch mit anderen im Krieg liegen.“ Und damit zog der Troll seines Weges. Aber der erste, dem der Bursch begegnete, lachte ihn aus, drum mußte der Bursch ihn auch auslachen. Der zweite, der ihm begegnete, schlug ihn. Der Bursch mußte sich verteidigen und schlug wieder. Der dritte, der ihm begegnete, wollte ihn umbringen; drum blieb dem Burschen nichts anderes übrig, als ihn selbst umzubringen. Aber alle Leute redeten Böses von ihm, und darum wußte auch er nichts anderes als Böses von ihnen zu reden. Sie verschlossen ihre Türen und ihre Schränke vor ihm, so daß er alles, was er brauchte, stehlen mußte, ja sogar

seine Nachtruhe mußte er sich stehlen. Da er also nichts Gutes tun durfte, mußte er immerzu Böses tun. Da sagte die Gemeinde: Den Bengel müssen wir los werden; der ist zu schlecht. Und eines schönen Tages schafften sie ihn aus dem Wege. Aber der Junge wußte durchaus nicht, daß er etwas Böses getan hatte, und deshalb kam er nach dem Tode grades Weges zu Gott hinein. Da saß auf einer Bank der Vater, den er gar nicht umgebracht hatte, und gegenüber auf einer anderen Bank saßen alle die, die ihn gezwungen hatten, Böses zu tun. „Vor welcher Bank fürchtest du dich?“ fragte der liebe Gott, und der Junge zeigte auf die lange. „Nun, so setz dich zu deinem Vater,“ sagte Gott, und der Junge wollte es tun. Da stürzte der Vater mit einer klaffenden Wunde im Nacken von der Bank herab. Auf seinem Platz sah der Bursch sein eigen Spiegelbild mit totenblassem, von Reue verzerrtem Gesicht; noch ein anderes, mit aufgedunsenem Säufergesicht und schlotterndem Körper; und noch eins mit wahnsinnigem Gesicht, zerrissenen Kleidern und fürchterlichem Lachen. „So hätte es dir auch ergehen können,“ sagte der liebe Gott. — „Ach, wär's möglich,“ sagte der Knabe und griff nach dem Saum von Gottes Gewand. Da fielen die beiden Bänke vom Himmel herunter, und nur der Knabe allein stand bei Gott und lachte. „Denk daran, wenn du aufwachst,“ sagte Gott, — und in demselben Augenblick erwachte der Junge. Aber der Junge, der all das geträumt hat, bin ich,

und die, die ihn in Versuchung führen, dadurch, daß sie Böses von ihm glauben, das seid ihr. Vor mir selbst ist mir nicht mehr bange; aber vor euch ist mir bange. Hetzt nicht das Böse in mich hinein; denn ich bin nicht so sicher, ob ich einst Gottes Gewand ergreifen kann."

Damit stürzte er hinaus, und die Männer blickten einander an.

Achtes Kapitel

Es war am Tage drauf in der Scheune desselben Hofes. Arne war zum erstenmal in seinem Leben betrunken gewesen, war infolgedessen krank geworden und hatte die Nacht und fast den ganzen Tag oben in der Scheune gelegen. Jetzt saß er aufrecht, stützte sich auf die Ellenbogen und führte folgendes Selbstgespräch:

— — Alles, was ich anfasse, wird zu Feigheit: Daß ich als Junge nicht durchbrannte, war Feigheit; daß ich mehr auf den Vater hörte wie auf die Mutter, war Feigheit; daß ich ihm die garstigen Lieder vorsang, war Feigheit. Das Vieh hab' ich gehütet, nur aus Feigheit; — zu lesen hab' ich angefangen — ach ja, auch nur aus Feigheit: ich wollte mich bloß vor mir selbst verkriechen. Daß ich als erwachsener Mensch der Mutter nicht gegen den Vater beistand — Feigheit; daß ich ihn in jener Nacht nicht — hu! — Feigheit! Ich hätte

wahrscheinlich gewartet, bis er sie umgebracht hätte; — — nachher konnte ich's zu Haus nicht aushalten — Feigheit; aber davonlaufen tat ich auch nicht — Feigheit; ich tat überhaupt nichts, nur das Vieh hüten, das tat ich — aus Feigheit. Freilich hatte ich der Mutter versprochen, zu bleiben; aber ich wäre schon feig genug gewesen, den Schwur zu brechen, wenn ich nicht zu feig gewesen wäre, um unter die Leute zu gehen. Denn ich habe Angst vor den Leuten, hauptsächlich wohl, weil ich glaube, daß sie sehen, wie garstig ich bin. Aber weil ich Angst vor ihnen habe, rede ich Böses von ihnen — verdammte Feigheit! Lieder mache ich — auch aus Feigheit. Ich wage nicht, über meine eigenen Dinge nachzudenken, und schwenke darum ab in andere Dinge, — und das nennt man dichten!

Am liebsten hätt' ich mich hinsetzen mögen und weinen, bis die Hügel zu Wasser zerfließen; aber statt dessen sage ich nur: „Still, still," und lulle mich in Nichtstun ein. Und selbst meine Verse sind feig; denn wären sie mutig, dann wären sie besser. Ich habe Angst vor starken Gedanken, Angst vor allem Starken; und wenn ich mal in etwas Starkes hinein komme, ist's aus Wut, und Wut ist Feigheit. Ich bin klüger, tüchtiger, belesener, als ich aussehe. Ich bin besser, als mein eigen Geschwätz mich macht; aber aus Feigheit wage ich nicht, zu sein, wie ich bin. Pfui, und Branntwein habe ich gesoffen, auch aus Feigheit, ich wollte den Schmerz betäuben! — Pfui! Weh tat's, aber ich

trank, trank trotzdem; trank meines Vaters Herzblut; aber ich trank doch! Meine Feigheit ist nämlich ganz grenzenlos; aber das Feigste von allem ist doch, daß ich hier sitze und mir alles das vorsage.

.... Mich töten? Prost Mahlzeit! Bin zu feig dazu. Und außerdem glaube ich an Gott, — ja, an Gott glaube ich. Ich möchte gerne zu ihm hin; aber die Feigheit hält mich davon ab. 's wär' ein zu großer Umzug, und um so was drückt sich ein Feigling gern. Aber wenn ich's nun versuchte, so gut ich kann? Allmächtiger! Wenn ich versuchte? Mich kurieren, so gut mein Milchsuppenleben es eben verträgt, denn ich hab' überhaupt keine Knochen mehr im Leibe, nicht mal Knorpeln, nur was Flüssiges, Wabbeliges. — Wenn ich's versuchte — mit guten, milden Büchern, — hab' Angst vor den starken —; mit schönen Märchen und Sagen, und allem, was sanft ist, — und dann jeden Sonntag eine Predigt und jeden Abend ein Gebet. Und ordentliche Arbeit, so daß die Religion Ackerland bekäme, denn in Faulheit kann sie nicht säen. Wenn ich versuchte; o du lieber, gütiger Gott meiner Kindheit, wenn ich's versuchte!

Doch da öffnete jemand die Scheunentür und stürzte, totenblaß im Gesicht, obwohl der Schweiß heruntertropfte, durch den Raum; und das war die Mutter. Es war schon der zweite Tag, daß sie ihren Jungen suchte. Sie rief ihn beim Namen, hielt aber nicht inne, um zu lauschen, sie rief nur und stöberte umher, bis er hinten aus dem Heu-

haufen, wo er lag, Antwort gab. Da stieß sie einen lauten Schrei aus, hüpfte, leichtfüßig wie ein Knabe, in den Heuhaufen hinein und warf sich über ihn: —

„— Arne, Arne, hier bist du? Endlich habe ich dich; seit gestern habe ich gesucht, die ganze Nacht durch habe ich gesucht! Mein Junge, mein armer Junge! Ich hab's gesehen, wie schlecht sie alle zu dir waren! Ich hätte so gerne mit dir geredet und dich getröstet; aber ich darf ja nie mit dir reden! — — Arne, ich hab' gesehen, daß du getrunken hast! Ach Gott, allmächtiger Gott! Laß mich das nie, nie wieder sehen!" — Es dauerte lange, ehe sie weiter sprechen konnte. „Gott helfe dir, mein Kind, mein Junge, ich hab' gesehen, daß du getrunken hast! — Du warst mir auf einmal verschwunden, betrunken und von Leid überwältigt, wie du warst, und dann lief ich in allen Häusern umher; weit draußen auf dem Felde war ich; aber ich fand dich nicht; in jedem Busch habe ich gesucht; alle Leute habe ich gefragt; auch hier bin ich gewesen; aber du antwortetest mir nicht — Arne, Arne! auch am Fluß bin ich entlang gegangen; aber der schien mir nirgends tief genug — —" Sie drückte sich dicht an ihn.

„Da wurde mir auf einmal wohl ums Herz: Du warst natürlich heimgegangen, und ich lief nach Haus, machte den Weg gewiß in einer Viertelstunde; ich öffnete die Tür und suchte in allen Stuben und allen Ecken, und da fiel mir ein, daß ich ja selbst den Schlüssel hatte; du konntest also

nicht drin sein. — Arne! Heute nacht hab' ich den ganzen Weg entlang gesucht auf beiden Seiten; an die Kampenschlucht wagte ich mich aber nicht! — Ich weiß nicht, wie ich hierher gekommen bin; keiner hat mir's gesagt; aber der liebe Gott hat mir eingegeben, daß du hier wärest!"

Er versuchte, sie in ihrer Aufregung zu beruhigen. „Arne, aber du trinkst doch nie, nie wieder Branntwein, nicht wahr?" — „Nein, darauf kannst du dich verlassen." — „Sie waren gewiß schlecht zu dir, nicht? Waren sie schlecht zu dir?" — „Ach nein. Ich war nur feig." Er legte Nachdruck auf das Wort. — „Ich kann gar nicht begreifen, wie jemand schlecht zu dir sein kann. Was haben sie dir denn getan? Nie willst du mir was erzählen." Und sie fing wieder an zu weinen. — „Du erzählst mir ja auch nie was," sagte Arne sanft. — „Aber du trägst doch die größte Schuld, Arne; ich bin so ins Stummsein hineingekommen, siehst du, von Vater her, und da hättest du mir eben ein bißchen auf den Weg helfen sollen; Herrgott, wir beiden, wir haben doch nichts als uns; und wir haben so viel zusammen ausgestanden. — „Wir wollen mal sehen, ob's damit nicht besser werden kann," flüsterte Arne. — — —

„Nächsten Sonntag lese ich dir die Predigt vor." — „Ach, Gott segne dich dafür."

„— Du, Arne!" — „Ja?" — „Ich hab' etwas auf dem Herzen, was ich dir sagen möchte." — „Sag's nur, Mutter." — „Ich trage an einer

großen Sünde wider dich; ich habe etwas Unrechtes getan." — „Du, Mutter?" Und das rührte ihn so, daß seine herzensgute, so unendlich geduldige Mutter sich einer Sünde gegen ihn anklagen wollte, gegen ihn, der ihr doch nie etwas wirklich Gutes getan hatte, daß er sie umarmte und streichelte und in Tränen ausbrach. — „Ja, ganz sicher; aber ich konnte eben nicht anders." — „Ach, du hast nie ein Unrecht gegen mich begangen." — „Doch, ganz sicher; — aber Gott weiß es: es war nur, weil ich dich so sehr lieb hatte. Du mußt mir verzeihen, hörst du?" — „Ja, ich verzeihe dir." — „Und dann möchte ich's dir lieber ein andermal sagen; — aber du mußt mir auch wirklich verzeihen!" — „Ja, Mutter, ja!" — „Siehst du, darum ist es mir wohl immer so schwer geworden, mit dir zu reden; weil ich gegen dich gesündigt habe." — „Herrgott! Mutter, sprich doch nicht so!" — „Jetzt bin ich froh, daß ich wenigstens das von der Seele 'runter habe." — „Wir wollen mehr miteinander sprechen, wir zwei, nicht?" — „Ja, das wollen wir, — und dann liest du mir ja die Predigt vor, nicht wahr?" — „Ja, das tue ich." — „Mein armer Junge, Gott segne dich." — „Jetzt gehen wir am liebsten heim, nicht wahr?" — „Ja, heim." — „Du siehst dich ja so um, Mutter?" — „Ja, hier in der Scheune hat einst dein Vater gelegen und geweint." — „Vater?" fragte Arne und erblaßte. — „Der arme Nils! Es war an dem Tage, als du zur Taufe getragen wurdest." — —

„Du siehst dich ja so um, Arne?"

Neuntes Kapitel

Von jenem Tage an, da Arne so recht von Herzen versuchte, inniger mit seiner Mutter zusammenzuleben, wurde auch sein Verhältnis zu den Leuten ein anderes. Er sah sie mehr mit den milden Augen der Mutter an. Doch oft genug wurde es ihm schwer, seinem Vorsatz getreu zu bleiben; denn für das, was er im tiefsten Innern dachte, hatte die Mutter nicht immer Verständnis, — und hier ist ein Lied aus jener Zeit:

„Es war solch ein köstlicher Sommertag,
schier wollt' mich die Enge erdrücken,
ich schlenderte träumend im lauschigen Hag
und warf mich vergnügt auf den Rücken;
doch die Mücke stach und die Wespe surrt,
und die Ameise kroch und die Bremse burrt."

„Arne, mein Junge, willst du nicht bei dem schönen Wetter ein bißchen hinaus?" sagte die Mutter, die auf der Diele saß und sang.

„Es war solch ein köstlicher Sommertag,
schier wollt' mich die Enge erdrücken,
ich ging auf die Wiese in vollem Behag,
lag singend im Gras auf dem Rücken.
Da kamen Schlangen, drei Ellen lang,
die wollten sich sonnen — hei, wie ich da sprang."

„Bei dem herrlichen Wetter kann man gut barfuß gehen," sagte die Mutter und zog ihre Socken aus.

„Es war solch ein köstlicher Sommertag,
schier wollt' mich die Enge erdrücken,
ich stieg in das Boot, das am Strande lag,
und legte mich faul auf den Rücken.
Doch da hat mir die Sonne die Nase verbrannt,
„das ist doch zu toll" — und ich rudert' an Land."

„Feines Heuwetter," sagte die Mutter und fuhr mit dem Rechen ins Heu.

„Es war solch ein köstlicher Sommertag,
schier wollt' mich die Enge erdrücken,
hoch oben im schattigen Baum ich lag,
das soll mich doch endlich erquicken.
Da purzelt 'ne Raupe mir aufs Gesicht,
zum Teufel, du kriechendes Wurmgezücht."

„Ja, gehen die Kühe heut nicht durch, dann gehen sie überhaupt nicht durch," sagte die Mutter und stierte nach der Halde hinauf.

„Es war solch ein köstlicher Sommertag,
schier wollt' mich die Enge erdrücken,
zum Wasserfall lief ich, so schnell ich vermag,
dort mag mich die Ruhe beglücken.
Doch ich, ich ertrank und die Sonne, die lacht,
nun weiß ich nicht mehr, wer dies Lied gemacht."

„Nur noch drei solche Tage und alles ist unter Dach," sagte die Mutter und ging, sein Bett zu machen.

Trotzdem wurde ihm das Zusammenleben mit der Mutter mit jedem Tage eine größere Herzensfreude. Das was sie nicht verstand, stand ebensogut im Verhältnis zu ihm, wie das, was sie verstand.

Denn just, weil sie es nicht verstand, durchdachte er es um so gründlicher, und sie selbst wurde ihm dadurch, daß er an allen Seiten ihre Begrenzung sah, nur um so lieber. Ja, sie wurde ihm unendlich lieb.

Arne hatte sich als Kind wenig aus Märchen gemacht. Jetzt, als erwachsener Mensch, sehnte er sich nach Märchen, und die Märchen hatten Volkssagen und Heldenlieder im Gefolge. Ein seltsames Sehnen ergriff seine Seele; er trieb sich oft allein umher, und gar manche Stelle draußen in der Natur, auf die er früher kaum geachtet hatte, schien ihm auf einmal so schön. Damals, als er zum Konfirmandenunterricht ging, hatten er und seine Kameraden oft an einem großen See unterhalb des Pfarrhauses gespielt, der Schwarzesee genannt, weil sein Wasser so tief und dunkel war. Dieser See fiel ihm jetzt wieder ein, und eines Abends zog er dort hinauf.

Er setzte sich unter einen Busch nahe dem Pfarrhaus; dieses lag an einem sehr steilen Abhang, der weiter hinauf zu einer hohen Felswand wurde; ebenso war's am andern Ufer, und daher warfen sich von beiden Seiten mächtige Schlagschatten über den See hin; nur in der Mitte war ein Streifchen Wasser schön silberglitzernd. Alles lag in tiefer Ruhe; die Sonne neigte sich dem Untergange zu; fernes Herdengeläute klang vom anderen Ufer herüber; sonst war alles still. Arne schaute nicht geradeaus, sondern hinunter auf den

Grund des Sees, über den die Sonne jetzt kurz vor dem Sinken glühende Strahlen gebrochenen Rots hingesprengt hatte. Dort drinnen bogen die Berge ein wenig auseinander, und ein langgezogenes niedrig liegendes Tal lag dazwischen, gegen das die Wellen anschlugen. Doch es sah aus, als ob die Berge langsam ineinander hinüber flössen, um das dazwischenliegende Tal wie in einer Schaukel zu wiegen. Gehöft an Gehöft lag das Tal hinauf; Rauch wirbelte auf und verschwand; die Wiesen lagen grün und dampfend; Boote, mit Heu beladen, legten an. Er sah Leute hin und her gehen, aber er konnte keinen Ton hören. Von dort schweiften seine Augen weiter den Strand entlang, bis dahin, wo nur Gottes dunkler Wald emporstieg. Durch den Wald und am See entlang hatte der Mensch sich wie mit einem Finger einen Weg gezogen; denn man sah einen Staubstreifen sich gleichmäßig hindurchschlängeln. Diesen verfolgte er mit den Augen bis zu dem Punkt, der seinem Plätzchen gegenüber lag; dort hörte der Wald auf; die Berge gewährten etwas mehr Raum, und sofort lag da Hof an Hof. Hier waren die Häuser noch größer, als im Talgrunde, rot gemalt und mit höheren Fenstern, die in der Sonne glitzerten. Die Halden dort lagen im vollen Sonnenlichte; man konnte deutlich selbst das kleinste der spielenden Kinder sehen. Am Wasser lag trockner Sand, schimmernd weiß, und im Sande hüpften Kinder mit ihren Hündchen umher. Doch mit einem Male lag alles

schwer und sonnenverlassen da, die Häuser dunkelrot, die Wiesen schwarzgrün, der Sand grauweiß, die Kinder wie kleine Klümpchen; eine Nebelwand war über den Bergen aufgestiegen und hatte die Sonne verdunkelt. Arnes Augen flüchteten ins Wasser hinab, doch dort fand er alles wieder. Die Felder wogten, der Wald trat stumm heran, die Häuser schauten vor sich nieder, die Türen waren offen, und Kinder gingen aus und ein. Märchen und kindische Vorstellungen kamen angeschwommen, wie Fischlein nach der Angel, huschten weg, kamen wieder, umspielten die Angel, aber schnappten nicht zu.

„Hier können wir uns hinsetzen, bis die Mutter nachkommt; einmal wird doch die Pastorsche endlich fertig werden." — Arne schrak auf. Dicht hinter ihm hatte sich jemand gesetzt. „Aber ich könnte doch ganz gut nur noch die eine einzige Nacht hier bleiben," sagte eine flehende Stimme, die mit dem Weinen kämpfte; sie mußte einem halberwachsenen Mädchen gehören. „Hör doch auf mit dem dummen Geplärre; es ist wirklich garstig von dir, zu weinen, weil du nach Haus zu deiner Mutter sollst." Es war eine sanfte Stimme, die langsam sprach und einem Manne gehörte. „Darüber wein' ich ja gar nicht." — „Worüber weinst du denn?" — „Weil ich nicht länger mit Mathilde zusammen sein darf." —

So hieß die einzige Tochter des Pastors, und nun fiel Arne ein, daß ein Bauernmädchen mit

ihr zusammen aufgewachsen war. „Ewig konnte es ja doch nicht dauern.“ — „Ja, aber nur noch einen einzigen Tag!“ Und sie heulte. — „Es ist das allerbeste für dich, daß du jetzt nach Haus kommst; — wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist.“ — „Wie so denn zu spät? Nein, aber so was.“ — „Du bist zum Bauernmädel geboren und sollst ein Bauernmädel bleiben; wir sind nicht reich genug, um uns eine Zierpuppe zu halten.“ — „Ich kann doch ebensogut ein Bauernmädel bleiben, ob ich nun hier bleibe oder nicht.“ — „Davon verstehst du nichts, Kind.“ — „Ich habe doch immer Bauernkleider getragen.“ — „Die machen's nicht aus.“ — „Und spinnen kann ich auch, und weben und kochen.“ — „Darin liegt's auch nicht.“ — „Ich kann doch genau so sprechen, wie du und Mutter.“ — „Auch das ist's nicht.“ — „Na, dann weiß ich nicht, was es ist,“ sagte das Mädchen und lachte. — „Das wird sich schon zeigen; übrigens fürchte ich, du hast dir schon jetzt viel zu viele Gedanken in den Kopf gesetzt.“ — „Gedanken, Gedanken! Das sagst du immer. Ich habe überhaupt keine Gedanken,“ — und sie weinte wieder. — „Ach was; du bist ein Windbeutel; weiter nichts.“ — „Das hat der Herr Pastor nie gesagt.“ — „Nein, aber jetzt sage ich's.“ — „Windbeutel? — So was! Ich will aber kein Windbeutel sein.“ — „Was willst du denn sein?“ — „Was ich sein will? So was! Gar nichts will ich sein.“ — „Gut, denn sei gar nichts.“ — Jetzt lachte das Mädchen. Nach einer

Weile sagte sie ernsthaft: „Es ist abscheulich von dir, daß du mich ein Nichts nennst." — „Mein Gott, du hast es doch aber selbst gewollt!" — „Ich will aber nicht ‚Nichts' sein." — „Gut, dann sei Alles." — Das Mädchen lachte. Nach einer Weile wieder mit betrübter Stimme: „So zum Narren gehabt hat mich der Herr Pastor nie." — „Nein, er hat dich nur zum Narren gemacht." — „Der Herr Pastor? Ach du bist nie so lieb zu mir gewesen, wie der Herr Pastor." — „Das wär' auch noch besser." — „Saure Milch kann nie süß werden." — „Doch, wenn man sie zu Käse kocht." — Da platzte das Mädchen heraus vor Lachen. — „Da kommt deine Mutter." — Und nun wurde sie wieder ernsthaft.

„So ein redseliges Frauenzimmer wie die Pastorsche hab' ich mein Lebtag nicht getroffen," gellte eine scharfe, geläufige Stimme. „Nun aber schnell, Baard*), mach das Boot klar. Die Pastorsche hat gesagt, ich soll aufpassen, daß die Eli immer trockene Füße hat. Da kannst du meiner Treu selbst drauf passen! Und jeden Morgen spazieren gehen, von wegen der Bleichsucht! Bleichsucht hin, Bleichsucht her! Steh auf, Baard, mach das Boot klar. Ach Gott, und ich muß heut abend noch den Teig anrühren! —" „Aber der Koffer ist ja noch nicht da," sagte er und blieb ruhig liegen. — „Der Koffer, der soll ja gar nicht mit; der soll bis zum nächsten Kirch-

*) Baard = Bord.

sonntag stehen bleiben. Eli, hör doch, steh auf! Nimm dein Bündel und komm! Komm doch nun endlich, Baard!" — Sie lief davon, und das Mädchen hinterher. „Komm doch; aber so komm doch nur," klang es von unten. „Hast du nachgesehen, ob der Schlüssel im Boot ist?" fragte Baard und blieb ruhig liegen. „Ja, der steckt ja drin." Und Arne hörte, wie sie ihn mit der Schöpfkelle festklopfte. „Aber so steh doch nur auf, Baard. Sollen wir vielleicht die ganze Nacht hier bleiben?" — „Ich warte auf den Koffer." — „Ach, du gerechte Güte; hab' ich dir denn nicht gesagt, der soll bis zum nächsten Kirchsonntag hier bleiben." — „Da kommt er ja," sagte Baard. Und man hörte Wagengerassel. — „Ich habe aber doch gesagt, er soll bis zum nächsten Kirchsonntag hier bleiben." — „Und ich habe gesagt, er soll mit." — Ohne weiteres lief die Frau nun an den Wagen, nahm Korb, Bündel und andere Kleinigkeiten und trug sie ins Boot hinunter. Dann stand endlich auch Baard auf, ging hinauf und trug den Koffer allein hinunter.

Aber hinter dem Wagen her kam ein Mädchen gelaufen, mit Strohhut und flatternden Haaren. Es war das Pfarrertöchterlein. „Eli, Eli," rief sie schon von weitem. „Mathilde, Mathilde," rief es zurück, und die andere flog ihr entgegen. Oben auf der Höhe trafen sie zusammen, fielen sich um den Hals und weinten. Nun nahm Mathilde etwas auf, was sie ins Gras niedergesetzt hatte. Es war ein Vogelbauer. „Du sollst meinen Narrifas mit-

nehmen. Mutter will es auch, du sollst ihn haben. Du sollst, und sollst ihn haben ... ganz sicher! — Und dann sollst du an mich denken — und furchtbar oft zu mir herüber ru—hu—hudern." — Und sie schluchzten beide herzbrechend. — „Eli! So komm doch, Eli! wo bleibst du denn nur?" klang es von unten. „Ich will aber mit," sagte Mathilde, „ich will mit hinüber und heute nacht bei dir schlafen!" — „Ja, ja, ja!" Und eng umschlungen liefen sie ans Ufer hinunter. Nach einer Weile sah Arne das Boot draußen auf dem Wasser. Eli stand mit dem Vogelbauer hoch aufgerichtet im Achtersteven und winkte, Mathilde saß einsam am Landungsplatz und weinte.

Dort blieb sie sitzen, solange das Boot auf dem Wasser war. Die Entfernung bis zu den roten Häusern hinüber war wie gesagt nur kurz, und Arne blieb auch sitzen. Auch er folgte dem Boot mit den Augen. Bald kam es in das Schwarze hinein, und er wartete, bis es anlegte; er sah alles sich im Wasser spiegeln; und im Wasser verfolgte er sie bis zu den Häusern hinauf, und zwar zu dem schönsten von allen. Die Mutter sah er zuerst hineingehen, dann den Vater mit dem Koffer, und zuletzt die Tochter, soweit er sie der Größe nach unterscheiden konnte. Nach einer Weile kam das Mädchen wieder heraus und setzte sich vor die Tür des Staburs, wahrscheinlich um noch einmal hinüberzusehen, da jetzt die Sonne gerade ihre letzten Strahlen hinüberwarf. Aber das Pfarrertöchterlein

war schon weg; nur Arne saß noch da und sah ihr Bild im Wasser. „Ob sie mich wohl sieht?“ — —

Er stand auf und ging; die Sonne war untergegangen, aber der Himmel war lichtblau und klar, so wie es der nordischen Sommernacht eigen. Dunstwölkchen von Wasser und Land krochen zu beiden Seiten an den Berghängen hinauf; aber die Gipfel lagen frei und schauten zueinander hinüber. Er stieg höher hinauf. Das Wasser wurde immer schwärzer und unergründlicher, es wurde gleichsam dichter. Das Tal dort drinnen im Grunde wurde kürzer und zog sich mehr nach dem Wasser hin; die Berge rückten dem Auge näher und verschmolzen in einen Klumpen; denn Sonnenlicht zerstreut. Der Himmel selbst kam tiefer herab, und alles wurde ruhig und traut.

Zehntes Kapitel

Liebe und Frauen begannen in seinen Gedanken zu spielen; die Heldenlieder und die alten Geschichten zeigten es ihm in einem Zauberspiegel, so wie das Bild des Mädchens im Wasser. In den starrte er immerfort hinein, und seit jenem Abend hatte er Lust bekommen, davon zu singen; denn seitdem war ihm das alles gleichsam näher gerückt. Und der Gedanke entschlüpfte ihm und kam zurück mit einem Liede, von dem er selbst nichts wußte; es war, als ob jemand anders es für ihn gemacht hätte:

Klein Benevil hüpfte mit lachendem Sinn
zum Liebsten hin.
Sie sang, daß es schallt übern Kirchenplatz:
„Grüß Gott, mein Schatz,"
und lustig mit ihr jubelten wohl Lerch', Fink und Spatz:
„Sankt Hans, Sankt Hans
bringt Lachen und Tanz,
doch nachher weiß ich nimmer, ob sie flicht ihren Kranz."

Sie flocht einen Kranz aus Blaublümelein:
„meine Äuglein fein."
Er nahm ihn, verwarf ihn und nahm ihn geschwind:
„Lebwohl, süßes Kind,"
und jubelt hell und sprengte durch die Felder wie der Wind.
„Sankt Hans, Sankt Hans usw."

Sie flocht einen andern und bot ihm den dar:
„mein goldenes Haar,"
sie flocht und sie bot ihm in seliger Stund'
„ihren roten Mund,"
er nahm ihn und besiegelte errötend ihren Bund.
„Sankt Hans, Sankt Hans usw."

Sie flocht einen weißen am Lilienband:
„meine rechte Hand,"
sie flocht einen andern wie blutroter Brand:
„meine linke Hand,"
er nahm sie alle beide hin, das Antlitz abgewandt.
„Sankt Hans, Sankt Hans usw."

Sie pflückte in Feld und Wald und Strand:
„alle die ich fand."
Sie pflückte und flocht und gab es ihm hin:
„sieh deinen Gewinn."
Er nahm es schweigend und er floh mit wildem Sinn.
„Sankt Hans, Sankt Hans usw."

Sie flocht einen großen ohn' Farbe und Glanz:
„mein Hochzeitskranz."
Die Finger erstarren, sie flicht immerfort:
„ach, eh er verdorrt,"
so schmück mein Haupt — doch er verschwand ohn' Gruß
und Abschiedswort.
„Sankt Hans, Sankt Hans usw."

Sie flocht am Brautkranz ohn' Unterlaß,
so traurig und blaß,
doch jetzt war es lange nach Sankte Hans,
die Felder öd und gestorben ganz,
sie fand keine Blumen und flocht doch den Kranz.
„Sankt Hans, Sankt Hans
bringt Lachen und Tanz,
doch nachher weiß ich nimmer, ob sie flicht ihren Kranz."

Es war die Wehmut in seiner Seele, die das erste Liebesbild, das über seine Seele dahinglitt, so dunkel machte. Ein doppeltes Sehnen: die Sehnsucht, jemanden lieb zu haben, und die, etwas Großes zu werden, schmolzen in eins zusammen. In jener Zeit arbeitete er wieder an dem Liede „Über die hohen Berge", änderte und sang und dachte still bei sich: „Einmal geht's doch hinaus; ich singe solange, bis ich den Mut finde." Er vergaß bei diesen Wandergedanken die Mutter durchaus nicht; er tröstete sich nämlich damit, daß er, sobald er in der Fremde festen Fuß gefaßt habe, sie holen und ihr dann ein Los bieten würde, wie er daheim nie daran denken konnte, sich oder ihr eins zu schaffen. Aber mitten in dieses mächtige Sehnen hinein spielte etwas Stilles, Frisches, Feines; das kam

und ging, verschwand und tauchte wieder auf, haschte und floh, und träumerisch, wie er geworden war, war er, ohne es selbst recht zu wissen, ganz in der Gewalt dieser unwillkürlichen Gedanken.

In der Bygde lebte ein munterer Mann, der Einar Aasen hieß; als er zwanzig Jahre war, hatte er das Bein gebrochen; seitdem ging er an der Krücke, aber wo er mit seiner Krücke hinkam, gab's immer Leben und Lustigkeit. Der Mann war reich; ein großer Nußbaumwald lag auf seinem Besitz, und jedes Jahr, an einem der schönsten sonnigsten Herbsttage, pflegte sich eine Schar lustiger Mädchen bei ihm zu versammeln, um Nüsse zu pflücken. Da gab's den ganzen Tag lang reichliche Bewirtung und am Abend Tanz. Bei den meisten dieser Mädchen hatte er Gevatter gestanden; denn er war bei der halben Bygde Gevatter; alle Kinder nannten ihn Pate, und mit ihnen alt und jung.

Der Pate und Arne waren gute Bekannte, und der Pate mochte ihn um seiner Lieder willen wohl leiden. Nun lud er ihn ein, das Nußfest mitzumachen. Arne wurde rot und weigerte sich; er sei nicht dran gewöhnt, mit Frauenzimmern zusammen zu sein, sagte er. „Dann mußt du dich eben dran gewöhnen," sagte der Pate.

Arne konnte nächtelang davor nicht schlafen; Schüchternheit und Sehnsucht kämpften in ihm; aber wie's nun auch kam, er machte wirklich mit und war so gut wie der einzige Bursch unter allen diesen Weiblein. Er konnte sich nicht verhehlen,

daß er enttäuscht war. Das waren nicht die Frauen, die er besungen hatte, auch nicht die, vor denen er sich gefürchtet hatte. Sie machten einen Lärm, wie er seiner Lebtag nichts gehört hatte, und das erste, worüber er sich wunderte, war, daß sie über alles und nichts lachen konnten; wenn drei lachten, lachten fünf, nur weil die drei lachten. Alle miteinander benahmen sich, als ob sie täglich zusammen wären; und doch waren viele dabei, die sich noch nie in ihrem Leben gesehen hatten. Wenn sie nach einem Zweig emporhüpften und ihn erhaschten, lachten sie, und erhaschten sie ihn nicht, lachten sie auch darüber. Sie schlugen sich um den Haken zum Hinabziehen der Zweige; die, die ihn kriegten, lachten, und die, die ihn nicht kriegten, lachten auch. Der Pate humpelte mit seiner Krücke hinterher und tat ihnen allen nur erdenklichen Schabernack an. Die Mädchen, die er erwischte, lachten, weil er sie erwischte, und die, die er nicht erwischte, lachten, weil er sie nicht erwischte. Aber alle miteinander lachten über Arne, weil er so ernsthaft war, und als er dann auch lachen mußte, lachten sie, weil er endlich auch lachte.

Zuletzt setzten sie sich auf einen Hügel, der Pate in der Mitte und alle Mädel drum herum. Dort hatte man einen weiten Blick; die Sonne stach, aber sie kümmerten sich nicht drum, bewarfen sich mit Nußschalen und Hülsen und gaben dem Paten die Kerne. Der Pate versuchte, sie zum Schweigen zu bringen, und schlug mit der Krücke

um sich, soweit er reichte; denn jetzt wollte er gern, daß sie ihm etwas erzählten, am liebsten etwas Lustiges. Aber die Mädchen zum Erzählen zu bringen schien schwieriger, als einen bergab sausenden Wagen zum Halten zu bringen. Der Pate fing an; die meisten wollten nicht zuhören, denn sie kannten seine Geschichten schon; aber zuletzt hörten sie doch alle zu. Und ehe sie sich's versahen, waren sie mitten im lebhaftesten Erzählen. Nun wunderte sich Arne wieder über eins: so lärmend sie auch vorhin gewesen waren, so ernsthaft waren ihre Geschichten. Meist handelten sie von Liebe.

„Du, Aase, du kannst ja solch 'ne hübsche Geschichte; das weiß ich noch von vorigem Jahr," sagte der Pate und wandte sich an ein kleines Dickchen mit einem guten, rundlichen Gesicht; sie saß und flocht einer jüngeren Schwester, die ihren Kopf in ihren Schoß gelegt hatte, die Zöpfe. „Ach, die werden wohl alle schon kennen," antwortete sie. „Schad't nichts, erzähl sie nur ruhig," baten die Mädchen. „Ich laß mich nicht lange nötigen," antwortete sie und erzählte und sang, während sie weiter flocht:

„Es war einmal ein Bursch, der hütete das Vieh und trieb seine Herde gern an einem breiten Fluß entlang. Wenn er höher hinauf kam, war da ein Felsen, der so weit in den Fluß hinausragte, daß er nach der anderen Seite hinüberrufen konnte. Denn dort drüben auf der anderen Seite

war ein Hirtenmädchen, das er den ganzen Tag lang sehen, aber nicht erreichen konnte:

> Wie hoaßt denn, du Hirtenmadel da vorn,
> die am Sock'n strickt und bläst auf'm Horn?

Tag aus Tag ein stellte er immer und immer wieder dieselbe Frage, und endlich eines Tages kam die Antwort:

> Mei Nam', der schwimmt wie a Ent' am Teich,
> komm rüba g'schwomma, du Bua, komm gleich.

Dadurch war aber der Bursch noch immer nicht klüger geworden, und er nahm sich vor, sich nicht weiter um das Mädel zu kümmern. Das ging nun freilich nicht so leicht; denn er mochte seine Herde hintreiben wo er wollte, immer zog es ihn wieder nach jenem Felsvorsprung hin. Da wurde dem Knaben bange, und er rief:

> Wo hat denn dei Vota sei Hütt'n gebaut,
> No nimma hob' i di in d'r Kirchen drschaut.

Der Knabe glaubte nämlich halb und halb, es sei eine Huldin:

> Mei Vota isch gschtorbe, mei Hütt'n is brennt,
> den Pfad zur Kirch' hob' i nimma kennt.

Daraus wurde der Bursche ebensowenig klug. Tagsüber war er auf dem Felsen, und nachts träumte er, daß sie um ihn herum tanzte und mit einem Mal, wenn er sie erhaschen wollte, mit einem langen Kuhschwanz nach ihm schlüge. Bald konnte

er überhaupt nicht mehr schlafen; arbeiten konnte er auch nicht, und es stand jämmerlich mit dem Burschen:

> Und bischt du a Waldhex, so schon mir mei Leben,
> doch bischt a Dirndl, magst Antwort mir geben.

Aber niemand antwortete, und nun wurde es ihm zur Gewißheit, daß sie eine Huldin wäre. Er gab das Viehhüten auf, aber auch das half nichts; wo er ging und stand, mußte er an die wunderschöne Huldin denken, die das Alphorn blies.

Eines Tages, als er beim Holzhauen war, kam ein Mädchen an seinem Hof vorbei, das leibhaftig wie die Huldin aussah; aber als sie näher kam, war sie es wieder nicht. Das ging ihm im Kopf herum. Da kam das Mädchen zurück, und von weitem war es wieder die Huldin, und er lief ihr entgegen. Aber sowie sie näherkam, war sie es wieder nicht.

Seitdem mochte der Bursch sein, wo er wollte, in der Kirche, beim Tanz oder in Gesellschaft, — das Mädchen war auch da; von weitem sah sie aus wie die Huldin; in der Nähe war sie eine andere. Er fragte sie, ob sie es sei oder nicht sei; aber sie lachte ihn nur aus. Einerlei, ob man hineinspringt oder hineinkriecht, dachte der Bursch, und heiratete das Mädel.

Als das aber geschehen war, mochte der Bursch das Mädchen nicht mehr leiden. War er fern von ihr, sehnte er sich nach ihr, wenn er aber bei ihr war, sehnte er sich nach einer, die er nicht sah.

Deshalb behandelte der Bursch seine Frau schlecht, und sie ertrug es und schwieg.

Eines Tages, als er die Pferde holen wollte, kam er wieder auf seinen Felsen hinaus, und dort setzte er sich nieder und rief:

Du spielst mir im Sinn wie der Mondschein im Weiher,
du brennst in der Fern wie Johannsfeuer.

Es tat dem Burschen wohl, dort zu sitzen, und von da an ging er immer, wenn er zu Haus übler Laune war, dorthin. Die Frau weinte, wenn er gegangen war.

Aber als er eines Tages wieder dort saß, wer saß da am anderen Ufer? Die Huldin saß da, leibhaftig und blies auf ihrem Horn:

O schau, bischt als komma, o blos' no amol,
i sitz hier und wein, und mei Herz isch so voll.

Da antwortete sie:

E blos dir die Träum' aus'm Sinn mit mei'm Horn,
lauf heimi, sust fault auf dem Feld dir dei Korn.

Doch da wurde dem Knaben bange, und er ging heim. Es dauerte jedoch nicht lange, da wurde er seiner Frau so überdrüssig, daß er wieder in den Wald und zu seinem Felsenplatz mußte. Da klang es zu ihm herüber:

Mir träumte, du kämst — nu fang mi — juchhei,
nei net da hinüba — i steh dicht dabei.

Der Knabe fuhr auf und sah sich um, und da schlüpfte ein grüner Rock zwischen den Büschen

hindurch. Er hinterher. Nun gab es eine Jagd durch den ganzen Wald. So schnellfüßig wie die Huldin konnte kein menschliches Wesen sein. Er warf ein über das andere Mal die Schlinge nach ihr; doch sie lief ebenso rasch. Nach einer Weile aber fing sie müde zu werden an, das merkte der Bursche an ihren Sprüngen, aber er sah auch an ihrer ganzen Gestalt, daß es niemand anders als die Huldin sein konnte. „Jetzt hab' ich dich," dachte der Bursch, und warf sich plötzlich so heftig auf sie, daß er mit der Huldin ein ganzes Stück den Abhang hinunter kugelte, ehe sie liegen blieben. Da lachte die Huldin so hell, daß es ihm vorkam, als sänge es in den Bergen; er nahm sie auf den Schoß, und so holdselig war sie, genau so, wie er sich seine eigne Frau gewünscht hätte. „Ach Gott — wer bist du nur, — du Holde?" fragte der Knabe und streichelte sie, und ihre Wangen glühten. „Aber mein Gott, ich bin ja deine Frau," sagte sie. —

Die Mädchen lachten und machten sich über den Burschen lustig. Aber der Pate fragte Arne, ob er auch wirklich genau zugehört hätte.

„Nein, nun will ich euch aber was erzählen," sagte ein kleines Ding mit einem runden Gesichtchen und einem ganz kleinen Näschen:

Es war einmal ein kleiner Bub', der wollte gern eine kleine Dirne freien; erwachsen waren sie alle beide; aber sie waren so furchtbar klein. Und wie sollte der Bub' das nur anfangen, zu freien?

18*

In der Kirche hielt er sich zu ihr, aber da wurde nur immerzu vom Wetter gesprochen; auf dem Tanzboden ging er auf sie zu und tanzte sie fast kaput; aber sagen tat er nichts. „Du mußt schreiben lernen, dann geht's besser," sagte er zu sich, — und fing zu schreiben an; nie wurde es ihm schön genug, und darum probierte er ein ganzes Jahr, ehe er sich an einen Brief wagte. Nun galt es, ihn ihr zuzustecken, so daß niemand es sah, und einmal traf es sich so hinter der Kirche, daß sie allein standen. „Ich hab' da einen Brief für dich," sagte der Junge. „Ich kann aber Geschriebenes nicht lesen," antwortete das Mädchen.

Da stand er.

Nun ging er bei dem Vater des Mädchens in Dienst und wich ihr den lieben, langen Tag nicht von der Seite. Einmal war er ganz dicht daran, zu reden: er hatte schon den Mund aufgemacht; aber da flog ihm eine dicke Fliege hinein. — „Wenn nur keiner kommt und sie mir wegschnappt," dachte der Junge. Aber keiner kam und schnappte sie ihm weg; denn sie war gar zu klein.

Aber endlich kam doch einer; der war nämlich ebenso klein. Der Bursch merkte gleich, was er wollte, und als sie miteinander die Treppe hinaufgingen, setzte der Bursch sich draußen hin und guckte durch das Schlüsselloch. Jetzt freite der da drinnen; „o jemine, ich Schafskopf, warum hab' ich nicht schneller gemacht," dachte der Bursch. Der da drinnen küßte das Mädel mitten auf den Mund. —

„Das hat gewiß gut geschmeckt," dachte der Bursch. Aber jetzt nahm der da drinnen das Mädel auf den Schoß. „Ach, du Jammerwelt," sagte der Bursch und fing zu weinen an. Das hörte das Mädchen und ging nach der Tür: „Was willst du denn von mir, du dummer Bengel, kannst du mich denn nie in Ruhe lassen?" — „Ich? — Ich wollte nur bitten, ob ich nicht dein Brautführer sein dürfte." — „Nein, das sollen meine Brüder sein," antwortete das Mädchen und schmiß ihm die Tür vor der Nase zu.

Na, da stand er. — —

Die Mädchen lachten sich halb tot über die Geschichte und fingen sich dann wieder mit Nußschalen zu werfen an.

Nun sagte der Pate zu Eli Böen, sie solle doch auch etwas erzählen. „Aber, was denn nur?" — „Ei nun, sie könne ja erzählen, was sie ihm neulich auf dem Hügel erzählt hätte, als er sie besucht hätte und sie ihm die neuen Strumpfbänder gegeben hätte. Es dauerte lange, ehe Eli dran wollte, denn sie mußte so furchtbar lachen; aber dann erzählte sie:

Ein Mädel und ein Bursch gingen miteinander spazieren. „Ach, sieh mal die Drossel, die da hinter uns her fliegt," sagte das Mädchen. — „Hinter mir fliegt sie her," sagte der Bursch. — „Kann ebensogut hinter mir sein," antwortete das Mädchen. — „Das werden wir ja bald sehen," meinte der Bursch; „jetzt gehst du mal den unteren

Weg, und ich den oberen, und da hinten kommen wir wieder zusammen." — Das taten sie. — „Na? flog sie vielleicht nicht mit mir?" fragte der Bursch, als sie sich wieder trafen. — „Nein, mit mir flog sie," antwortete das Mädchen. — „Dann müssen es zwei sein." — Sie gingen wieder ein Stückchen zusammen, aber es war doch nur eine; der Bursch behauptete, sie flöge auf seiner Seite, und das Mädchen behauptete, sie flöge auf ihrer. „Ach was, ich scher' mich den Teufel um die Drossel," sagte der Bursch. — „Und ich auch," sagte das Mädel.

Aber kaum hatten sie das gesagt, so verschwand auch die Drossel. „Auf deiner Seite ist sie weggeflogen," sagte der Bursch. „Nein, danke schön; ich hab's ganz deutlich gesehen, es war auf deiner." — — „Aber guck! Da ist sie ja wieder," rief das Mädchen. „Ja, auf meiner Seite," rief der Bursch. Aber da wurde das Mädchen wütend. „Nein, alle Plagen der Welt mögen über mich kommen, aber länger mit dir — nein, das tu ich nicht." Und sie ging ihres eigenen Wegs. — Da kam aber dem Burschen die Drossel weg, und es wurde ihm so öde, daß er zu rufen anfing. Und sie rief wieder. „Ist die Drossel bei dir?" rief der Bursch. „Nein, bei dir?" — „Ach nein, komm nur wieder her, dann kommt sie vielleicht mit." — Und das Mädchen kam wieder zurück; sie nahmen einander bei der Hand und gingen zusammen. Quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt, zwitscherte es auf des Mädchens Seite. Quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt

klang es auf des Knaben Seite. Quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt, quiwitt!! rief's von allen Seiten, und als sie sich umschauten, waren da hunderttausend Millionen Drosseln um sie her. „Wie seltsam!" sagte das Mädchen und sah zu dem Burschen auf. „Gott segne dich," sagte der Bursch und streichelte sein Mädel. — —

Die Geschichte fanden die Mädchen wunderhübsch.

Dann schlug der Pate vor, sie sollten alle erzählen, was sie heute nacht geträumt hätten, und er wolle dann entscheiden, wer den schönsten Traum gehabt hätte. „Nein, aber so was! Erzählen, was sie geträumt hätten! So was!" Und nun gab's ein Kichern und Tuscheln ohne Ende. Aber nach und nach fing die eine nach der anderen zu versichern an, sie habe heut nacht so was Wunderhübsches geträumt; wieder andere meinten, so schön wie ihr Traum könne das aber auf keinen Fall gewesen sein. Und zuletzt bekamen sie alle Lust, ihre Träume zu erzählen. Aber laut erzählen, das mochten sie nicht, und auch nur einem ganz allein, und beileibe nicht dem Paten. Arne saß ganz still ein Stückchen von ihnen, und er wurde dazu auserlesen, ihre Träume anzuhören.

Arne setzte sich unter einen Haselstrauch, und nun kam die zu ihm, die vorhin als erste erzählt hatte. Sie besann sich lange, doch dann erzählte sie:

„Ich träumte, ich stände an einem großen See. Da sah ich einen gewissen jemand auf dem Wasser gehen, ich sage aber nicht, wen. Er kletterte auf

eine große Wasserrose hinauf, setzte sich hinein und sang. Da stieg ich auf eins von den großen Blättern, die die Wasserrose hat und die auf dem Wasser schwimmen. Auf dem wollte ich zu ihm hinüberrudern. Aber sowie ich auf das Blatt gekommen war, fing es mit mir zu sinken an, und ich bekam große Angst und fing zu weinen an. Da kam er auf der Wasserrose zu mir herübergerudert, hob mich zu sich hinein, und wir fuhren zusammen über das ganze Wasser. War das nicht ein hübscher Traum?"

Jetzt kam die Kleine, die vorhin die kleine Geschichte von den kleinen Leutchen erzählt hatte:

„Ich träumte, ich hatte einen kleinen Vogel gefangen, und ich freute mich so und wollte ihn nicht loslassen, ehe ich daheim in der Stube wäre. Aber da mochte ich ihn nicht fliegen lassen, weil sonst vielleicht Vater oder Mutter gesagt hätten, ich solle ihn wieder ins Freie lassen. Dann ging ich auf den Boden hinauf; da schlich die Katze umher und lauerte, also konnte ich ihn da auch nicht loslassen. Nun wußte ich mir gar nicht zu helfen und ging mit dem Vogel in die Scheune; o weh, da waren so viele Ritzen, wie leicht hätte er da durchschlüpfen können! Ich ging also wieder hinaus auf den Hof, und dann kam es mir so vor, als stände da ein gewisser jemand, den ich nicht nennen mag. Er spielte mit einem großen, großen Hund. „Ich will lieber mit deinem Vögelchen spielen," sagte er und kam mir ganz nahe. Aber

ich glaube, ich lief ihm weg, und er und der große Hund hinterher, und ich lief um den ganzen Hof herum; aber da machte die Mutter die Flurtür auf, riß mich hinein und warf die Tür zu. Aber draußen stand der Bursch und lachte und drückte das Gesicht gegen die Scheiben. „Guck mal, hier hab' ich den Vogel," sagte er — und denk mal, er hatte wirklich den Vogel! — War das nicht ein komischer Traum?" —

Nun kam die, die vorhin die Geschichte von den vielen Drosseln erzählt hatte. Eli hatten sie sie genannt. Es war dieselbe Eli, die er an jenem Abend im Boot und im Wasser gesehen hatte. Es war dieselbe, und doch wieder nicht dieselbe. So groß und so schön saß sie da mit dem feinen Gesichtchen und der schlanken Gestalt. Sie konnte sich vor Lachen kaum halten, und darum dauerte es lange, bis sie sich erholen konnte. Aber dann erzählte sie:

„Ich hatte mich so furchtbar darauf gefreut, heute mit in den Nußwald zu gehen, und darum träumte ich heute nacht, ich säße hier auf dem Hügel. Die Sonne schien, und ich hatte den Schoß voll von Nüssen. Aber da war ein Eichhörnchen mit unter die Nüsse geraten, und das hockte mir im Schoß und aß alle miteinander auf. — War das nicht ein komischer Traum?"

Und noch viele Träume wurden ihm erzählt; aber dann sollte er sagen, welcher von allen der schönste wäre. Er bat sich Bedenkzeit aus und

inzwischen zog der Pate mit der ganzen Mädchenschar nach dem Hof hinunter, und Arne sollte nachkommen. Sie sprangen den Hügel hinunter, ordneten sich, als sie in die Ebene gekommen waren, in Reihen und zogen singend auf das Haus zu.

Er saß allein auf dem Hügel und hörte dem Gesange zu; die Sonne schien auf die Mädchenschar, die weißen Blusenärmel leuchteten. Dann und wann faßte eine die andere um, und sie tanzten über die Wiese hin. Der Pate mit erhobener Krücke hinterher, weil sie ihm das Grummet niedertraten. Arne dachte nicht mehr an die Träume; sah auch bald den Mädchen nicht mehr nach; wie zarte Sonnenfäden spannen sich seine Gedanken über das Tal, und er saß allein dort oben auf dem Hügel und spann. Ehe er sich's versah, saß er in einem dichten Gewebe von Schwermut; mächtiger denn je zog sein Sehnen ihn hinaus in die Welt. Er gelobte sich fest, sowie er daheim war, mit der Mutter zu reden, mochte es gehen wie es wollte!

Immer gewaltiger wurden seine Gedanken, und sie trieben ihn hinein in das Lied „Über die hohen Berge“. Nie waren die Worte ihm so schnell gekommen, auch hatten sie sich nie so sicher ineinander gefügt; sie waren fast wie Mädchen, die im Kreise auf dem Hügel saßen. Er hatte ein Stückchen Papier bei sich und schrieb auf dem Knie. Und als er das ganze Lied geschrieben hatte, stand er wie erlöst auf. Mochte nicht unter Leute,

sondern machte sich auf den Heimweg durch den Wald, obwohl er wußte, daß er dann die Nacht mit zu Hilfe nehmen mußte. Später auf dem Heimweg, als er sich einmal hinsetzen wollte, um zu rasten, wollte er das Lied hinausnehmen und es über die ganze Bygde hinaussingen. Doch sieh, er hatte es liegen lassen da oben, wo er es niedergeschrieben hatte. —

Als eins der Mädchen oben auf dem Hügel nach ihm suchte, fand sie nicht ihn, wohl aber sein Lied.

Elftes Kapitel

Mit der Mutter zu reden, war freilich leichter gedacht als getan. Er machte Anspielungen auf Kristian und die Briefe, die nicht kamen. Aber die Mutter ging von ihm weg, und viele Tage lang meinte er, sie habe verweinte Augen. Auch noch ein anderes Merkzeichen hatte er, das ihm verriet, wie es mit ihr stand, nämlich, daß sie ungewöhnlich gutes Essen für ihn machte.

Eines Tages mußte er in den Wald hinauf, um Holz zu hauen. Der Weg führte durch den Wald, und eben da, wo er hauen sollte, pflegten im Herbst die Leute Preißelbeeren zu pflücken. Arne hatte die Axt beiseite gelegt, um seine Jacke auszuziehen, und wollte grade anfangen, als zwei Mädchen mit ihren Beerentöpfen daherkamen.

Wenn er Mädchen traf, versteckte er sich am liebsten, und das tat er auch jetzt.

„Guck doch mal, guck doch, alle die Beeren! Eli, Eli!“ — „Ja doch, ja, ich sehe sie ja.“ — „Aber so geh' doch nicht weiter, hier gibt's ja Eimervoll!“ — „Du, raschelt's nicht hier im Busch?“ — „Um Gottes Willen!“ — und die Mädchen liefen zusammen und umfaßten sich. So standen sie lange ganz still und wagten kaum zu atmen. „Ach, es war gewiß gar nichts; komm, wir pflücken weiter!“ „Ja, komm, wir pflücken“ — und so pflückten sie. „Wie lieb von dir, Eli, daß du heute nach dem Pfarrhaus herübergekommen bist. Hast du mir denn gar nichts zu erzählen?“ — „Ich bin beim Paten gewesen.“ — — „Ja, das hast du mir schon erzählt; — aber hast du mir denn gar nichts von dem Bewußten zu erzählen?“ „O doch?“ „O, Eli, Eli, ist's wahr? schnell erzähle!“ — „Du, der Bewußte ist wieder dagewesen!“ — „Ist nicht wahr!“ — „Doch, ganz sicher, Vater und Mutter stellten sich alle beide, als sähen sie ihn nicht, aber ich lief auf den Boden und versteckte mich.“ — „Weiter, weiter, kam er hinterher?“ — „Ich glaube, Vater hat ihm verraten, wo ich war; Vater ist immer solch ein Schlingel, weißt du.“ — „Und dann kam er?“ „Komm, setz dich her, hier, ganz dicht neben mich! — Also dann kam er?“ — „Ja, aber viel gesagt hat er grade nicht, denn er war zu schüchtern.“ — „Jedes Wort mußt du mir sagen, hörst du, jedes Wort!“ — „Hast du Angst

vor mir?" sagte er. „Warum sollte ich denn Angst haben?" sagte ich. „Du weißt ja, was ich von dir will," sagte er und setzte sich auf die Truhe neben mich. — „Neben dich?" — „Und dann faßte er mich um." — „Faßte dich um? bist du närrisch!" — „Ich wollte mich gern wieder losmachen, aber er ließ mich nicht. ‚Liebe Eli,' sagte er." — Sie lachte, und die andere lachte auch. — „Na, und?" — „Willst du meine Frau sein?" — Ha, ha, ha! — Ha, ha, ha. — Und dann alle beide: Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha! —

Endlich mußte das Lachen doch ein Ende nehmen, und dann blieb es lange still; da fragte die erste wieder, aber leise: „Du, — war's nicht komisch, wie er dich so umfaßte?" —

Entweder antwortete die andere nicht darauf, oder doch so leise, daß man es nicht hören konnte; vielleicht war es auch nur mit einem Lächeln. Nach einer Weile fragte die erste: „Haben denn dein Vater und deine Mutter nachher gar nichts gesagt?" — „Vater kam herauf und sah mich an, aber ich versteckte mich in einemfort vor ihm; denn er lachte immer so, wenn er mich anguckte." — „Aber deine Mutter?" — „Nein, die sagte gar nichts; aber sie war nicht so streng wie sonst." — „Du hast ihm doch einen Korb gegeben, nicht?" — „Natürlich." — Dann wurde es wieder lange still.

„Du, Eli?" — „Ja —?" — „Glaubst du, daß so einer auch mal zu mir kommt?" — „Ja, natürlich!" — „Bist du närrisch?" — Hi, hi, hi, hi! —

„Du, Eli! Wenn er mich dann auch umfaßte?" — Sie verbarg ihr Gesicht.

Nun gab es viel Gelächter, und dann Flüstern und Tuscheln.

Bald darauf gingen die Mädchen; sie hatten weder Arne, noch die Axt, noch die Jacke gesehen, und keiner war froher als er.

Einige Tage darauf nahm er den Oplands Knut als Pächter zu sich nach Kampen. „Du sollst nicht mehr so allein sein," sagte Arne. Arne selbst nahm sich etwas Festes vor. Er hatte früh gelernt, die Handsäge zu gebrauchen, denn er hatte an den Häusern auf Kampen tüchtig mitgebaut. Jetzt wollte er dies als Handwerk betreiben; denn er fühlte, es tat gut, eine bestimmte Arbeit zu haben; es tat ihm auch gut, unter die Leute zu kommen, denn er hatte sich allmählich so verändert, daß er sich mitunter gradezu danach sehnen konnte, wenn er mal eine Zeitlang für sich allein gewesen war. Es traf sich, daß Arne den Winter über viel im Pfarrhause zu tischlern bekam, und da waren die beiden Mädchen oft zusammen. Wenn er sie sah, dachte er: „Wer weiß, wer jetzt um Eli Böen freit." —

Einmal traf es sich, daß er Eli und das Pfarrertöchterlein fahren mußte; er hatte gute Ohren, aber trotzdem konnte er nichts von dem, was sie sprachen, aufschnappen; ein paarmal redete Mathilde ihn an. Dann lachte Eli, und versteckte ihren Kopf. So fragte Mathilde einmal, ob es

wahr sei, daß er Verse machen könne. „Nein," sagte er schnell; da lachten sie beide, und schwatzten und kicherten. Von da an war er ihnen nicht mehr hold, und er tat, als wären sie Luft.

Einmal saß er in der Gesindestube, während die Leute dort tanzten; da kamen Mathilde und Eli hinein, um zuzusehen. Sie standen in der Ecke und stritten um etwas; Eli wollte nicht, aber Mathilde wollte, und sie siegte. Dann kamen sie beide auf ihn los, machten einen Knix und fragten, ob er tanzen könne. Er antwortete: nein, und da machten sie beide kehrt und gingen lachend davon. Dieses ewige Gelache, dachte Arne und wurde ernst. Aber der Pfarrer hatte einen kleinen Pflegesohn von zehn, zwölf Jahren, den Arne sehr gut leiden mochte, von dem lernte Arne tanzen, wenn niemand es sah.

Eli hatte einen kleinen Bruder im gleichen Alter wie des Pfarrers Pflegesohn. Die zwei waren Spielkameraden, und Arne machte ihnen Schlitten, Schneeschuhe und Schlingen, und mit ihnen sprach er viel von ihren Schwestern, besonders von Eli. Eines Tages brachte ihm Elis Bruder die Bestellung, er möchte doch nicht immer mit so zottigen Haaren gehen. „Wer hat denn das gesagt?" — „Eli; aber ich sollte ja nicht sagen, daß sie's gesagt hat." — Ein paar Tage darauf ließ er Eli ausrichten, sie möchte doch ein bißchen weniger lachen. Der Junge kam zurück und richtete aus, Arne möchte lieber ein bißchen mehr lachen.

Einmal wollte der Junge etwas haben, was Arne geschrieben hatte. Arne ließ es ihn nehmen und dachte nicht weiter darüber nach. Nach einiger Zeit wollte der Junge Arne mit der Nachricht erfreuen, daß die beiden Mädchen seine Schrift so gern leiden möchten. „Haben sie die denn gesehen?" — „Ja, für die habe ich doch nur drum gebeten." Arne bat nun die Jungens, ihm etwas zu bringen, was ihre Schwestern geschrieben hätten; das taten sie. Mit einem Zimmermannsbleistift verbesserte Arne die Schreibfehler darin und bat die Jungens, es so hinzulegen, daß es leicht zu finden wäre. Später fand er das Papier wieder in seiner Rocktasche; aber darunter stand geschrieben: Verbessert von einem eingebildeten Gecken.

Am Tage darauf war Arnes Arbeit im Pfarrhaus beendet, und er fuhr nach Hause. So sanft wie diesen Winter hatte die Mutter ihn seit jener traurigen Zeit kurz nach des Vaters Tode nicht gesehen. Er las ihr die Predigt vor, begleitete sie zur Kirche und war sehr lieb zu ihr. Aber sie wußte nur zu gut, daß er alles nur tat, um ihre Einwilligung zu bekommen, daß er im Frühling auf Reisen gehen dürfte. Da kam eines Tages ein Bote von Böen mit der Aufforderung, ob er nicht hinüberkommen wollte, um dort einige Tischlerarbeiten zu besorgen.

Arne wurde ganz beklommen zumut, und er antwortete: ja, als ob er nicht weiter darüber nachdächte. Sowie der Bote fort war, sagte die Mutter:

„Ja, du magst dich freilich wundern! Von Böen?" — „Was ist denn so Wunderliches dabei," fragte Arne, doch ohne sie anzusehen. „Von Böen?" rief die Mutter noch einmal. — „Na, ja, warum denn nicht ebensogut von da, wie von einem anderen Hof?" Er sah ein wenig auf. — „Von Böen, und Birgit Böen? — Wo doch der Baard Böen deinen Vater zum Krüppel geschlagen hat, und um Birgits willen!" — „Wie?" rief nun auch der Bursch, „das war Baard Böen?" — Mutter und Sohn standen einander gegenüber. Ein ganzes Leben stieg zwischen ihnen auf, und einen Augenblick lang sahen sie den schwarzen Faden, der sich durch alles hindurch gesponnen hatte. Später fingen sie an, von jener Glanzzeit des Vaters zu reden, als die alte Eli Böen selbst für ihre Tochter Birgit um ihn geworben und einen Korb bekommen hatte; sie gingen alles durch, bis zu jenem Augenblick, da Nils stürzte, und beide wurden einig, daß Baard nur geringe Schuld gehabt hatte. Und doch, es war eben doch er, der den Vater zum Krüppel geschlagen hatte, er war es.

„Bin ich denn immer noch nicht fertig mit dem Vater?" dachte Arne und beschloß, sofort hinüber zu gehen.

Als Arne mit der Handsäge über der Schulter quer übers Eis auf Böen zuschritt, fand er, es sei ein prächtiger Hof. Das Haus sah immer aus, als wär es neugemalt; ihn fror ein wenig, und vielleicht schien es ihm deshalb so traulich.

Er ging nicht direkt hinein, sondern oben um den Kuhstall herum; dort stand eine Schar langhaariger Ziegen im Schnee und knabberte an der Borke von ein paar Tannenzweigen; ein Schäferhund lief auf der Scheunenbrücke hin und her und bellte, als ob der Teufel käme; aber sobald Arne stehen blieb, wedelte er mit dem Schwanz und ließ sich streicheln. Die Küchentür auf der oberen Seite des Hauses ging oft auf, und Arne sah jedesmal hin; aber entweder war es die Milchmagd, die mit ihren Eimern herauskam, oder die Köchin, die den Ziegen etwas hinwarf. Drinnen auf der Tenne wurde lustig gedroschen, und links vor dem Holzschuppen stand ein Knecht und hackte Holz. Hinter ihm waren viele Holzstapel aufgeschichtet. — Arne setzte die Handsäge ab und ging in die Küche hinein; dort war der Fußboden mit weißem Sand und feingehacktem Wacholder bestreut; von den Wänden herunter glänzten Kupferkessel, und Töpfe und Krüge standen in langer Reihe. Das Mittagessen wurde gekocht. Er fragte, ob Baard zu sprechen sei. „Geh nur in die Stube hinein," sagte jemand und wies nach der Tür; Arne ging. An der Tür war keine Klinke, sondern nur ein Messinggriff. Drinnen war alles hell. Die Decke mit lauter Rosen bemalt, die Schränke rot, mit dem Namen der Besitzer in schwarz. Die Bettstelle ebenso, nur mit blauen Streifen am Rande. Beim Ofen saß ein breitschultriger Mann mit sanftem Gesicht und langem, gelbem Haar und

band Reifen um ein paar Eimer. An dem langen Tisch saß eine Frau mit einer Haube auf dem Kopf und eng anschließendem Kleide; hoch und schlank; sie teilte einen Haufen Korn in zwei Teile. Außer den beiden war niemand in der Stube.

„Grüß Gott, und gute Verrichtung," sagte Arne und nahm die Mütze ab. Beide sahen auf; der Mann lächelte und fragte, wer er wäre. „Der bestellte Tischler." — Der Mann lächelte noch mehr und sagte, indem er den Kopf wieder über seine Arbeit neigte: „So? also Arne Kampen." — „Arne Kampen?" rief die Frau und starrte ihn mit großen Augen an. Der Mann sah nur flüchtig auf und lächelte wieder. „Dem Nils Schneider sein Sohn," dann machte er sich wieder an die Arbeit. Nach einer Weile war die Frau aufgestanden, war nach dem Gesims gegangen, hatte sich wieder umgedreht, war zum Schrank gegangen, hatte sich wieder umgedreht und sagte schließlich, im Tischkasten kramend, ohne aufzusehen: „Soll der hier arbeiten?" „Freilich," sagte der Mann, auch ohne aufzusehen. „Keiner bietet dir einen Sitz an," sagte er, zu Arne gewandt. Dieser setzte sich auf die Bank dicht an der Tür; die Frau ging hinaus, und der Mann arbeitete weiter. Arne fragte daher, ob er gleich anfangen könne? — „Erst wollen wir Mittag essen."

Die Frau kam nicht wieder herein; aber das nächste Mal, als sich die Küchentür wieder öffnete, war es Eli. Sie tat zuerst, als sähe sie Arne nicht;

19*

als er dann aufstand, um auf sie zuzugehen, blieb sie stehen und wandte sich halb zur Seite, um ihm die Hand zu reichen, aber dabei sah sie ihn nicht an. Sie wechselten ein paar Worte; der Vater arbeitete. — Sie trug das Haar in Flechten, trug ein engärmeliges Kleid, war zierlich und schlank, mit runden Handgelenken und kleinen Händen. Sie deckte den Tisch; die Knechte saßen in der Nebenstube, aber Arne aß bei der Familie in der Wohnstube. Ausnahmsweise wurde nämlich heute getrennt gegessen, sonst aßen alle an demselben Tisch in der großen, hellen Küche. — „Kommt Mutter nicht?" fragte der Mann. — „Nein, sie ist auf dem Boden und wägt Wolle." — „Hast du sie nicht gerufen?" — „Doch, aber sie will nichts haben," sagte sie. — Eine Weile herrschte Schweigen. „Es ist aber doch zu kalt oben auf dem Boden!" — „Ja, ich wollte auch einheizen, aber sie wollte es nicht."

Nach dem Mittagessen arbeitete Arne; am Abend war er wieder drinnen bei den andern. Jetzt war die Frau auch da. Die beiden Frauen nähten; der Mann bastelte an allerlei kleinen Sachen herum und Arne half ihm. Stundenlang sagte keiner eine Silbe, denn Eli, die sonst das Wort zu führen schien, war jetzt auch stumm. Mit Entsetzen dachte Arne: so ist es wohl oft auch bei uns daheim, aber es war, als fühle er es jetzt zum ersten Male. Einmal holte Eli tief Atem, als könne sie sich nicht länger halten, und darüber fing sie zu lachen an. Da lachte auch der Vater, und Arne kam die ganze

Sache auch so komisch vor, daß er mit einstimmte. Von da an plauderten sie über allerlei, zuletzt sprachen er und Eli fast immer zusammen, und der Vater warf nur dann und wann ein Wort dazwischen. Aber einmal, als Arne gerade recht lange gesprochen hatte, sah er zufällig auf, und da begegnete er Mutter Birgits Augen; sie hatte ihre Arbeit sinken lassen und starrte ihn unverwandt an. Gleich beugte sie sich wieder über die Arbeit, aber sowie er wieder etwas sagte, sah sie wieder auf.

Nun war Schlafenszeit, und jeder ging auf sein Zimmer. Arne wollte sich den Traum, den er die erste Nacht im fremden Hause hatte, merken; aber es war gar kein Sinn darin. Er hatte den ganzen Tag über wenig oder nichts mit dem Hausherrn geredet, und doch träumte er die ganze Nacht nur von ihm. Das letzte, was er träumte, war, daß Baard mit Nils Schneider Karten spielte. Dieser war sehr zornig und blaß im Gesicht, Baard aber lächelte und zog die Karten zu sich herüber.

Nun kam eine Reihe von Tagen, an denen wenig gesprochen aber desto mehr gearbeitet wurde. Nicht allein die in der Stube waren schweigsam, nein auch die Knechte, die Tagelöhner, ja sogar die Mägde. Auf dem Hofe war auch ein alter Hund, der jedesmal, wenn ein Fremder kam, zu bellen anfing; aber nie konnten ihn die Hausbewohner bellen hören, ohne sofort zu sagen: „scht!“, und

dann legte er sich knurrend wieder hin. Daheim auf Kampen war auf dem Dach eine große Wetterfahne, die sich im Winde drehte; hier war eine noch viel größere Wetterfahne, die Arne aber dadurch auffiel, daß sie sich nicht drehte. Wenn der Wind heftig war, arbeitete die Wetterfahne, um loszukommen, und das sah Arne so lange mit an, bis er es nicht mehr lassen konnte, aufs Dach zu klettern und sie loszumachen. Sie war nicht festgefroren, wie er dachte, sondern durch einen eingekeilten Pflock zum Stillstehen gebracht. Arne zog ihn heraus und warf ihn hinunter; der Pflock traf Baard, der gerade vorbeiging. Er schaute hinauf. „Was machst du denn da?“ — „Ich mache die Wetterfahne los.“ — „Tu das ja nicht; die kreischt so, wenn sie sich dreht.“ — Arne saß rittlings auf der Dachfirste. „Das ist doch besser, als daß sie ganz stumm ist.“ — Baard sah zu Arne empor und Arne auf Baard hinab. Da fing Baard zu lächeln an: „Wer nicht sprechen kann, ohne zu kreischen, tut, sollt' ich meinen, besser, er schweigt.“

Nun kann es mitunter vorkommen, daß ein Wort noch lange, nachdem es gesagt ist, nachspukt, besonders, wenn es das letzte war. Diese Worte verfolgten Arne, wie er da in der Kälte vom Dache hinunterkletterte, und sie gingen ihm immer noch im Kopfe herum, als er am Abend in die Wohnstube kam. Drinnen stand Eli in der Abenddämmerung am Fenster und schaute über das Eis hin, das blank im Mondschein lag. Er ging an das andere

Fenster und sah gleich ihr hinaus. Drinnen im Zimmer war es mollig und still, draußen war es kalt; ein scharfer Abendwind strich durch das Tal und rüttelte an den Bäumen, so daß die Schatten, die sie im Mondschein warfen, nicht still lagen, sondern zitternd über den Schnee hinkrochen. Vom Pfarrhause her blendete ein Licht herüber, erweiterte sich und zog sich zusammen und nahm allerlei Gestalten und Farben an, wie es einem immer scheint, wenn man zu lange darauf hinstarrt. Darüber erhob sich das Gebirge, düster und märchenhaft im Innern, doch mondhell auf den Schneeflächen oben. Der Himmel war sternhell, und dort in der einen Ecke flackerte ein schwaches Nordlicht, das aber nicht weiter wollte. Wenige Schritte vom Fenster entfernt standen, nach dem Seeufer zu, Bäume, und ihre Schatten schlichen zueinander hinüber; nur die große Esche stand allein und zeichnete Figuren auf den Schnee.

Es war still ringsum, nur hin und wieder kreischte und heulte es draußen mit langem, klagendem Ton. „Was ist denn das?“ fragte Arne. — „Die Wetterfahne,“ antwortete Eli und fügte darauf leiser, wie für sich, hinzu: „Sie muß sich losgerissen haben.“ — Aber Arne war wie einer, der etwas sagen will, es aber nicht kann. Endlich sagte er: „Weißt du noch das Märchen von den singenden Drosseln?“ — „Ja.“ — „Ach richtig, du hast es ja selbst erzählt. — — Ein hübsches Märchen.“ — Nun sagte sie mit einer Stimme,

so sanft, wie er sie zum ersten Male zu hören glaubte: „Wenn es ganz still ist, kommt es mir oft so vor, als singe etwas.“ — „Das ist das Gute in uns selbst.“ Sie sah ihn an, als läge etwas zu viel in der Antwort; und sie schwiegen nachher auch beide. Dann fragte sie, während sie mit einem Finger auf der Scheibe malte: „Hast du kürzlich wieder ein Gedicht gemacht?“ Bei dieser Frage errötete er, aber sie sah es nicht. Deshalb fragte sie wieder: „Wie stellst du das denn an, wenn du dichtest?“ — „Möchtest du das gern wissen?“ — „Ach, ja!“ — „Ich achte auf die Gedanken, die sich andere meist entschlüpfen lassen,“ antwortete er ausweichend. — Sie war lange stumm; denn sie probierte im stillen an ein paar Liedern — ob sie vielleicht die Gedanken gehabt hätte und sie habe entschlüpfen lassen. „Das ist doch wunderlich,“ sagte sie vor sich hin und fing wieder auf der Scheibe zu malen an. — „Als ich dich zum ersten Male gesehen hatte, habe ich ein Lied gemacht.“ — „Wo war denn das?“ — „Drüben beim Pfarrhaus, an dem Abend, als du fort solltest von da, — ich konnte dich im Wasser sehen.“ — Sie lachte, wurde dann still und sagte endlich: „Laß mich doch das Lied hören, ja?“ — Arne hatte noch nie so etwas getan; aber jetzt machte er sich wirklich daran, ihr das Lied vorzusingen:

„Klein Venevil hüpfte so windesschnell
zum liebsten Gesell“ usw.

Eli hörte sehr aufmerksam zu, noch lange, nachdem er das Lied bereits beendet hatte, stand sie so da. Endlich rief sie: „Ach, sie tut mir aber zu leid!“ — „Mir ist beinah, als hätte ich's gar nicht selber gemacht,“ sagte er, denn er fing sich zu schämen an, daß er es ihr vorgesagt hatte. Er konnte auch gar nicht begreifen, wie er nur darauf hatte kommen können. Er blieb stehen und sah dem Liede nach. Da sagte sie: „Aber mir soll's doch wohl nicht so gehen?“ — „Nein, nein, nein; — ich habe eigentlich dabei nur an mich gedacht.“ — „Soll es dir denn so gehen?“ — „Ich weiß nicht; — aber damals war meine Stimmung so; ich begreife es jetzt auch gar nicht mehr recht, aber ich war so schwermütig damals.“ — — „Das ist doch wunderlich;“ sie malte wieder auf der Scheibe. — —

Als Arne am folgenden Tage zum Mittagbrot ins Zimmer kam, trat er ans Fenster. Draußen war es grau und trüb, drinnen war es warm und traulich. Aber auf die Fensterscheibe hatte ein Finger geschrieben: „Arne, Arne, Arne,“ und immer wieder „Arne“, und an diesem Fenster hatte Eli gestern abend gestanden.

Aber am Tag darauf kam Eli nicht herunter; sie war nicht wohl. Überhaupt war sie in dieser ganzen Zeit nicht recht frisch; sie sagte es selbst, und man konnte es ihr auch ansehen.

Zwölftes Kapitel

Am nächsten Tage kam Arne ins Zimmer und erzählte etwas, was er eben auf dem Hofe gehört hatte, nämlich, daß Mathilde, die Tochter des Pfarrers, nach der Stadt abgereist sei; sie selbst glaube, es sei nur auf einige Tage, aber nach dem Willen der Eltern solle sie ein oder zwei Jahre wegbleiben. Eli hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, sie wurde ohnmächtig und sank um.

Arne hatte nie zuvor dergleichen gesehen und geriet in große Angst. Er lief nach den Mägden, diese nach den Eltern, und die Eltern liefen aus dem Hause; auf dem ganzen Hofe entstand Tumult, und der Hofhund bellte auf dem Scheunenstege. Als Arne später wieder ins Zimmer kam, kniete die Mutter vor dem Bette, und der Vater hielt der Kranken den Kopf. Alle Mägde waren in Bewegung, die eine lief nach Wasser, die andere nach Tropfen, die in einem Schranke standen, eine dritte knöpfte der Kranken die Jacke am Halse auf. „Ach, Gott helfe dir!“ sagte die Mutter, „es war doch verkehrt, daß wir ihr nichts gesagt haben; deine Schuld war's, Baard, du hast darauf bestanden. Gott helfe dir, Gott helfe dir!“ Baard erwiderte nichts. „Ich hab' es ja gleich gesagt, aber nie geschieht etwas nach meinem Willen. Ach, Gott helfe dir, Gott helfe dir! Immer bist du so garstig gegen sie, Baard; du weißt nicht,

wie sie behandelt sein will; du weißt nicht, was es heißt, jemanden lieb haben!“ Baard erwiderte nichts. „Sie ist nicht wie andere, die ihren Kummer tragen können; Kummer wirft sie um, das arme Ding, sie ist ja so zart. Und besonders jetzt, wo sie so wie so nicht recht frisch ist. Wach auf, mein Kind, wir wollen dich auch immer lieb haben! Wach auf, meine Eli, mein Herzenskind, und mach uns nicht solchen Kummer!“ Da sagte Baard: „Entweder schweigst du zu viel oder du schwatzt zu viel,“ er sah zu Arne hinüber, als ob er nicht wollte, daß der solche Worte mit anhörte, und ihn fort wünschte. Doch da die Mädchen drinnen blieben, blieb Arne auch, aber er ging ans Fenster. Inzwischen hatte sich die Kranke soweit erholt, daß sie um sich schauen und die Anwesenden erkennen konnte; aber zugleich damit kehrte ihr auch die Erinnerung zurück. Sie schrie „Mathilde!“ und brach in krampfhaftes Weinen aus und schluchzte so, daß es allen ins Herz schnitt. Nun versuchte die Mutter sie zu trösten, und der Vater stellte sich so, daß sie ihn sehen konnte; aber die Kranke stieß sie beide von sich. „Fort, fort!“ rief sie, „ich habe euch nicht lieb, fort!“ — „Gott im Himmel, deine Eltern hast du nicht lieb?“ sagte die Mutter. — „Nein, ihr seid grausam gegen mich, ihr raubt mir die einzige Freude, die ich habe!“ — „Eli, Eli, sprich nicht so heftige Worte!“ bat die Mutter rührend. — „Doch, Mutter,“ schrie sie, „jetzt muß ich's endlich mal sagen! Ja Mutter, ihr wollt mich

mit dem garstigen Menschen verheiraten, und ich mag ihn nicht. Ihr sperrt mich hier ein, hier, wo ich nur froh bin, wenn ich hinaus darf! Und nun reißt ihr noch Mathilde von mir, die einzige in der ganzen Welt, die ich lieb habe und nach der ich mich sehne! O Gott, was soll aus mir werden, wenn Mathilde nicht mehr hier ist — und gar jetzt, wo ich so viel, so viel mit mir herumtrage, worin ich mir nicht zu helfen weiß, wenn ich mit keinem darüber sprechen kann!" — „Aber du warst doch so selten bei ihr?" sagte Baard. — „Was tat das, wenn ich sie nur da drüben am Fenster wußte!" erwiderte die Kranke und weinte so kindlich, daß es Arne war, als hätte er früher nie gewußt, was weinen ist." — „Du konntest sie doch von hier aus gar nicht sehen," sagte Baard. — „Ich sah doch das Haus!" antwortete sie, und die Mutter fügte hitzig hinzu: „Davon verstehst du nichts." Von da an schwieg Baard. — „Nun kann ich nie mehr an mein Fenster!" klagte Eli, „jeden Morgen ging ich hin, sowie ich aufgestanden war, und abends saß ich dort im Mondschein, und immer, wenn ich niemanden hatte, zu dem ich gehen konnte, ging ich dahin. Mathilde, Mathilde!" Sie wand sich im Bett und bekam wieder einen Weinkrampf. Baard setzte sich auf einen Schemel und sah sie an.

Aber es ging nicht so schnell mit Eli, wie die Eltern vielleicht gedacht hatten. Gegen Abend sahen sie erst ein, daß eine schwere Krankheit im Anzug

war, die ihr schon lange in den Gliedern gelegen haben mochte, und Arne wurde hineingerufen, um sie mit in ihr eignes Kämmerlein hinaufzutragen. Sie war ohne Bewußtsein und lag bleich und regungslos da. Die Mutter setzte sich an ihr Bett, der Vater stand am Fußende des Bettes und sah sie lange an, dann ging er hinunter an seine Arbeit. Arne tat dasselbe; aber am Abend, als er sich schlafen legte, betete er für sie, betete, daß es ihr, die ja so jung und schön sei, gut gehen möge auf Erden, und daß niemand sie um ihr Lebensglück bringen möge.

Am Tage darauf saßen Vater und Mutter beisammen und sprachen, als Arne eintrat; die Mutter sah verweint aus. Arne fragte, wie es ginge. Beide warteten, ob nicht vielleicht der andere antwortete, und deshalb dauerte es lange, ehe er Antwort bekam; endlich sagte der Vater: „Schlimm steht's!" — Später erfuhr Arne, daß Eli die ganze Nacht irre geredet oder, wie der Vater sagte, dummes Zeug gesprochen hatte. Jetzt lag sie in starkem Fieber, erkannte niemand, wollte nichts essen, und die Eltern berieten sich gerade, ob sie den Arzt holen sollten. Als sie nachher wieder hinauf gingen, um nach der Kranken zu sehen, und Arne allein zurückblieb, war es ihm, als ob dort oben Tod und Leben wäre, und nur er sei ausgeschlossen.

Doch nach einigen Tagen trat eine Besserung ein. Einmal, als der Vater die Wache bei ihr hatte,

geriet sie auf den Einfall, sie wolle Narrisas, den Vogel, den Mathilde ihr hatte schenken wollen, neben ihrem Bette haben. Da erwiderte Baard, wie es auch in der Tat der Fall war, in all dem Wirrwarr habe man den Vogel vergessen, und er wäre gestorben. In demselben Augenblick kam die Mutter hinzu und schrie schon von der Tür aus: „Ach je, ach je, Baard, wie kann man nur so rücksichtslos sein, dem kranken Kind so was zu erzählen! Siehst du, da wird sie uns schon wieder ohnmächtig! Gott verzeih' dir deine Sünde!" So oft die Kranke zur Besinnung kam, schrie sie nach dem Vogel, meinte, es ging Mathilden sicher schlecht, da er gestorben wäre, wollte zu ihr und fiel von neuem in Ohnmacht. Baard stand da und sah dies alles mit an, bis es ihm zu toll wurde; da wollte er auch helfen; aber die Mutter stieß ihn zur Seite und meinte, sie wolle die Kranke schon allein pflegen. Da sah Baard beide lange an, schob dann mit beiden Händen seine Mütze zurecht, drehte sich um und ging.

Der Pastor und die Frau Pastor kamen später auch hinüber, denn die Krankheit packte sie mit neuer Gewalt, und es wurde so schlimm, daß man nicht wußte, ob es zum Leben oder Tode ginge.

Der Herr Pastor und die Frau Pastor nahmen Baard unter vier Augen vor und hielten ihm vor, er sei zu hart gegen das Kind. Als sie die Geschichte mit dem Vogel hörten, sagte ihm der Pfarrer gerade heraus, so etwas wäre roh; er wollte das

Kind selbst wieder mit hinübernehmen, sobald es hinübergeschafft werden könnte. Die Pfarrerin wollte ihn zuletzt gar nicht mehr sehen, sie weinte und saß bei der Kranken, holte den Arzt, nahm selbst seine Anordnungen entgegen und kam täglich mehrere Male herüber, um sie nach seiner Vorschrift zu pflegen. Baard ging draußen auf dem Hofe von einer Stelle zur anderen, am liebsten für sich allein, stand oftmals lange auf einem Fleck, rückte darauf seine Mütze mit beiden Händen zurecht und nahm irgend eine Arbeit vor.

Die Mutter sprach nicht mehr mit ihm; sie sahen einander kaum an. Ein paarmal am Tage ging er zu der Kranken hinauf; dann zog er unten an der Treppe die Schuhe aus, nahm die Mütze vor der Tür ab und öffnete vorsichtig. Sobald er eintrat, wandte Birgit sich ab, als hätte sie ihn nicht gesehen, saß zusammengekauert, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte vor sich hin oder auf die Kranke. Diese lag regungslos und bleich, ohne zu wissen, was um sie her vorginge. Baard stand eine Weile am Fußende des Bettes, sah die beiden an und sagte nichts. Einmal, als die Kranke sich rührte, als ob sie erwachen wollte, schlich er sich augenblicklich leise, wie er gekommen war, wieder fort.

Oft dachte Arne daran, daß da zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kind Worte gefallen seien, die lange aufgesammelt wären und schwer vergessen werden könnten. Er sehnte sich fort,

aber er wollte doch gern erst wissen, wie es mit Eli ginge. Doch er dachte, das könne er ja immer erfahren. Er ging daher zu Baard und sagte, er wolle nach Hause; die Arbeit, derentwegen er gekommen sei, wäre fertig. Baard saß, als Arne zu ihm kam, draußen auf dem Hauklotz. Er saß gebückt da und scharrte mit einem Pflocke im Schnee. Arne erkannte den Pflock; es war derselbe, der die Wetterfahne festgehalten hatte. Ohne aufzusehen, sagte Baard: „Hier ist wohl jetzt nicht gut sein, aber mir ist, als sollte ich dich nicht fortlassen.“ Weiter sagte Baard nichts, und Arne auch nicht; er stand einen Augenblick, ging dann und nahm wieder eine Arbeit vor, als wäre es abgemacht, daß er bleiben solle.

Später, als Arne zum Essen gerufen wurde, saß Baard noch immer auf dem Hauklotz. Da ging Arne zu ihm hin und fragte, wie es heute mit Eli stände. „Es scheint heute wieder recht schlimm zu sein,“ erwiderte Baard, „ich sehe, die Mutter weint.“ Es war, als ob jemand Arne aufforderte, sich zu setzen, und er setzte sich Baard gegenüber auf einen Baumstamm. „Ich habe in diesen Tagen oft an deinen Vater denken müssen,“ sagte Baard so unerwartet, daß Arne gar nichts erwidern konnte: „Du weißt wohl, was zwischen uns vorgefallen ist?“ — „Ich weiß es.“ — „Aber natürlich kennst du nur die eine Hälfte, was ja auch natürlich ist, und schreibst mir die ganze Schuld zu.“ — Nach einer Weile entgegnete Arne: „Die Sache

hast du wohl mit deinem Gott abgemacht, so gewiß wie mein Vater das jetzt getan hat." — „Ach ja, wie man's nehmen will," versetzte Baard. „Als ich da den Pflock hier wiederfand, kam es mir mit eins so wunderlich vor, daß du hierher kommen mußtest und die Wetterfahne losmacheu. Ebensogut jetzt wie zuletzt, dachte ich." Er hatte die Mütze abgenommen und saß nun da und guckte in sie hinein.

Arne begriff noch nicht, daß er damit meinte, er wolle jetzt mit ihm von seinem Vater reden. Ja, er verstand es immer noch nicht, als er schon anfing, so wenig sah das Baard ähnlich. Aber was vorher in seinem Herzen vorgegangen war, das merkte er, je weiter die Erzählung vorschritt, und hatte er vor diesem schwerfälligen, aber grundbraven Mann schon vorher Achtung gehabt, so wurde sie jetzt nicht geringer.

„Ich mochte ungefähr vierzehn Jahr alt sein," begann Baard, sich, wie überhaupt im Verlaufe der ganzen Erzählung, dann und wann unterbrechend, dann wieder ein paar Worte sprechend und abermals innehaltend, so daß seine ganze Rede das Gepräge bekam, Wort für Wort gründlich abgewägt zu sein, „ich mochte ungefähr vierzehn Jahre alt sein, als ich deinen Vater, der gleichaltrig mit mir war, kennen lernte. — Er war sehr wild und duldete niemand über sich. Und da geschah's, was er mir nie vergessen konnte, daß ich bei der Einsegnung Nummer eins war, und er Nummer zwei. —

Oft forderte er mich heraus, mich mit ihm zu messen, aber es wurde nie was daraus; vermutlich, weil keiner von uns seiner selbst so ganz sicher war. Merkwürdig war's jedoch, daß aus all den Schlägereien, die er tagtäglich hatte, doch nie ein Unglück entstand; das einzige Mal, daß ich dran mußte, ging es so schlimm, wie es nur gehen konnte; aber freilich, — ich hatte auch lange gewartet. — —

„Nils lief allen Mädels nach, und sie ihm. Mein Sinn stand nur nach einer, aber die nahm er mir bei jedem Tanz, bei jeder Hochzeit, bei jedem Feste fort; das war die, mit der ich jetzt verheiratet bin. — Oft fühlte ich im geheimen Lust, mich mit ihm zu messen; aber ich fürchtete, zu verlieren, und wußte, daß ich damit auch sie verlieren würde. — Wenn alle anderen gegangen waren, machte ich dieselben Kraftstreiche wie er, stieß mit dem Fuß gegen den Dachbalken, gegen den er gestoßen; aber das nächste Mal, wenn er mir das Mädel vor der Nase wegschnappte, wagte ich's doch wieder nicht, mich mit ihm einzulassen, das heißt, einmal geschah es doch, als er gerade vor meinen Augen mit ihr scharwenzelte, da hob ich einen ausgewachsenen Burschen hoch und legte ihn, als wär's ein Kinderspiel, über den Dachbalken. Da wurde er aber auch ganz blaß. —

„Und wenn er nur wenigstens gut zu ihr gewesen wäre! Aber er betrog sie, und zwar Abend für Abend. Ich glaube beinah, sie liebte ihn mit jedem Male nur immer mehr. — Da kam das Letzte.

Ich dachte, jetzt mag's biegen oder brechen. Und unser Herrgott da oben wollte auch nicht, daß er auf diesem Weg weiter ginge, und deshalb fiel er etwas härter, als ich's ihm eigentlich gegönnt hatte. Ich hab' ihn nie wieder gesehen."

Lange Zeit saßen sie schweigend da; endlich fuhr Baard fort:

„Ich bot ihr wieder meine Hand an. Sie antwortete weder ja noch nein, und da dachte ich, später wird's schon besser werden. Also verheirateten wir uns; die Hochzeit wurde unten im Tal bei einer Tante, deren Erbin sie war, gefeiert. Wir haben groß angefangen, und später hat sich unser Hab und Gut noch vermehrt. Unsere Höfe lagen nebeneinander und wurden nun zusammengebracht, wie ich's mir schon als Junge so schön ausgemalt hatte. Aber vieles wurde ganz anders, als wie ich mir's ausgemalt hatte."

Lange saß er ganz still; eine Weile dachte Arne, er weinte, das war jedoch nicht so. Aber seine Stimme war noch sanfter, als er fortfuhr:

„Anfangs war sie still und sehr traurig. Ich wußte ihr nichts zum Trost zu sagen und darum schwieg ich leider. Später kam bei ihr dann und wann dieses Lärmende, Rastlose zum Vorschein, was du vielleicht auch schon bemerkt hast, es war immer eine Art Umschlag, und deshalb schwieg ich auch dazu. — Aber einen wirklich frohen Tag hab' ich nicht gehabt, seit ich verheiratet bin, und das ist jetzt an die zwanzig Jahre." — —

20*

Dabei zerbrach er den Stecken in zwei Stücke; dann guckte er die Stücke eine Weile an.

„— — Als die Eli heranwuchs, dachte ich mir, sie würde mehr Freude dran haben, unter fremde Leute zu kommen, statt hier bei uns zu sein. Ich hab' nur selten was durchzusetzen versucht, meistens war es ja auch verkehrt; — so ging's auch damit. Die Mutter saß da und sehnte sich nach dem Kinde, obwohl nur das bißchen Wasser zwischen ihnen lag, und zuletzt merkte ich, daß die da drüben im Pfarrhause es auch verkehrt anfingen, denn die Pastorschen sind doch im Grund nur recht gutherzige Hanswurste; aber ich sah es zu spät ein. Jetzt macht sie sich weder aus ihrem Vater noch aus der Mutter was."

Die Mütze hatte er wieder abgenommen; nun hing ihm das lange Haar in die Augen hinein; er strich es zur Seite und setzte die Mütze mit beiden Händen wieder auf, als ob er gehen wollte. Aber wie er sich, um aufzustehen, nach dem Hause zu wandte, zögerte er und sah nach dem Fenster der Bodenkammer hinauf und fügte hinzu:

„Ich hielt es für das beste, wenn sie und Mathilde nicht Abschied nähmen: aber das war wieder mal verkehrt. Ich erzählte ihr, daß ihr Vögelchen tot sei, denn es war ja meine Schuld, und ich fand, es sei das Beste, das ganz offen einzugestehen; aber das war natürlich auch verkehrt. Und so geht mir's mit allem. Ich hab' mir soviel Mühe gegeben, alles immer recht gut zu machen,

aber immer ist es schlimm ausgefallen, und nun ist es so weit gekommen, daß Frau und Tochter schlecht von mir reden und ich hier allein und verlassen umhergehe."

Eine Magd rief zu ihnen herüber, das Essen würde kalt. Baard stand auf. „Ich höre die Pferde wiehern," sagte er, „'s wird sie wer vergessen haben." Er ging nach dem Stall, um ihnen Heu zu geben.

Dreizehntes Kapitel

Eli war nach ihrer Krankheit sehr matt; die Mutter war Tag und Nacht bei ihr und kam nie nach unten; der Vater machte seine gewohnten Besuche oben, auf Strümpfen, und immer legte er die Mütze erst draußen vor der Tür ab. Arne war noch immer da; er und der Vater saßen abends zusammen; er hatte Baard mit der Zeit sehr lieb gewonnen. Baard war ein wohlbelesener, gründlich denkender Mann, aber er war förmlich bange vor dem, was er wußte. Wenn dann Arne ihm zurechthalf und ihm Dinge erzählte, von denen er noch nichts wußte, dann war ihm Baard sehr dankbar.

Eli konnte bald ein wenig außer Bett sein, und je besser es mit ihr vorwärts ging, desto mehr Einfälle bekam sie. Eines Abends mal saß Arne in der Stube unter Elis Kammer und sang Lieder mit kräftiger Stimme; da kam die Mutter herunter,

Eli ließe ihn bitten, doch ein bißchen hinaufzukommen und ihr vorzusingen, damit sie die Worte besser verstehen könne. Arne hatte freilich wohl auch hier unten nur für Eli gesungen; denn als jetzt die Mutter das sagte, wurde er rot und stand auf, als ob er sein Tun ableugnen wollte, obgleich keiner was gesagt hatte. Er nahm sich aber bald zusammen und sagte ausweichend, er könne doch nur so sehr wenig singen. Aber die Mutter meinte, wenn er allein wäre, schiene das doch gar nicht so.

Arne gab nach und ging. Er hatte Eli nicht gesehen seit dem Tage, wo er sie mit hinaufgetragen hatte; er hatte ein Gefühl, als müsse sie sich sehr verändert haben, und das machte ihn ein wenig beklommen. Als er aber die Tür leise öffnete und hineinging, war es stockdunkel im Zimmer, und er sah niemand. Er blieb an der Tür stehen. „Wer ist da?" fragte Eli klar und leise. — „Arne Kampen," antwortete er behutsam, damit die Worte recht weich herauskämen. — „Ach, das ist aber nett von dir, daß du kommst!" — „Wie geht's dir, Eli?" — „Danke, jetzt geht's schon besser."

„Setz dich doch, Arne," sagte sie nach einer Weile, und Arne tastete sich vorwärts, bis zu einem Stuhl am Fußende des Bettes. „Es war so hübsch, dich singen zu hören; du mußt mir hier oben was vorsingen, ja?" — „Wenn ich nur was könnte, was hierher paßt." — Eine Weile war es still, dann sagte sie: „Sing doch einen Choral," und er tat es; er sang ein Stück aus einem Konfirmations-

lied. Als er endlich fertig war, hörte er, daß sie weinte, und wagte deshalb nicht, weiter zu singen. Aber nach einer Weile sagte sie: „Sing noch einen, ja?“ Und er sang eins der gebräuchlichsten Sonntagslieder. „An wie vieles hab' ich doch gedacht, wie ich hier so liegen mußte,“ sagte Eli. Er fand keine Antwort und hörte wieder aus dem Dunkel heraus ihr Weinen. Eine Uhr tickte an der Wand, hob schnurrend zum Schlage aus und schlug. Eli atmete ein paarmal tief, als wollte sie ihre Brust erleichtern, und sagte dann: „Man weiß doch so wenig, nicht mal Vater und Mutter kennt man. — Ich bin gar nicht lieb zu ihnen gewesen, und darum ist mir's so wunderlich, jetzt das Konfirmationslied da zu hören.“

Wenn man im Dunkeln spricht, ist man immer wahrer, als wenn man einander sieht; man sagt überhaupt mehr.

„Es ist mir lieb, das von dir zu hören,“ erwiderte Arne; er dachte daran, was sie damals gesagt hatte, als sie krank wurde. Auch sie dachte an dasselbe und sagte deshalb: „Wäre mir das hier nicht widerfahren, so mag Gott wissen, wie lange ich da noch so umhergegangen wäre, ohne Mutter zu finden.“ — „Hat sie jetzt mit dir gesprochen?“ — „Alle Tage, sie hat überhaupt nichts anders getan.“ — „Da hast du wohl manches zu hören gekriegt.“ — „Magst schon recht haben — —“

„Da hat sie wohl auch von meinem Vater gesprochen?“ — „Ja.“ — — „Denkt sie noch an ihn?“ — „Sie denkt noch an ihn.“ — „Er ist

nicht gut zu ihr gewesen!“ — „Arme Mutter!“ — „Aber gegen sich selbst war er doch am schlechtesten.“

Der eine dachte, was er dem andern nicht aussprechen wollte. Eli spann zuerst wieder Worte zwischen ihnen. „Du sollest ja deinem Vater ähnlich sein.“ — „Man sagt es,“ erwiderte er ausweichend; der Ton, in dem er das sagte, fiel ihr nicht auf, und deshalb fügte sie nach einer Pause noch hinzu: „Konnte er auch Verse machen?“ — „Nein.“ —

„Sing mir doch ein Lied vor, — — eins, das du selbst gemacht hast.“ Aber Arne hatte die Gewohnheit, nicht gern einzugestehen, daß die Lieder, die er sang, seine eignen waren. „Ich weiß keins,“ sagte er. — „Du weißt schon welche, und du singst sie mir auch vor, wenn ich dich drum bitte.“ Und was er nie für andere getan hätte, das tat er nun ihr zuliebe. Er sang dieses Lied:

Bäumchen stand fertig mit Knospen besät,
„Soll ich's nehmen?“ sagt der Frost, der prustend sich bläht.
„O Lieber, rühr's nicht an,
bis Blüten sitzen dran,“
bat's Bäumchen, das eiskalter Schrecken durchweht.

Bäumchen kriegt Blüten unter Vogelgesang.
„Soll ich's nehmen?“ sagt der Wind und rüttelt und rang.
„O Lieber, rühr's nicht an,
bis Beeren sitzen dran,“
bat's Bäumchen; im Winde es zitternd sich schwang.

Und Bäumchen kriegt Beeren, in Sonnenblicks Glut.
„Soll ich's nehmen,“ sagt's Mädel, das jungfrische Blut.
„Ja, Liebe, nimm hin
den ganzen Gewinn,“
sagt's Bäumchen und bot ihm das schwellende Gut.

Das Lied benahm ihr fast den Atem. Er machte nachher auch ein Gesicht, als hätte er mehr gesungen, als er je gesagt hätte.

Die Dunkelheit lastet schwer auf zweien, die beisammen sitzen und nicht reden wollen; nie sind sie einander so nahe als gerade dann. Er hörte es, wenn sie sich nur regte, wenn sie nur mit der Hand über die Decke strich, wenn sie nur etwas tiefer atmete als gewöhnlich. —

„Arne, — könntest du mich nicht dichten lehren?“ — „Hast du's noch nie versucht?“ — „Doch, in den allerletzten Tagen, aber ich krieg's nicht 'raus.“ — „Was hast du denn hineinhaben wollen?“ — „Was von Mutter, die deinen Vater so lieb hatte.“ — „Das ist ein schweres Thema.“ — „Ich hab' auch drüber geweint.“ — „Nach einem Thema muß man nicht suchen, das muß von selber kommen.“ — „Wie kommt es denn?“ — „Wie alles andere Liebe: wenn du's am wenigsten erwartest.“ — Sie schwiegen beide. „Ich finde es so merkwürdig, Arne, daß du dich von hier fortsehnst; einer, der so viel Schönes in sich trägt.“ — „Woher weißt du denn, daß ich mich fortsehne?“ — Sie antwortete nichts, sie lag nur still in Gedanken versunken da. „Arne, du darfst nicht fortreisen,“ sagte sie, und es drang ihm warm zu Herzen. — „Manchmal hab' ich auch viel weniger Lust.“ — „Deine Mutter hat dich gewiß sehr lieb. Darf ich deine Mutter nicht mal kennen lernen?“ — „Komm' doch mal nach Kampen hinüber, wenn du wieder gesund bist.“

— Und nun stellte er sie sich mit einem Male vor, in der hellen Stube auf Kampen sitzend und nach den Bergen hinausschauend. Seine Brust begann sich zu heben, und sein Blut kam in Wallung. „'s ist warm hier im Zimmer,“ sagte er und stand auf.

Sie hörte es. „Ach, willst du denn schon gehen?“ sagte sie, und er setzte sich wieder.

— — „Du mußt recht oft zu uns kommen; — Mutter mag dich so gern leiden.“ — „Ich möchte auch gern; — — aber ich muß doch hier was zu tun haben.“ — Eli schwieg eine Weile, als dächte sie darüber nach. „Ich glaube,“ sagte sie dann, „Mutter will dich um etwas bitten.“ — —

Er hörte, wie sie sich im Bette aufrichtete. Außer der Uhr, die an der Wand tickte, war kein Laut in der Kammer, auch nicht von unten her. Da brach es plötzlich aus ihr heraus:

„Ach, wenn doch erst Sommer wäre!“

„Wenn doch Sommer wäre!“ Und vor seiner Seele stieg es auf wie feuchtes Laub und Herdengeläute, Jodeln von den Bergen her und Gesang aus den Tälern, der Schwarzesee lag da und blinkte in der Sonne, und die Gehöfte schaukelten sich drin. — Eli kam aus der Tür und setzte sich hin wie an jenem Abend. „Wär's doch erst Sommer,“ sagte sie, „und ich säße auf dem Hügel; ich glaube ganz sicher, dann könnte ich jetzt ein Lied machen!“

Er lachte und fragte: „Wovon sollte es denn

handeln?“ — „Von etwas ganz, ganz Leichten, von — ach, ich weiß selbst nicht recht — —“

„Sag's doch, Eli!“ Er erhob sich in seiner Freude, besann sich aber wieder und setzte sich.

„Um alles in der Welt möchte ich dir's nicht sagen!“ Sie lachte .— „Ich hab' dir aber doch was vorgesungen, als du mich batest.“ — „Das ist wahr, aber — es geht nicht, nein, nein!“ — „Eli, glaubst du, ich würde mich über den kleinen Vers, den du gemacht hast, lustig machen?“ — „Nein, das glaube ich nicht, Arne; aber ich hab's doch gar nicht selbst gemacht.“ — „Es ist also von einem andern?“ — „Ach, es ist mir so zugeweht.“ — „Dann kannst du mir's doch sagen!“ — „Nein, nein, so ist es ja auch nicht, wie du denkst, Arne; bitte mich nicht mehr!“ — Sie mußte wohl den Kopf unter die Decke versteckt haben, denn das letzte war kaum zu hören. „Eli, jetzt bist du gar nicht so lieb zu mir, wie ich gegen dich gewesen bin.“ Er stand auf. — „Aber Arne, das ist doch was ganz anders — du verstehst mich nicht — es ist — ich weiß selbst nicht — ein andermal — sei mir nicht böse, Arne! geh' nicht fort!“ Sie fing zu weinen an.

„Eli, was fehlt dir denn?“ Er lauschte. „Bist du krank?“ Er glaubte es selbst nicht. Sie weinte noch immer; jetzt meinte er, er müsse entweder vorwärts oder zurück. „Eli!“ — „Ja.“ — Sie flüsterten beide. „Gib mir die Hand!“ Sie antwortete nicht; er horchte gespannt, kurz, — tastete

über die Decke hin und bekam eine kleine, warme Hand, die bloß lag, zu fassen.

Da hörten sie etwas auf der Treppe gehen, und schnell ließen sie einander los. Die Mutter war's, die mit Licht kam. „Ihr sitzt mir doch ein bißchen zu lange im Dunkeln," sagte sie und setzte den Leuchter auf den Tisch. Aber weder Eli noch Arne konnten das Licht ertragen, sie verbarg das Gesicht in den Kissen, und er hielt die Hand vor die Augen. „Na ja, es tut im ersten Augenblick ein bißchen weh," sagte die Mutter, „aber das gibt sich bald."

Arne suchte auf dem Boden nach seiner Mütze, die er gar nicht mitgehabt hatte, und dann ging er.

Tags darauf hörte er, daß Eli nach dem Essen ein wenig nach unten kommen wollte. Er packte sein Werkzeug zusammen und sagte Lebewohl. Als sie herunterkam, war er fort.

Vierzehntes Kapitel.

Spät kommt der Frühling in die Berge hinein. Die Post, die zur Winterszeit wöchentlich dreimal den Königsweg entlang fährt, geht jetzt im April nur noch einmal, und die Bergbewohner fühlen dann, daß draußen der Schnee abgeworfen und das Eis gebrochen ist, daß die Dampfschiffe im Gange sind und der Pflug wieder im Erdreich wühlt. Hier liegt der Schnee noch drei Ellen hoch, das Vieh

brüllt in den Ständen, und die Vögel kommen geflogen, verkriechen sich aber und frieren. Ein vereinzelter Wanderer erzählt, er habe seinen Wagen unten im Tal gelassen, und er bringt Blumen mit, die er am Wegrande gepflückt hat, und zeigt sie vor. Da schwillt denen in den Bergen das Herz vor Sehnsucht, und sie gehen unruhig umher und plaudern, blicken nach der Sonne und beobachten, wie viel sie täglich schafft. Sie streuen Asche auf den Schnee und denken an die, die jetzt Blumen pflücken.

Zu einer solchen Zeit war es, als die alte Margit Kampen im Pfarrhause erschien und mit dem Hausvater sprechen wollte. Sie wurde in sein Studierzimmer hinaufgebeten, wo der Pfarrer, ein schmächtiger, hellblonder Mann mit großen, bebrillten Augen sie freundlich empfing, sie gleich erkannte und aufforderte, Platz zu nehmen. „Nun, ist etwa mit Arne wieder etwas los?“ fragte er, als hätten sie dieses Thema schon öfter behandelt. — „Ach ja, Gott helfe mir,“ sagte Margit. „Ich hab' ja niemals nichts als Gutes über den Jungen zu sagen, und doch ist es so schwer.“ Sie sah tief traurig aus. — „Ist etwa die alte Sehnsucht wieder über ihn gekommen?“ fragte der Pfarrer. — „Schlimmer als je,“ entgegnete die Mutter. „Ich glaube nie und nimmer, daß er länger als bis Frühlingsanfang bei mir bleibt.“ — „Er hat aber doch versprochen, dich nie zu verlassen?“ — „Das schon, aber du lieber Gott, er kann ja selber nichts dafür. Wenn ihm der Sinn in die Welt hinaus

steht, dann muß er eben ziehen. Aber was soll dann aus mir werden?"

„Trotz alledem bin ich fest überzeugt, daß er dich nicht verläßt," sagte der Pfarrer. — „Freilich nicht; aber wenn er's zu Hause nun nicht mehr aushalten kann? Soll ich's dann auf mein Gewissen laden, ihm im Wege zu stehen? Mitunter mein' ich fast, ich müßte ihn selbst auffordern, zu reisen."

„Woran merkst du denn, daß seine Sehnsucht jetzt wieder heftiger ist als früher?" — „Ach, — an so mancherlei. Seit Mittwinter hat er nicht einen einzigen Tag draußen in der Bygde gearbeitet. Aber dreimal ist er nach der Stadt gefahren und jedesmal lange weggeblieben. Bei der Arbeit spricht er fast nie, und das tat er sonst doch oft. Oben an dem kleinen Bodenfenster kann er stundenlang allein sitzen und nach den Bergen hinüberschauen, über die Kampenschlucht hinaus. Da kann er den lieben langen Sonntagnachmittag sitzen, und oft, wenn Mondschein ist, sitzt er da bis tief in die Nacht hinein." — „Liest er dir nie mehr vor?" — „Doch, jeden Sonntag liest und singt er mir vor, das versteht sich; aber es ist immer etwas Hastiges dabei, nur ab und zu mal tut er wieder fast zu viel des Guten." — „Spricht er denn nie mit dir?" — „Oft sind die Pausen so lang, daß ich ganz heimlich für mich weinen muß. Das merkt er dann wohl und fängt dann an, aber immer über die leichteren Dinge, nie über das Schwere." Der

Pfarrer ging auf und ab, blieb dann stehen und fragte: „Warum sagst du denn aber nichts zu ihm?“ — Es dauerte lange, ehe sie hierauf etwas antwortete; sie seufzte mehrmals, sah vor sich nieder und zur Seite, legte das Taschentuch, das sie in der Hand hielt, in Falten und sagte endlich: „Ich komme heut' hierher, um mit dir, lieber Vater über etwas zu reden, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt.“ — „Sprich dich nur offen aus, das wird dich erleichtern.“ — „Ich weiß, daß es mich erleichtern wird, denn jahrelang hab' ich mich nun allein damit herumschleppen müssen, und es wird mir von Jahr zu Jahr schwerer.“ — „Nun was ist es, gute Frau?“ — Es dauerte wieder ein geraumes Weilchen, dann sagte sie: „Ich hab' mich schwer gegen meinen Sohn versündigt.“ Sie fing zu weinen an. Der Pfarrer trat dicht an sie heran. „Bekenne mir's, dann wollen wir miteinander zu Gott beten, daß deine Sünde dir vergeben werde.“

Margit schluchzte und trocknete ihre Tränen, fing aber jedesmal, wenn sie ansetzen wollte, zu weinen an, und so ging es mehrere Male. Der Pfarrer tröstete sie und meinte, es sei gewiß kein so schweres Verbrechen, jedenfalls sei sie zu streng gegen sich selbst usw. Aber Margit weinte und bekam kein Wort heraus, bis sich der Pfarrer dann neben sie setzte und ihr freundlich zusprach, und da kam es stoßweise heraus: „Der Junge hat's in seiner Kindheit gar schlecht gehabt, und da hat die Wanderlust ihn gepackt. So lernte er den Christian kennen, den, der jetzt

so schwer reich geworden ist, da drüben, wo sie Gold graben. Der Christian gab Arne so viele Bücher, daß er ganz anders wurde als wir; sie hockten ganze Nächte lang zusammen; und als Christian fortzog, wollte der Junge ihm nach. Aber da kam das mit dem Vater, wie der plötzlich tot umfiel, und da versprach mir der Junge, mich nie zu verlassen. Aber ich war wie 'ne Henne, die ein Entenei ausgebrütet hat. Als das Kücken Luft gekriegt hatte, wollte es auf das große Wasser hinaus, und ich lief am Ufer hin und her und gackerte. Wenn er auch selbst nicht hinaus konnte, seine Lieder konnten doch hinaus, und jeden Morgen hatte ich Angst, sein Bett mal leer zu finden.

„Da eines Tages kam ein Brief an ihn von ganz furchtbar weit her; und der muß von Christian gewesen sein. Gott verzeih mir die Sünde, aber ich nahm den Brief und versteckte ihn. Ich dachte nun, damit wär's genug, aber nein, es kam noch einer an, und hatte ich den ersten versteckt, so mußte ich den zweiten auch verstecken. Aber war es nicht, als wollten sie ein Loch durch die Truhe brennen, in der sie lagen! Denn von früh, wenn ich die Augen aufschlug, bis ich sie wieder schloß, mußte ich immer nur dahin denken. Und denk nur an, was das Allermerkwürdigste war: es kam noch ein dritter. Eine Viertelstunde lang hielt ich ihn in der Hand; drei Tage lang trug ich ihn auf der Brust mit mir herum und überlegte hin und her, ob ich ihm den Brief geben oder ob ich ihn zu den andern

legen sollte. Aber wer konnte wissen, ob er nicht die Macht hätte, meinen Jungen von mir fort zu locken, und — ich konnte mir nicht helfen — ich legte ihn zu den andern. Nun ging ich in täglicher Angst umher, sowohl wegen denen in der Truhe, als wegen denen, die noch kommen könnten. Jeden Menschen, der auf den Hof kam, fürchtete ich. Saßen wir beide in der Stube, und es klopfte, so zuckte ich zusammen, denn es konnte ja ein Brief sein, und dann bekäme er ihn. War er draußen in der Bygde, ging ich zu Hause umher und dachte: jetzt kriegt er da vielleicht einen Brief, und in dem steht was von den anderen, die früher gekommen sind! Wenn er nach Hause kam, so forschte ich schon von fern in seinen Mienen, und Gott, wie froh war ich, wenn er ein liebes Gesicht machte, denn dann hatte er nichts bekommen! Mit der Zeit war er auch so hübsch geworden; wie sein Vater, nur blonder und milder. Und dann hatte er eine so herrliche Singstimme; — wenn er in der Abendsonne vor der Tür saß und zu den Halden hinaufsang und auf Antwort lauschte, da fühlte ich's, — verlieren konnte ich ihn nicht! — Wenn ich ihn nur sah oder wußte, daß er irgendwo in der Nähe war und nur einigermaßen froh aussah und mir nur dann und wann mal ein gutes Wort gönnte, so wünschte ich mir hienieden nichts anders, und keine Träne hätte ich ungeweint wissen mögen.

„Aber gerade als es schien, als ob er zufriedener wäre und sich auch unter den Leuten wohler fühlte,

kam vom Postamt die Nachricht, der vierte Brief sei angekommen, und zweihundert Taler seien darin. Mir war, als müßte ich auf der Stelle umfallen. Was sollte ich nun tun? Den Brief konnte ich ja ganz gut aus dem Weg schaffen, aber das Geld? Mehrere Nächte lang konnte ich kein Auge zutun, von wegen dem Geld; eine zeitlang hatte ich's auf dem Boden, eine zeitlang im Keller hinter einer Tonne, und einmal war ich so fertig, daß ich es in's Fenster legte, damit er es fände. Aber als ich ihn kommen hörte, nahm ich's doch wieder fort. Zuletzt fand ich doch noch einen Ausweg: ich gab ihm das Geld und sagte, es wäre noch von meiner Mutter her. Er vergrub es, wie ich mir gedacht hatte, in die Erde, und da kam es nicht weg. Aber gerade in dem Herbste mußte es auch noch kommen, daß er eines Abends sich darüber wunderte, daß Christian ihn so ganz vergessen hätte.

„Da brach die Wunde wieder auf, und das Geld brannte wie Feuer. Eine Sünde war es, und die Sünde hatte zu rein garnichts genützt!

„Eine Mutter, die eine Sünde gegen ihr eigenes Kind auf dem Herzen trägt, ist die unglückseligste von allen Müttern; — — und doch hab' ich's nur aus Liebe getan. — — Nun werde ich wohl zuguterletzt noch bestraft werden, dadurch, daß ich mein Liebstes hergeben muß. Denn seit Mittwinter hat er die Melodie wiedergefunden, die er immer singt, wenn er sich fortsehnt, die hat er von Kind auf gesungen, und ich kann sie nicht hören, ohne daß ich blaß

werde. Dann bin ich zu allem möglichen imstande, und hier sollst du sehen," — sie zog bei diesen Worten ein kleines Papier aus ihrem Busen, faltete es auseinander und gab es dem Pfarrer, — „hier ist etwas, woran er bisweilen schreibt; das geht gewiß nach der Melodie. — Ich habe es mitgebracht, weil ich solche feine Schrift nicht lesen kann; lieber Herr Pfarrer, sieh doch, ob nicht was von Reisen drin steht. —"

Es stand nur ein Vers auf dem Papier. Vom zweiten Verse nur hier und da eine Zeile oder eine halbe, als wäre es ein Lied, das er vergessen gehabt und sich nun Vers für Vers wieder ins Gedächtnis zurückzurufen suchte. Aber der erste Vers lautete:

Möchte wohl wissen, was dort zu sehn
über den hohen Bergen?
Schnee, so weit hier die Augen gehn,
grüne Bäume ringsum wohl stehn.
Möchte hinüber so gerne,
wag' ich die Fahrt in die Ferne?

„Steht was von Reisen drin?" fragte Margit und hing an das Pfarrers Augen. — „Ja, es steht was von Reisen drin," erwiderte er und ließ das Papier sinken. — „Dacht' ich's nicht gleich! O Gott, ich kannte ja die Melodie!" Mit gefalteten Händen stand sie da und schaute den Pfarrer an, lange, gespannt, während Träne auf Träne ihr über die Backe hinunterrollte. Hier wußte der Pfarrer ebenso wenig Rat wie sie. „Das muß der Junge eben mit sich allein abmachen," sagte er. „Das

21*

Leben verändert sich nicht um seinetwillen; alles kommt darauf an, daß er selbst einst etwas Höheres darin finden kann. Jetzt scheint es fast, als ob er es draußen erjagen wollte." — „Aber, du lieber Gott, das ist ja ganz genau wie mit dem alten Weibchen." — „Mit welchem alten Weibchen?" fragte der Pfarrer. — „Ei, das Weibchen, das auszog, um sich Sonnenschein zu fangen, anstatt Fenster in ihre Wand zu machen." Der Pfarrer war über ihren Scharfsinn verwundert, aber das war nicht das erste Mal, wenn sie auf dies Gebiet kamen, denn Margit hatte eben sieben oder acht Jahre an nichts anderes gedacht. „Glaubst du, daß er fortgeht? Was soll ich tun? Und das Geld? Und die Briefe?" Alles drängte mit einem Male auf sie ein. „Ja, das mit den Briefen, das ist freilich nicht in der Ordnung. Daß du ihm etwas, was ihm gehört, vorenthalten hast, dafür gibt es kaum eine Entschuldigung. Noch schlimmer ist es indessen, daß du vor deinem Sohne einen Mitchristen in schlechtes Licht gestellt hast, obwohl dieser es gar nicht verdient hat, und am allerschlimmsten ist, daß es einer war, den er sehr lieb hatte und der ihm eben so innig zugetan war. Aber wir wollen zu Gott beten, daß er dir vergebe; wir wollen beide zu ihm beten." Margit ließ ihr Haupt sinken; noch immer saß sie mit gefalteten Händen da. „Wie gern würde ich ihn um Verzeihung bitten, wenn ich nur erst wüßte, ob er bleiben wollte!" — Sie brachte anscheinend den lieben Gott und Arne

ein bißchen durcheinander. Der Pfarrer tat, als ob er das nicht bemerkte. „Hast du vor, ihm gleich alles zu gestehen?“ fragte er. Sie senkte die Augen tief und sagte leise: „Wenn es ginge, möchte ich gern noch ein klein wenig warten.“ Aber der Pfarrer lächelte, ohne daß sie es sah und fragte: „Glaubst du nicht, daß deine Sünde größer wird, je länger du zögerst mit dem Geständnis?“ — Sie nestelte hastig mit beiden Händen an ihrem Taschentuche, faltete es zu einem ganz kleinen Viereck zusammen und versuchte es zu einem noch kleineren zusammenzulegen, aber das ging nicht. „Wenn ich ihm das mit den Briefen sage, dann fürchte ich, er reist.“ — „So wenig also vertraust du auf deinen Gott?“ — „Ei doch, das versteht sich,“ versetzte sie schnell, aber leise fügte sie hinzu: „Aber wenn er nun doch von mir ginge?“ — „Davor, daß er von dir geht, fürchtest du dich also mehr, als davor, in deiner Sünde zu verharren?“ Margit hatte ihr Taschentuch wieder auseinandergefaltet; sie führte es jetzt an die Augen, denn die Tränen kamen ihr. Der Pfarrer saß eine Weile da und betrachtete sie; dann sagte er weiter: „Warum erzählst du mir dies alles, wenn du nicht eine bestimmte Absicht damit verbindest?“ Er wartete lange, aber sie antwortete nicht. „Glaubst du vielleicht, deine Sünde würde geringer werden, wenn du sie bekenntest?“ — „Das dachte ich!“ sagte sie leise und mit noch tiefer auf die Brust gesenktem Haupte. Der Pfarrer lächelte und erhob

sich. „Ja, ja, meine liebe Margit, du mußt dich bemühen, so zu handeln, daß du einst auf deine alten Tage Freude davon haben kannst.“ — „Wenn ich nur die festhalten könnte, die ich habe!“ entgegnete sie, und der Pfarrer mußte annehmen, daß sie sich gar kein größeres Glück zu denken vermöchte, als in ihrer steten Angst zu bleiben. Er lächelte, während er sich die Pfeife stopfte. „Wenn wir nur gleich ein nettes Mädchen hätten, das ihn erobern könnte; da solltest du schon sehen, daß er bliebe!“ — Sie sah schnell auf und folgte dem Pfarrer mit den Blicken, bis dieser vor ihr stehen blieb. „Eli Böen —? was —?“ Sie wurde rot und sah wieder vor sich nieder; aber sie antwortete nicht. Der Pfarrer, der jetzt stehen blieb und wartete, sagte endlich, aber diesmal ganz leise: „Wenn wir es so einrichten könnten, daß die beiden hier im Pfarrhaus öfter zusammenkämen?“ Sie guckte zum Pfarrer empor, um sich zu überzeugen, ob es auch sein voller Ernst wäre. Allein sie wagte ihm nicht recht zu trauen. Der Pfarrer fing nun wieder auf und ab zu wandern an, machte jedoch bald wieder Halt und sagte: „Hör mal, Margit, zu guterletzt war es vielleicht gar das, was dich hierher geführt hat?“ Sie schaute nieder, steckte ein paar Finger in das zusammengelegte Taschentuch und zupfte einen Zipfel hervor. „Ach Gott, ach Gott, ja, das wird's wohl gewesen sein, was ich wollte.“ — Der Pfarrer lachte laut auf und rieb sich die Hände. „Vielleicht wolltest du, als du das letzte Mal hier warst, auch das=

selbe?" — Sie zog den Zipfel weiter heraus, zupfte und zupfte und sagte endlich: „Da du's nun doch mal sagst, so wird's wohl so sein." — „Ha, ha, ha, ha! O, Margit, Margit, du bist mir eine Nette! — Na, wir wollen mal sehen, was wir tun können, denn, um die Wahrheit zu sagen, meine Frau und meine Tochter haben schon längst denselben Gedanken gehabt wie du." — „Ist's möglich?" — Sie blickte auf, so glücklich und zugleich so verschämt, daß der Pfarrer so recht seine Freude an ihrem offenen, hübschen Gesicht hatte, in dem sich das Kind durch allen Kummer und alle Angst hindurchgerettet hatte. „Ja, ja, Margit, da du so große Liebe trägst, so wird dir wohl auch um deiner Liebe willen verziehen werden, was du verbrochen hast, sowohl von Gott wie von deinem Sohne. Die stete große Angst, in der du gelebt hast, wird dich wohl auch hinreichend bestraft haben; nun wollen wir sehen, ob Gott ihr ein baldiges Ende bereiten will, denn will er das, dann hilft er uns jetzt auch ein wenig." Sie seufzte tief auf, und noch einmal, und noch einmal, stand dann auf, dankte, und machte einen Knix, und ging, und knixte in der Tür noch mal. Aber kaum war sie zur Tür hinaus, so war sie ganz wie verändert. Mit einem kurzen, aber von Dankbarkeit strahlendem Blick schaute sie zum Himmel hinauf und eilte die Treppe hinunter, und je weiter sie vom Pfarrhaus wegkam, desto schneller flog sie dahin, und so leicht wie sie an diesem Tage nach Kampen ging, hatte sie den Weg seit vielen, vielen

Jahren nicht gemacht. Als sie so weit war, daß sie sehen konnte, wie der Rauch sich dick und lustig aus dem Schornstein herauswälzte, segnete sie das Haus und den ganzen Hof, und den Herrn Pfarrer und Arne, — und dabei fiel ihr ein, daß es Rauchfleisch zu Mittag gab, was ihr Lieblingsessen war.

Fünfzehntes Kapitel

Kampen war ein schöner Hof. Er lag mitten auf der Hochebene, deren untere Grenze die Kampenschlucht und deren obere die Landstraße war; an der oberen Seite des Weges stand dichter Wald, etwas weiter hinauf ragte die Bergwand empor, und dahinter sah man blaue Berge mit Schneefeldern. Auch jenseits der Kampenschlucht war eine breite Bergkette, die sich erst rings um den ganzen Schwarzsee, auf der Seite, wo Böen lag, herumzog, dann in der Richtung nach Kampen hin immer höher wurde und sich gleichzeitig nach der breiten Talsenkung herumbog, die die Untere Bygde genannt wurde und die hier unten begann, denn Kampen war der letzte Hof in der Oberen Bygde.

Die Haupttür des Wohnhauses ging auf die Straße hinaus; von da bis zum Wege war es wohl einige tausend Schritt; ein Pfad, auf beiden Seiten mit dichten Birken bepflanzt, führte hinauf. Zu beiden Seiten der Rodung lag Wald; die zum Gute gehörenden Äcker und Wiesen ließen sich nach Be-

lieben vergrößern; kurz, es war eine fast in jeder Beziehung vorzügliche Ackerwirtschaft. Ein kleiner Garten lag vor dem Haus. Den bestellte Arne nach Anleitung seiner Bücher; links vom Hause lagen die Ställe und andere Wirtschaftsgebäude; sie waren größtenteils neu aufgeführt und bildeten ein Viereck mit dem Wohnhause. Dieses selbst war rot gestrichen, mit weißen Fensterrahmen und Türen, hatte zwei Stockwerke und war mit Torf gedeckt, so daß kleines Buschwerk auf dem Dache wuchs; der eine Giebel trug eine Wetterstange, auf der sich ein eiserner Hahn mit hohem Schwanze drehte.

Der Frühling war in die Bergtäler eingezogen; es war ein Sonntagmorgen; die Luft war etwas schwer, aber ruhig und ohne Kälte; der Nebel hing tief bis auf die Wälder herab, Margit meinte aber, er würde sich im Lauf des Tages lichten. Arne hatte seiner Mutter die Predigt vorgelesen und Choräle gesungen, und das hatte ihm selbst wohlgetan; jetzt stand er in vollem Sonntagsstaate da, um nach dem Pfarrhaus zu gehen. Er öffnete die Tür; Duft von frischem Laub schlug ihm entgegen; taufrisch stand der Garten, gebeugt unter der Schwere des Morgennebels, aber von der Kampenschlucht her brauste stoßweise mächtiges Gedröhn herüber, so daß es einem vor Augen und Ohren zitterte.

Arne schritt bergan. Je weiter er sich vom Wasserfall entfernte, desto mehr verlor das Gedröhn alles Grausige, und zuletzt legte es sich wie ein tiefer Orgelton über die ganze Landschaft.

„Gott sei mit ihm, auf dem Wege, den er da geht!" sagte die Mutter, wie sie das Fenster öffnete und ihm nachsah, bis die Büsche ihn verdeckten. Der Nebel lichtete sich mehr und mehr, die Sonne brach hindurch, und auf den Feldern und im Garten wurde es lebendig. Dort sproßte nun schon Arnes Werk in frischem Wachstum und trug Duft und Frohsinn zur Mutter hinauf. Der Frühling ist schön für den, der lange Winter gehabt hat!

Arne hatte auf dem Pfarrhof nichts Bestimmtes zu tun, aber er wollte doch mal nach den Zeitungen fragen, die er zusammen mit dem Pfarrer hielt. Er hatte unlängst die Namen mehrerer Norweger gelesen, die in Amerika durch Goldgraben emporgekommen waren, und unter diesen stand auch Christian. Jetzt hatte Arne obendrein noch das Gerücht vernommen, daß Christian in der Heimat erwartet würde. Darüber konnte er wohl gleichfalls im Pfarrhause Bescheid bekommen, und wenn Christian etwa schon jetzt in der Stadt wäre, wollte ihn Arne zwischen den Frühlingsarbeiten und der Heuernte besuchen. Diese Gedanken erfüllten ihn ganz, bis er dahin kam, wo man den Schwarzensee und Böen auf dem jenseitigen Ufer sehen konnte. Der Nebel lichtete sich auch dort, die Sonne spielte auf den Wiesenhängen, die Berge standen mit sonnigen Gipfeln, während sie im Schoß noch den Nebel liegen hatten, der Wald verdunkelte das Wasser auf der rechten Seite, aber dort vor den Häusern war es etwas seichter, und da schimmerte der weiße

Sand im Sonnenschein. Mit einem Male weilten seine Gedanken in dem roten Hause mit den weißen Türen und Fensterrahmen, wonach er sein eigenes angestrichen hatte. Er dachte nicht an die ersten schweren Tage, die er dort verlebt, er dachte nur an den Sommer, von dem sie beide, er und Eli, dort oben vor ihrem Krankenbette geträumt hatten. Seitdem war er nicht mehr dort gewesen, seitdem wollte er nicht mehr dahin, um alles in der Welt nicht. Sowie nur seine Gedanken daran rührten, wurde er rot vor Scham, und trotzdem geschah es, jeden Tag und viele Male am Tage, und gab es irgend etwas, was ihn aus der Bygde treiben konnte, so war es eben dies.

Er ging rasch, als wollte er weit, weit von dort wegkommen; aber je länger er ging, desto näher kam er Böen, und desto häufiger sah er auch hinüber. Der Nebel war ganz verschwunden, der Himmel klar von einem Bergrahmen bis zum andern, die Vögel schwebten in der sonnenfrohen Luft und riefen einander lustig zu, die Felder antworteten mit Millionen Blumen, kein Wasserfall zwang die Freude aufs Knie wie zu Unterwerfung und Andacht; lebensfroh und ausgelassen sang, blitzte, jubelte sie himmelwärts ohne Ende!

Arne hatte sich glühend heiß gegangen, nun warf er sich am Fuße eines Hügels ins Gras, schaute nach Böen hinüber und wälzte sich auf die andere Seite, um nicht mehr hinüberzuschauen. Da hörte er Gesang über sich, so glockenrein, wie er

nie hatte singen hören; das floß über die Wiese hin, mitten in all das Vogelgezwitscher hinein, und kaum daß er die Melodie recht wiedererkannte, kannte er auch schon die Worte. Denn die Melodie war die, die ihm die liebste von allen war, und die Worte waren die, mit denen er sich seit der Kindheit getragen hatte, und die er an demselben Tage, da er sie endlich herausgebracht hatte, auch wieder vergessen hatte. Er sprang auf, als wollte er sie wieder fangen, blieb aber stehen und lauschte. Und es kam der erste Vers, dann der zweite, der dritte, der vierte Vers zu ihm herniedergeflossen, all die Verse seines eigenen vergessenen Liedes:

Möchte wohl wissen, was dort zu sehn
über den hohen Bergen?
Schnee, so weit hier die Augen gehn,
grüne Bäume ringsum wohl stehn.
Möchte hinüber so gerne,
wag' ich die Fahrt in die Ferne?

Adler hebt sich mit starkem Schlag
über die hohen Berge,
fliegt in den jungen, kraftvollen Tag,
kühlt seinen Jagdmut im wilden Hag,
rastet nach seinen Gelüsten,
schaut nach den fremden Küsten.

Laubschwerer Apfelbaum, den nichts zieht
über die hohen Berge,
sprießt, sobald er den Sommer sieht,
hofft nur, daß immer, wenn er blüht,
Vöglein in jubelndem Reigen
schaukeln sich in seinen Zweigen.

Wer sich gesehnt wohl zwanzig Jahr
über die hohen Berge,
weiß, daß sein Sehnen fruchtlos war,
fühlt sich kleiner von Jahr zu Jahr,
hört, was die Vöglein singen,
die sich im Apfelbaum schwingen.

Plauderndes Vöglein, was hält dich hier fest
über den hohen Bergen?
Fändest du dort nicht ein besseres Nest,
Höhen, wo frei es sich hausen läßt?
Willst du nur Sehnsucht bringen
ohne die tragenden Schwingen?

Darf ich denn nimmer, nimmermehr
über die hohen Berge?
Soll der Gedanken kämpfendes Heer,
soll mir dies eisige Schreckenswehr
ewig versperren die Erde,
daß sie zum Sarge mir werde?

Fort will ich, fort, o so weit, weit, weit
über die hohen Berge.
Hier verzehrt mich mein Herzeleid,
jung ist mein Mut und kampfbereit.
Mag er den Anstieg nur wagen,
nicht an der Mauer zerschlagen.

Einmal, das weiß ich, komm' ich hinaus
über die hohen Berge.
Quillt aus dem Türspalt schon Licht heraus?
Himmlischer Vater, ist schön auch dein Haus,
laß doch dein Tor noch verschlossen,
bis ich mein Sehnen genossen.

Arne stand da, bis der letzte Vers, das letzte Wort verhallt war; wieder hörte er die Vögel

schelmisch und neckisch lachen, aber er wußte nicht, ob er sich regen dürfte. Aber wissen, wer es war, wollte er doch zu gern, er hob den Fuß und ging so behutsam, daß er das Gras nicht mal rascheln hörte. Ein kleiner Schmetterling setzte sich gerade vor seinen Füßen in eine Blume, mußte wieder auf, flog wieder ein klein Stückchen, mußte wieder auf, und so ging es den ganzen Abhang, den er hinaufklomm. Aber dort oben stand ein dicker Busch; da er jetzt von seinem Platze aus alles sehen konnte, wollte er nicht weiter, ein Vogel flog aus dem Busche auf, schrie erschrocken und flog über den Bergabhang weg. Da sah sie auf, sie, die dort saß; er duckte sich tief nieder, hielt den Atem an, das Herz klopfte ihm, jeden Schlag hörte er. Er lauschte und wagte kein Blättchen anzurühren, denn sie war es ja — Eli! — Lange, lange nachher guckte er ein klein wenig in die Höhe, hätte sich gar zu gern noch einen Schritt näher geschlichen, aber der Vogel hätte ja unter dem Strauch sein Nest haben können, und das durfte er doch nicht zertreten. Er lugte durch die Blätter hindurch, je nachdem sie zur Seite wehten oder zusammenhockten. Die Sonne schien gerade auf das Mädchen, sie saß in einem schwarzen Mieder ohne Ärmel da und hatte einen Strohhut auf, wie ihn die Burschen zu tragen pflegten; er saß locker und wollte immer auf die Seite rutschen. Im Schoße hatte sie ein Buch liegen, obendrauf jedoch einen ganzen Haufen Feldblumen; ihre rechte Hand kramte wie in Gedanken in den Blumen, die linke war auf das Knie gestützt

und daran lehnte sie ihren Kopf. Ihre Augen sahen dem Vogel nach, wie er wegflog, und es war nicht ganz sicher, ob sie geweint hätte.

Etwas Schöneres hatte Arne sein Lebtag weder gesehen, noch geträumt. Die Sonne warf auch all ihr Gold über sie und ihr Plätzchen, und der Gesang umwob sie, trotzdem er längst verklungen war, so daß sich seine Gedanken, ja, sein Herz und sein Atem, nur nach dem Takte des Liedes bewegten.

Sie nahm das Buch und öffnete es, schloß es jedoch gleich wieder und saß wie vorher da, während sie zu summen begann. Es war das Lied: Bäumchen stand fertig mit Knospen besät.

Er konnte es hören, obwohl sie sich weder der Worte noch der Melodie ordentlich entsann und sich oft irrte. Den letzten Vers kannte sie noch am besten, darum sang sie ihn mehrere Male; aber sie sang ihn so:

Und Bäumchen kriegt Beeren so reif und so gut.
„Darf ich nehmen?" sagt's Mädchen, das süße Blut.
„Nimm, Mägdelein fein,
alle sind dein,"
sagt Bäumchen. — Tralla la la gut.

Und dann mit einem Mal sprang sie auf, schüttelte alle Blumen von sich und jodelte so, daß der Ton durch die Luft schmetterte und bis nach Böen hinüberdrang. Und dann lief sie. — — Sollte er rufen? Nein! — Da sprang sie die Hügel hinab, singend und trällernd; da fiel der

Hut hin, jetzt nahm sie ihn wieder auf, nun stand sie mitten im höchsten Grase. — „Soll ich rufen? Sie sieht sich um!“ — Schnell heruntergeduckt. Es dauerte lange, ehe er sich traute, wieder hervorzulugen, zuerst hob er nur den Kopf, sah sie aber nicht; — dann auf die Knie, sah sie noch immer nicht; — jetzt ganz auf, — nein, sie war fort!

Nach dem Pfarrhaus mochte er nun nicht mehr. Er wollte überhaupt nichts! — Später setzte er sich dorthin, wo sie gesessen hatte, und saß noch da, als die Sonne schon im Mittag stand. Auf dem See nicht ein Wellchen, von den Höfen begann der Rauch in die Höhe zu wirbeln, die Wachteln verstummten eine nach der anderen, die Vögel schäkerten zwar noch, zogen sich aber mehr und mehr nach dem Walde hin zurück, der Tau war fort, und das Gras war ganz ernsthaft geworden, kein Lüftchen regte sich, und die Blätter hingen ganz still, die Sonne mußte in einer Stunde im Mittag stehen. Er wußte selbst nicht, wie es zuging, daß er da saß und an einem Liedchen arbeitete; eine weiche Melodie kam und bot sich von selber dazu an, und da ihm die Brust so voll von allem Süßen und Holden war, ging und kam die Melodie so lange, bis sie ein ganzes Bild mit sich hatte.

Still, wie er's gemacht hatte, sang er es vor sich hin:

Im Wald ging Jung-Knabe wohl Tage lang,
Tage lang,
er hatte gehört so seltsamen Sang,
seltsamen Sang.

Aus Weidenrohr eine Flöte er schnitzt,
Flöte er schnitzt,
versucht, ob die Weise da drin nicht sitzt,
drin nicht sitzt.

Die Weise flüstert bald hier, bald dort,
hier, bald dort,
doch wie er ihr lauschte — husch, war sie fort,
war sie fort.

Oft, wenn er schlief, sie leis' ihn umschlich,
leis' ihn umschlich,
und über die Stirn ihm liebreich strich,
liebreich strich.

Wollte sie fangen, doch jäh er erwacht,
jäh er erwacht,
die Weise hing fest in der bleichen Nacht,
bleichen Nacht.

Herr, o mein Gott, so nimm mich hin,
nimm mich hin,
die Weise hat ganz mir verzaubert den Sinn,
ganz den Sinn.

Der Herr erwidert: „sie ist dein Freund,
ist dein Freund,
wenngleich sie sich nimmer mit dir vereint,
dir vereint."

Keine der andern so weit doch reicht,
weit doch reicht,
wie diese, die eine, die stets von dir weicht,
von dir weicht.

Sechzehntes Kapitel

Es war ein Sonntagabend im Sommer; der Pastor war aus der Kirche heimgekehrt, und Margit hatte bis jetzt, bis gegen sieben Uhr, bei ihm gesessen. Nun sagte sie adieu und lief die Treppe hinunter und auf den Hof hinaus, denn dort hatte sie soeben Eli Böen bemerkt, die dort mit dem Sohn des Pfarrers und ihrem Bruder zusammen gespielt hatte.

„Grüß Gott!“ sagte Margit, und blieb stehen. — „Grüß Gott!“ sagte Eli; ihr Gesicht glühte, und sie wollte jetzt mit dem Spiel aufhören, obgleich die Jungens sie bestürmten; sie bat jedoch so herzlich, daß sie sie für heute abend freigäben. — „Ich meine fast, ich sollte dich kennen,“ sagte Margit. — „Das ist wohl möglich,“ entgegnete Eli. — „Du bist doch nicht am Ende Eli Böen?“ — Doch, die sei sie. — „Nee, aber so was! — Also du bist Eli Böen! Ja, nun sehe ich's auch, du siehst deiner Mutter ähnlich.“ — Elis rötlichbraunes Haar hatte sich gelöst und hing lang herunter. Ihr Gesicht war heiß und rot wie eine Erdbeere, ihre Brust flog auf und nieder, sie konnte kaum sprechen und lachte sich selbst aus, daß sie so außer Atem war. — „Ach ja, das gehört sich so für die Jugend.“ — Margit verliebte sich ganz in den Anblick des Mädchens. „Aber mich kennst du wohl nicht?“ Eli hätte gern gefragt, ließ es aber

lieber, weil jene die ältere war; jetzt sagte sie nur, sie könne sich nicht erinnern, sie schon gesehen zu haben. — — „Ach nein, das ist auch nicht zu erwarten; alte Leute kommen nur selten mal heraus aus ihrem Nest. — Aber meinen Sohn kennst du vielleicht ein wenig, den Arne Kampen; ich bin seine Mutter.“ „Sie lugte zu Eli hinüber, und diese war auch auf einmal ganz verändert. „Hat er nicht mal da drüben bei euch auf Böen gearbeitet?“ — Ja, das hätte er. — „'s ist solch ein schönes Wetter heut abend; wir haben gegen mittag geheut und eingefahren, bevor ich ging; wirklich ein gottgesegnetes Wetter.“ — „Es wird gewiß ein gutes Heujahr?“ meinte Eli. — „Ja, das darf man wohl sagen; — auf Böen steht's wohl auch fein?“ — „Da sind wir schon fertig damit.“ — „Natürlich, versteht sich! Viel Hilfe, tüchtige Leute! — Willst du heute abend noch hinüber?“ — „Nein, heute nicht mehr.“ — Sie plauderten nun von diesem und jenem und wurden allmählich so vertraut, daß Margit wagen konnte, sie zu fragen, ob sie nicht ein Stückchen mitgehen wolle. „Willst du nicht ein paar Schritte mitkommen?“ sagte sie, „man trifft so selten einen, mit dem man mal 'nen kleinen Schwatz halten kann, und dir geht's wohl ebenso, nicht?“ — Eli entschuldigte sich, aber sie habe ihre Jacke nicht an. „Ach natürlich, 's ist ja auch zum Schämen, gleich das erstemal, wo man einen Menschen sieht, ihn um sowas zu bitten; aber mit alten Leuten muß man eben nachsichtig sein.“ — Eli

22*

sagte, sie könne sie ja gern begleiten, aber dann müsse sie schnell erst ihre Jacke holen.

Es war ein enganschließendes Jäckchen; wenn es zugehakt war, sah es fast wie ein Kleid aus; weil sie so warm war, hakte sie aber nur die beiden untersten Haken zu. Die feine Leinenblouse hatte einen überfallenden Kragen und wurde am Halse von einem silbernen Knopf in Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln zusammengehalten. Gerade so einen hatte Nils Schneider getragen, als Margit Kampen zum erstenmal mit ihm tanzte. — „Ei, was für'n hübscher Knopf," sagte sie, und betrachtete ihn. — „Den hab' ich von der Mutter," sagte Eli. — „Ja, ja, so ist's wohl," sie half ihr, ihn feststecken.

Jetzt gingen sie den Weg entlang. Das Heu war gemäht und lag in Haufen; Margit griff in einen der Heuhaufen, roch dran und fand das Heu gut. Sie erkundigte sich nach dem Viehstand auf dem Pfarrhof, bei welcher Gelegenheit sie dann auch nach dem auf Böen fragen und erzählen konnte, wie groß der von Kampen wäre. „In den letzten Jahren ist der Hof tüchtig vorwärts gegangen, und er läßt sich erweitern, soviel man selber will. Er füttert jetzt zwölf Milchkühe und könnte noch mehr füttern, aber er hat so viele Bücher, in denen er studiert und nach denen er alles einrichtet, und da will er sie so großartig gefüttert haben." — Wie zu erwarten war, antwortete Eli auf dies alles nichts; aber nun fragte Margit sie, wie alt sie sei.

„Neunzehn Jahre." — „Hast du denn schon im Haushalt mit Hand angelegt? Du siehst mir so fein aus, 's ist auch wohl nicht allzuviel gewesen." — Doch, sie habe allerlei mit tun müssen, besonders in der letzten Zeit. — „Ja, ja, 's ist gut, an alles gewöhnt zu sein; wenn man selbst nachher ein großes Haus kriegt, da tut's schon not. Aber freilich, wenn man genug Hilfe vorfindet, braucht man sich nicht zu arg zu placken." — Eli wäre jetzt freilich gern umgekehrt, da sie schon weit über die Feldmark des Pfarrhofes hinaus waren. „Die Sonne geht noch lange nicht unter; — es wär' lieb von dir, wenn du noch ein bißchen mit mir plaudern wolltest," — und Eli ging mit.

Nun fing Margit an, von Arne zu sprechen. „Ich weiß nicht, ob du ihn genauer kennst. Von dem kann man alles Mögliche lernen; du liebe Zeit, was der alles gelesen hat!" Eli gestand, sie wüßte, daß er viel gelesen habe. — „Und das ist noch das Wenigste an ihm; wie der sein ganzes Leben lang gegen seine alte Mutter gewesen ist, das ist noch viel mehr! Wenn das wahr ist, was ein altes Sprichwort sagt: wer gegen seine Mutter gut ist, ist auch gegen seine Frau gut, dann wird die, die er mal wählt, sich nicht viel zu beklagen brauchen. — Wonach schaust du dich denn um, Kind?" — „Ach, ich hab' bloß einen kleinen Zweig fallen lassen, den ich in der Hand hatte." — Sie wurden beide still und gingen, ohne einander anzusehen. „Er hat so was Sonderbares an sich," be-

gann die Mutter von neuem, „als Kind ist er immer so geduckt worden, und deshalb hat er sich dran gewöhnt, alles mit sich allein abzumachen, und solche Leute haben immer 'n bißchen was Eignes." — Jetzt wollte Eli durchaus umkehren, aber Margit meinte, nun hätten sie nur noch ein ganz kleines Stückchen bis Kampen, und da müsse sie sich Kampen doch ansehen, weil sie nun mal hier wäre. Aber Eli meinte, für heute würde es zu spät werden. „I was, es wird sich schon wer finden, der dich nach Hause begleitet," sagte Margit. — „Nein, nein!" erwiderte Eli hastig und wollte gehen. — „Arne ist freilich nicht zu Hause," sagte Margit, „der kann's also nicht, aber es wird sich schon wer anders finden," und nun hatte Eli weniger dagegen einzuwenden; sie wollte Kampen ja auch gern sehen. „Wenn es nur nicht zu spät wird!" — „Ja, wenn wir hier noch lange darüber hin und herschwatzen, kann's freilich zu spät werden," — und sie gingen. „Du hast wohl auch viel gelesen, du bist ja doch beim Herrn Pastor erzogen, nicht?" — Ja, das hätte sie schon. — „Das wird dir zugute kommen," meinte Margit, „wenn du einen kriegst, der weniger kann." — Nein, so einen wollte Eli aber nicht. — „O nein, das wär' wohl auch nicht das richtige; aber hier in der Bygde sind die Leute nicht gar zu gelehrt!" — Eli fragte, von wo der Rauch da drüben im Walde aufstiege. — „Das ist ein neues Pächterhaus, das zu Kampen gehört. Da wohnt der Oplands-Knut. Er war immer so einsam,

und da hat ihm Arne den Platz da zum Ausroden gegeben. Der Arne weiß, was Einsamkeit zu bedeuten hat, der arme Kerl!" — Nach einer Weile kamen sie so hoch, daß sie den Hof sehen konnten. Die Sonne schien ihnen grade ins Gesicht, sie hielten die Hände über die Augen und schauten hinab. Mitten auf der Hochebene lag das Gehöft, rot, mit weißen Fensterrahmen; ringsum war die Wiese gemäht, ein Teil des Heus stand in Haufen, die Äcker lagen grün und üppig inmitten der blaßgrünen Wiese. Bei den Ställen ging's lebhaft zu; Kühe, Schafe und Ziegen kamen gerade heim, die Schellen bimmelten, die Hunde bellten, die Milchmagd rief, aber alles übertönend brauste das furchtbare Getöse des Wasserfalls in der Kampenschlucht. Je länger Eli schaute, desto mehr hörte sie nur diesen Ton, und er wurde ihr zuletzt so entsetzlich, daß sie Herzklopfen bekam, es brauste und sauste durch ihren Kopf, bis sie ganz taumelig wurde, und dann wurde ihr wieder so weich und warm ums Herz, daß sie unwillkürlich ganz behutsam auftrat und kleine Schritte machte, so daß Margit sie bitten mußte, doch etwas schneller zu gehen. Sie schrak zusammen. „Ich hab' nie so was gehört wie diesen Wasserfall," sagte sie; „mir wird fast bange." — „Daran gewöhnst du dich bald," antwortete die Mutter; „zuletzt würdest du ihn sogar vermissen." — „Ach wirklich?" fragte Eli. — „Ja, ja, wirst schon sehen," sagte Margit; dabei lächelte sie.

„Komm, nun sehen wir uns zuerst mal das Vieh an," sagte sie, vom Wege abbiegend; „die Bäume hier auf beiden Seiten hat Nils gepflanzt. — Er wollte es gern hübsch haben, der Nils, — das will Arne auch; da sieh dir mal den Garten an, den er angelegt hat." — „Ach, wie hübsch, wie hübsch!" rief Eli, und lief schnell nach dem Zaun. Sie hatte Kampen öfter gesehen, aber noch nie so in der Nähe, und deshalb auch nicht den Garten. — „Später wollen wir ihn uns angucken," sagte Margit. — Eli lugte flüchtig durch die Fenster hinein, als sie an dem Hause vorübergingen; es war niemand drinnen.

Sie stellten sich beide auf den Scheunensteg und betrachteten die Kühe, wie sie muhend an ihnen vorüber in den Kuhstall trotteten. Margit nannte Eli jede einzelne beim Namen, erzählte, wieviel Milch jede gäbe, welche trächtig wären und welche nicht. Die Schafe wurden gezählt und eingelassen, sie waren von einer großen, fremden Rasse. „Arne hat sich mal zwei Lämmer aus den südlichen Provinzen kommen lassen. Er hat viel Lust zu so was, das sollte man ihm gar nicht zutrauen." — Sie gingen nun in die Scheune hinein und besahen das Heu, das schon eingefahren war, und Eli mußte dran riechen, — „solches Heu gibt's nicht überall." — Sie zeigte durch die Scheunenluke nach den Äckern hinaus und erzählte, was jeder trüge, und wieviel von jeder Sorte gesät sei. — Von der Scheune gingen sie nach dem Hause;

Eli, die bis jetzt auf nichts etwas erwidert hatte, bat jetzt aber, als sie an dem Garten vorübergingen, ob sie nicht hinein dürfe. Und als sie drin war, bat sie später, ob sie sich nicht ein Blümchen oder zwei pflücken dürfe. In der einen Ecke war eine kleine Bank, da setzte sie sich einen Augenblick hin, aber nur wie zur Probe, denn sie stand sofort wieder auf.

„Jetzt müssen wir aber ein bißchen schnell machen, damit es nicht zu spät wird," sagte Margit, als sie vor der Tür standen. Und nun gingen sie hinein. Margit fragte, ob sie ihr nicht etwas vorsetzen dürfe, das erstemal, wo sie hier einträte, aber Eli wurde rot und sagte kurz danke. Sie sah sich nun um, wo sie stand; hier gingen die Fenster nach dem Wege hinaus, und hier hielten sie sich tagsüber auf; die Stube war nicht groß, aber gemütlich, mit Wanduhr und Kachelofen. Dort hing Nils Fiedel, alt und dunkel, aber mit neuen Saiten. Hier hingen ein paar Gewehre, die Arne gehörten, englische Angelruten und andere seltsame Dinge, die Mutter Margit herunternahm und zeigte. Eli besah sie und rührte sie leise an. Das Zimmer war nicht gemalt, weil Arne das nicht mochte; auch das andere Zimmer nicht, das nach der Kampenschlucht mit den frischgrünen Bergen geradeüber und dem Blauen in der Ferne hinausging. Diese Stube, die wie die ganze eine Hälfte des Hauses ein Anbau war, war größer und vornehmer. Die beiden kleinen Zimmer im Flügel aber waren gemalt,

denn da sollte die Mutter wohnen, wenn sie alt würde, — und eine junge Frau ins Haus zöge. Sie gingen in die Küche, nach dem Stabbur und in die Holzschuppen; Eli sagte nicht ein einziges Wort, ja, sie sah sogar alles nur aus einem gewissen Abstand an; nur wenn ihr Margit etwas hinreichte, rührte sie es an, aber immer nur ganz flüchtig. Margit, die die ganze Zeit plauderte, führte sie jetzt wieder in den Hausflur; nun wollten sie noch den Boden besehen.

Da oben waren auch noch wohleingerichtete Zimmer, die denen im unteren Stockwerke entsprachen, aber sie waren neu und noch nicht in Gebrauch genommen, mit Ausnahme eines einzigen, das nach der Kampenschlucht hinauslag. In diesen Stuben hingen und standen allerlei Dinge, die im täglichen Leben nicht benutzt wurden. Eine ganze Menge fertig genähte Schaffelldecken und anderes Bettzeug. Die Mutter befühlte sie, hob sie auf, und Eli mußte dasselbe tun. Sie schien inzwischen ein wenig mutiger geworden zu sein, oder sie fand an diesen Sachen mehr Gefallen; denn zu einigen kehrte sie mehrmals wieder zurück und fragte, und die Sache machte ihr mehr und mehr Spaß. Da sagte die Mutter: „Nun wollen wir zuletzt auch noch in Arnes Zimmer gehen." Sie kamen in das Zimmer, das nach der Kampenschlucht hinaus lag. Das furchtbare Brausen schlug ihnen hier wieder entgegen; denn das Fenster stand offen. Hier waren sie höher und konnten den Gischtstrahl des Gießbaches

zwischen den Felsen emporspritzen sehen, aber den Wasserfall selbst konnte man nur höher oben, wo ein Felsblock hinabgestürzt war, sehen, wie er sich mit furchtbarer Gewalt zum letzten Sprung in die Tiefe anschickte. Frischer Rasen deckte die obere Fläche des Felsblockes, ein paar Tannenzapfen hatten sich hineingebohrt und schossen mit frischen Wurzeln aus den Felsritzen hervor. Der Wind hatte arg in den Bäumen gezaust und gezerrt, der Gießbach hatte sie gewaschen, so daß sich vier Ellen von den Wurzeln keine Zweige fanden; sie waren ins Knie gesunken, und die Zweige waren gekrümmt, aber fest auf den Beinen standen sie, und hoch schossen sie auf zwischen den Felswänden. Das war das erste, was Eli vom Fenster aus gewahrte, und dann die blendend weißen Schneefirnen über dem Grünen. Sie wandte ihr Auge ab: über den Feldern ruhte Friede und Fruchtbarkeit, und nun erst schaute sie sich auch im Zimmer um; der Wasserfall hatte es bisher verboten.

Wie still und traulich und fein war es hier gegen das Wilde da draußen! Sie sah nichts Einzelnes, weil eins immer in das andere verschmolz und das meiste ihr neu war. Denn diesem Zimmer hatte Arne seine ganze Liebe zugewandt; und so ärmlich es auch war, zeigte es doch in allem, selbst in den kleinsten Details, Kunstverständnis. Es war, als kämen, wie sie so dastand und sich umschaute, all seine Lieder angesungen, oder als lächelte er selbst sie aus jedem

Gegenstande an. Das erste, was sie unterscheiden konnte, war ein großes, breites, reich geschnitztes Bücherbord. Da waren so viele Bücher, daß sie meinte, selbst der Herr Pfarrer könne nicht mehr haben. Das nächste war ein schöner Schrank. Da drin habe er viele Raritäten, sagte die Mutter; da habe er auch sein Geld, fügte sie flüsternd hinzu. Zweimal hätten sie geerbt, sagte sie später, und wenn alles ginge, wie es sollte, würden sie noch einmal erben. „Aber das Geld ist nicht das Beste in der Welt; er kann etwas kriegen, was noch besser ist." — Es waren da viele Dinge im Zimmer, die vergnüglich anzuschauen waren, und Eli betrachtete sie alle fröhlich wie ein Kind. Margit klopfte ihr auf die Schulter. „Ich hab' dich heut zum ersten Male gesehen, Kindchen, und habe dich doch schon so lieb," sagte sie und sah ihr gutmütig in die Augen. Ehe Eli noch Zeit hatte, verlegen zu werden, zupfte Margit sie und sagte ganz leise: „Siehst du da das kleine, rotgemalte Kästchen? — da ist was Feines drin — na — ich sage dir — —!" Eli sah hin, es war ein kleines viereckiges Kästchen, so niedlich, daß sie Lust bekam, es zu haben. „Ich darf eigentlich nicht wissen, was in dem Kästchen ist," flüsterte die Mutter, „er versteckt jedesmal den Schlüssel." Sie ging nach der Wand, wo einige Kleidungsstücke hingen, nahm eine Samtweste herunter, suchte in der Uhrtasche, und richtig, der Schlüssel war drin. „Komm, jetzt gucken wir's uns an," flüsterte sie.

Eli hatte allerdings ein Gefühl, als ob die Mutter da durchaus nicht recht täte, aber Weiber sind nun mal Weiber, sie gingen also beide ganz leise hin und knieten vor dem Kästchen nieder. So wie die Mutter den Deckel öffnete, strömte ihnen ein Wohlgeruch entgegen, so daß Eli in die Hände klatschte, ehe sie noch etwas gesehen hatte. Obenauf lag ein Tuch, das die Mutter abnahm. „Jetzt paß nur auf!" flüsterte sie und holte ein feines schwarzseidenes Halstuch heraus, so wie die Männer es nicht tragen. „Es ist grad wie für ein Mädel," sagte die Mutter. „Hier ist noch eins," sagte sie. Eli faßte es an, sie konnte sich kaum bezwingen, und die Mutter mußte es ihr auch obendrein noch umprobieren, obgleich Eli nicht wollte und den Kopf abwandte. Die Mutter legte es sorgfältig wieder zusammen. „Und guck mal, hier!" sagte sie dann und nahm schöne seidene Bänder heraus, „alles wie für ein Mädchen!" Eli wurde feuerrot, aber kein Laut kam über ihre Lippen; ihr Busen flog, ihre Augen flatterten scheu umher; sonst keinen Muck. „Da ist noch mehr!" Die Mutter holte einen schönen, schwarzen Kleiderstoff hervor; — „der ist aber fein," sagte sie und hielt ihn gegen das Tageslicht. Eli zitterten die Hände ein wenig, als die Mutter sie aufforderte, den Stoff doch mal anzufühlen; sie fühlte, wie ihr das Blut in den Kopf schoß, sie hätte sich am liebsten abgewandt, aber das ging doch nicht an. „Jedesmal, wenn er nach der Stadt gereist ist, hat er etwas gekauft,"

sagte die Mutter. Eli konnte jetzt kaum mehr, ihre Augen liefen von einem Ding im Kästchen zum andern, und dann wieder zurück zu dem Kleiderstoff; eigentlich sah sie gar nichts mehr. Aber die Mutter ließ sich nicht stören und holte einen Gegenstand heraus, der in Papier eingewickelt war. Ein Papier nach dem andern wurde abgewickelt; das lockte wieder, Eli war sehr gespannt: es waren ein Paar kleine Schuhe. So etwas Niedliches hatten sie alle beide doch ihr Lebtag noch nicht gesehen; die Mutter hätte es nie für möglich gehalten, daß man so was machen könne. Eli sagte keinen Ton, aber sie konnte es nicht lassen, sie mußte die Schuhe doch mal anfassen, ach da standen alle ihre fünf Finger drauf abgedrückt. Sie schämte sich so, daß sie dem Weinen nahe war; am liebsten wäre sie gegangen, aber sie wagte nicht zu reden, wagte nicht einmal die Blicke der Mutter darauf zu lenken. Die war aber ganz von ihrem eignen Tun in Anspruch genommen. „Ist es nicht akkurat, als hätte er das alles nach und nach für eine gekauft, der er sich's nicht zu geben getraute?" sagte sie und legte alles wieder genau so zusammen, wie es gelegen hatte; darin schien sie Übung zu haben. „Nun wollen wir mal sehen, was da in der Schublade ist!" Sie zog sie langsam auf, als sollten sie jetzt erst etwas ganz besonders Hübsches zu sehen kriegen. Da lag eine Schnalle, breit, wie zu einem Gürtel; die zeigte sie Eli zuerst, dann zeigte sie ihr ein paar zusammengebundene, goldene Ringe, und dann noch

ein Gesangbuch in Samt mit silbernem Beschlag; aber dann sah sie auch gar nichts mehr, denn auf dem Silberbeschlage des Gesangbuches hatte sie mit feiner Schrift eingraviert gelesen: „Eli Baardstochter Böen.“ — — Die Mutter wollte gern, daß sie es sähe, sie bekam keine Antwort, sah nur Träne auf Träne auf das Seidenzeug hinuntertropfen und darauf verlaufen. Da legte die Mutter die Brosche, die sie gerade in der Hand hielt, hin, machte die Schublade zu, wandte sich um und nahm Eli in ihre Arme. Da weinte die Tochter an ihrem Herzen, und die Mutter weinte mit ihr, ohne daß eine von ihnen noch ein Wort gesagt hätte.

* * *

Eine Weile drauf ging Eli allein im Garten spazieren; die Mutter ging in die Küche, sie wollte irgend was Gutes bereiten; denn jetzt mußte Arne bald kommen. Dann ging sie in den Garten, um nach Eli zu sehen; diese hockte auf der Erde und malte im Sande. Als Margit kam, wischte sie es aus, sah auf und lächelte; sie hatte geweint. — „Kein Grund zum Weinen, mein Herz,“ sagte Margit und streichelte sie. — Nun sahen sie etwas Schwarzes zwischen den Büschen oben am Wege. Eli schlich sich hinein, und die Mutter hinter ihr her. Da war ein leckeres Mahl bereit: Rahmbrei, Schinken und Kringel; aber Eli mochte nichts davon, sie setzte sich in die Uhrecke auf einen Stuhl dicht

an der Wand und zitterte, sobald sich nur eine Katze regte. Die Mutter stand am Tische. Feste Schritte ertönten auf den Steinfliesen, dann ein kurzer leichter auf dem Flur, die Tür ging auf, und Arne trat ein. Das Erste, was er sah, war Eli in der Uhrecke; er ließ die Tür los und blieb stehen. Das machte Eli noch verlegener. Sie stand auf, bereute es aber gleich wieder und drehte sich nach der Wand um. — „Du hier?“ sagte Arne leise und wurde glühend rot, wie er fragte. Sie hob die Hand und hielt sie vors Gesicht, wie wenn einem die Sonne zu stark in die Augen blendet. — „Aber wie — —?“ Er vollendete nicht, ging einen oder zwei Schritte auf sie zu; da ließ sie die Hand wieder sinken, wandte sich ihm zu, neigte aber den Kopf und brach in Tränen aus. — „Gott segne dich, Eli!“ sagte er und umfaßte sie; sie lehnte sich an ihn. Er flüsterte etwas zu ihr hinunter; sie antwortete nicht, sondern schlang ihre beiden Arme um seinen Hals.

Lange standen sie so da; keinen Laut vernahm man, nur den Wasserfall mit seinem ewig mahnenden Brausen. Da hörten sie hinten am Tische etwas schluchzen; Arne sah auf; es war die Mutter; die hatte er vorhin gar nicht gesehen. „Jetzt bin ich sicher, daß du nicht von mir gehst, Arne,“ sagte sie und kam durch die Stube auf ihn zu; sie weinte sehr, aber das täte wohl, sagte sie.

* * *

Als sie in der hellen Sommernacht zurückwanderten, konnten sie nicht viel reden in all ihrer jungen Herrlichkeit. Sie ließen die Natur selbst still und groß und leuchtend, wie sie mit ihnen schritt, das Wort führen. Aber auf dem Heimwege von dieser ihrer ersten Sommernachtwanderung, der erwachenden Sonne entgegen, ging er und legte den Grund zu einem Liede, das auszubauen er jetzt freilich keine Ruhe hatte, das aber später, nachdem er es vollendet hatte, eine Zeitlang sein Lieblingslied war. Es lautete so:

Ich dachte, ich würde einst wahrhaft groß,
sobald ich nur mutig mich risse los.
Vergaß mich selbst und die andern
und all mein Gedanke war Wandern.
Da sah mir ins Auge ein Mägdelein,
und zahm ward das wilde Streben.
Nun scheint mir das höchste Ziel zu sein:
in Frieden mit ihr zu leben.

Ich dachte, ich würde einst wahrhaft groß,
sobald ich nur mutig mich risse los.
In der Geister jubelndem Reigen
meine junge Kraft wollt ich zeigen.
Sie lehrte mich, sie, eh sie noch sprach:
Das Höchste auf dieser Erden,
ist nicht die Jagd dem Ruhme nach,
nein, ein ganzer Mensch zu werden.

Ich dachte, ich würde einst wahrhaft groß,
sobald ich nur mutig mich risse los.
Kalt ward mir die Heimat im Norden,
mißtrauisch und fremd war ich worden.

Doch als ich sie sah, hat jeder Blick
nur Liebe und Güte gegeben.
Auf mich nur hat es gewartet, das Glück,
und neu ward geboren mein Leben.

Und später kam noch manch eine Sommernacht-wanderung und noch manches Lied hinterher. Eins davon möge noch aufgezeichnet werden:

Ich weiß nicht, wie alles nur so gekommen,
es kam nicht auf wilden Wogen geschwommen;
wie spielend ein glitzerndes Waldbächlein,
so bog's in den breiten Strom hinein,
der mächtig und groß zum Meere gegangen.
Es klingt ein Weckruf durch dies Leben,
an alle, denen das Heimweh gegeben,
die sehnende Macht, die liebende Brust,
die Trauer und Scheu und Wanderlust
in bräutlich seligem Jubel umfangen.

O da mir das Leben als Boten schickte,
dies Kind, das mich rief und so unschuldig blickte,
da fühlt' ich: hier schafft eine ordnende Hand,
die alles in Gottesgesetze gebannt;
still trägt mich mein Glück nach dem ewig Guten.

Aber wohl keines drückte seine Dankbarkeit so tief aus, wie dieses:

Die Macht, die mir gab mein kleiner Sang,
bewirkte, daß Lebens Lust und Sehnen
glückselig perlten wie Sonnentautränen
auf der Seele wogenden Frühlingsdrang.
Was mich auch brannte
als Herzeleid,
mein Lied es wandte
in Seligkeit.

Die Macht, die mir gab mein kleiner Sang,
macht mich der Sehnsucht zum Vertrauten,
so daß alle Hemmnisse, die sich stauten,
mich flüchtig nur hielten wie krankhafter Hang.
Es trieb mich vorwärts,
die Welt ist weit;
und zog doch heimwärts
zur Seligkeit.

Die Macht, die mir gab mein kleiner Sang,
die gibt mir auch die Macht über andre,
so daß ich sie am Weg, wo ich wandre,
beglücken darf ein Weilchen lang.
Denn schönstes Gelingen
ist allezeit
gemeinsam zu singeu
in Seligkeit.

Siebzehntes Kapitel

Es war Herbst geworden, die Leute fingen an, das Korn einzufahren. Es war ein klarer Tag; in der Nacht und gegen Morgen hatte es geregnet, darum war die Luft mild wie im Sommer. Es war ein Sonnabend, aber trotzdem steuerten viele Boote über den Schwarzensee nach dem Kirchufer hinüber; die Männer saßen in Hemdärmeln und ruderten, die Weiber saßen vorn oder hinten im Boot und hatten helle Kopftücher auf dem Kopf. Aber noch viel mehr Boote steuerten nach Böen hinüber, um von dort aus in langem Zuge nach der Kirche zu rudern; denn heute feierte Baard Böen

23*

die Hochzeit seiner Tochter Eli mit Arne Nilsson Kampen.

Alle Türen standen offen, Leute strömten aus und ein, Kinder mit Kuchen in der Hand standen auf dem Hofe, ängstlich ihre neuen Kleiderchen schonend, und guckten sich gegenseitig fremd an. Eine alte Frau saß ganz allein oben auf der Stabburtreppe; es war Margit Kampen. Sie trug einen großen silbernen Ring, an dessen oberer Platte mehrere kleine Ringe befestigt waren; den sah sie mitunter an. Sie hatte ihn von Nils bekommen, an jenem Tage, da sie mit ihm als Braut vor dem Altare gestanden hatte; seitdem hatte sie ihn nicht mehr getragen.

In den zwei, drei Stuben gingen der Tafelmeister und die beiden jungen Brautführer, der Sohn des Pfarrers und Elis Bruder, umher, um die Gäste, die sich allmählich sammelten, zu bewirten. Oben auf Elis Zimmer saß die Braut mit der Frau Pastorin und Mathilde, die eigens aus der Stadt gekommen war, um sie als Braut zu schmücken; denn das hatten sie sich schon als Kinder gegenseitig versprochen. Arne in seinem Tuchanzug, mit der runden, enganschließenden Jacke und mit einem von Eli selbst gestickten Kragen, stand unten in einem der Zimmer, an dem Fenster, auf das Eli damals „Arne“ geschrieben hatte. Das Fenster stand offen, er stützte sich auf das Fensterbrett und blickte über das stille Wasser nach dem Pfarrhofe und der Kirche hinüber.

Draußen auf dem Gange begegneten sich zwei, die beide von ihren verschiedenen Pflichten herkamen, der eine vom Landungsplatze, wo er mit geholfen hatte, die Kirchboote zu ordnen; er hatte eine runde Jacke von schwarzem Tuch an, aber die Hosen waren von blauem Fries und färbten ab, so daß er ganz blau an den Händen war; der weiße Kragen stand dem hellen Gesichte und den langen blonden Haaren gut; die hohe Stirn war ruhig, und um den Mund spielte ein Lächeln. Es war Baard; im Flur stieß er auf eine Frau, die gerade aus der Küche kam. Sie war hochzeitlich geschmückt, hoch und schlank, und schritt sicher und etwas eilig durch die Tür; als sie mit Baard zusammentraf, blieb sie stehen, und ihr Mund verzog sich ein wenig nach der einen Seite. Es war Birgit, die Frau. Beide hatten sich etwas zu sagen, aber das drückten sie nur dadurch aus, daß sie beide stehen blieben. Baard war noch verlegener als sie, er lächelte mehr und mehr, aber gerade seine große Verlegenheit kam ihm zu Hilfe, indem er nämlich ohne weiteres einfach die Treppe hinaufzugehen begann und sagte: „Vielleicht kommst du ein bißchen mit?" Und sie ging ihm nach. Hier oben in der Bodenkammer waren sie ganz allein, aber Baard schloß doch die Tür hinter ihnen und ließ sich gute Zeit. Als er sich endlich umdrehte, stand Birgit am Fenster und sah hinaus. Baard nahm aus der Brusttasche ein Fläschchen und einen kleinen silbernen Becher. Er wollte seiner Frau einschenken.

Aber sie wollte nichts, obgleich er versicherte, der Wein sei aus dem Pfarrhause geschickt. Er trank also selbst, aber während er trank, bot er ihr noch mehrmals an. Dann korkte er die Flasche zu, steckte sie mit dem Becher wieder in die Brusttasche und setzte sich auf einen Koffer. Es tat ihm offenbar weh, daß seine Frau nicht mit ihm trinken wollte.

Mehrere Male holte er tief Atem. Birgit stützte sich mit der einen Hand auf das Fensterbrett. Baard hatte etwas auf dem Herzen, aber jetzt drückte es ihn noch schwerer. „Birgit“ begann er, „du denkst heute wohl an denselben Tag wie ich.“ — Er hörte sie von der einen Seite des Fensters nach der andern gehen, und dort stützte sie sich wieder auf ihren Arm. — „Na ja, du verstehst schon, wen ich meine. — — Er hat uns beide getrennt, ja, er; — — ich dachte, es würde nur bis zur Hochzeit reichen, aber es hat länger gereicht.“ Er hörte sie tief atmen; er sah, wie sie wieder ihre Stellung änderte, aber ihr Gesicht sah er nicht. Ihm selbst machte die Geschichte solche Pein, daß er sich mit dem Jackenärmel die Stirn abtrocknen mußte. Nach einem langen Kampf fing er wieder an: „Heute haben wir nun einen Sohn von ihm, einen hübschen, gescheiten Jungen, bei uns aufgenommen und haben ihm unsere einzige Tochter gegeben. — — — Was meinst du nun, Birgit, wenn wir zwei heute auch Hochzeit hielten?“ — Seine Stimme zitterte, und er räusperte sich.

Birgit, die sich bewegt hatte, legte jetzt den Kopf wieder auf ihren Arm, aber sie sagte nichts. Baard wartete lange, aber keine Antwort kam, und nun hatte er auch nichts mehr zu sagen. Er sah auf und wurde sehr blaß, denn sie wendete nicht einmal den Kopf. Da stand er auf. In demselben Augenblick klopfte es leise an die Tür, und eine sanfte Stimme fragte: „Kommst du jetzt, Mutter?“ — es war Eli. Es lag etwas in dieser Stimme, daß Baard unwillkürlich stehen blieb und unwillkürlich zu Birgit hinüber sah. Birgit hob gleichfalls den Kopf; sie sah nach der Tür, und sah Baards blasses Gesicht. „Kommst du jetzt, Mutter?“ fragte es draußen noch einmal. — „Ja, jetzt komme ich!“ sagte Birgit mit gebrochener Stimme, indem sie fest und stolz zu Baard hinüber ging, ihm die Hand gab und in heftiges Weinen ausbrach. Die beiden Hände umklammerten sich fest; beide waren alt und abgenutzt, aber sie hielten einander so fest, als hätten sie sich zwanzig Jahre lang gesucht. Sie hielten sich noch bei den Händen, als sie auf die Tür zugingen, und als kurz darauf der Brautzug nach dem Landungsplatz hinabzog, und Arne Eli die Hand reichte, um mit ihr voranzugehen, und Baard dies sah, da nahm er gegen alle Sitte und Gewohnheit seine Frau bei der Hand und ging mit seligem Lächeln hinterher, aber hinter ihnen kam Margit Kampen, allein, wie sie's gewohnt war. Baard war heute ganz ausgelassen; er saß da und plauderte mit

den Bootsknechten. Einer von ihnen blickte an der Felsenwand hinter ihnen hinauf und meinte, es sei doch merkwürdig, daß selbst so steile Felsen sich mit Grün bekleiden könnten. „Was kommen soll, kommt doch, es mag nun wollen oder nicht," sagte Baard und überschaute den Hochzeitszug, bis seine Augen an dem Brautpaare und seiner Frau hängen blieben; „so was hätte mal jemand vor zwanzig Jahren sagen sollen!" sagte er.

Der Vater

1858

Der Mann, von dem hier erzählt wird, war der mächtigste im ganzen Kirchspiel und hieß Thord Överaas. Eines Tages stand er im Studierzimmer des Pfarrers, stramm aufgerichtet und ernst. „Ich hab' einen Sohn bekommen," sagte er, „und möchte ihn taufen lassen." — „Wie soll er heißen?" — „Finn, nach meinem Vater." — „Und die Gevattern?" — Er zählte sie auf — es waren die angesehensten Männer und Frauen der Bygde, aus dem Geschlechte Thords. „Wünschest du sonst noch etwas?" fragte der Pfarrer und sah zu ihm auf. Der Bauer zögerte ein wenig. „Ich möchte ihn gern für sich taufen lassen," sagte er. — „Das heißt also, an einem Werktag?" — „Ja, nächsten Samstag, mittags zwölf Uhr." — „Und sonst noch etwas?" fragte der Pfarrer. „Sonst wüßte ich nichts." Der Bauer drehte die Mütze, als wollte er gehen. Da stand der Pfarrer auf. „Nur das eine noch," sagte er, ging auf Thord zu, ergriff seine Hand und sah ihm in die Augen: „Gott gebe, daß dir das Kind zum Segen werde!"

Sechzehn Jahre nach diesem Tage stand Thord wieder im Pfarrzimmer. „Nun, Thord, du hältst dich gut," sagte der Pfarrer, denn er fand ihn ganz unverändert. „Ich habe ja auch keine Sorgen," antwortete Thord. Dazu schwieg der Pfarrer, aber nach einer Weile sagte er: „Was ist heute dein Begehr?" — „Ich komme heut' wegen meines Jungen, der morgen konfirmiert wird." — „Er ist ein fleißiger Junge." — „Ich möchte den Herrn Pfarrer gern bezahlen, aber erst will ich wissen, der wievielte er in der Kirche wird?" — „Er wird Nummer eins sein." — „Gut, ich hab's gehört — hier sind zehn Taler für den Herrn Pfarrer!" — „Und sonst noch etwas?" fragte der Pfarrer, und sah Thord an. — „Weiter nichts." — Thord ging.

Wieder verflossen acht Jahre, da hörte man eines Tages vor dem Pfarrzimmer Tumult; denn es kamen eine Menge Männer, und allen voran Thord. Der Pfarrer sah auf und erkannte ihn. „Nun, du kommst ja heut' in großer Gesellschaft!" — „Ich möchte das Aufgebot bestellen für meinen Sohn; er soll die Karen Storliden heiraten, die Tochter von Gudmund, der auch mit hier ist." — „Das ist ja das reichste Mädchen in der Bygde." — „So sagt man," entgegnete der Bauer und strich sein Haar mit der Hand in die Höhe. Der Pfarrer saß eine Weile wie in Gedanken da; er sagte kein Wort, er trug nur die Namen in seine Bücher ein, und die Männer unterschrieben.

Thord legte drei Taler auf den Tisch. — „Mir steht aber nur ein Taler zu," sagte der Pfarrer. — „Weiß wohl, aber es ist ja mein Einziger — möcht's gern recht gut machen." Der Pfarrer nahm das Geld an: „Das ist jetzt das dritte Mal, daß du um deines Sohnes willen hier stehst, Thord." — „Jetzt bin ich aber auch fertig mit ihm," erwiderte Thord, legte seine Geldtasche zusammen, sagte adieu und ging, — die Männer langsam hinterher.

Vierzehn Tage später ruderten Vater und Sohn bei stillem Wetter über das Wasser nach Storliden, um die Hochzeitsfeier zu besprechen. — „Die Ruderbank liegt nicht ordentlich fest," sagte der Sohn und stand auf, um sie zurecht zu legen. In demselben Augenblick gleitet das Brett, auf dem er steht, aus; er greift mit den Armen um sich, stößt einen Schrei aus und stürzt ins Wasser. — „Halt dich am Ruder!" rief der Vater, sprang auf und hielt es ihm hin. Aber als der Sohn ein paarmal danach gegriffen hatte, erstarrte er. „Warte, warte," rief der Vater und ruderte näher heran. Da stürzt der Sohn hintenüber, sieht den Vater mit einem langen Blick an — und versinkt.

Thord konnte es kaum glauben, er hielt im Boot und starrte auf den Fleck, wo sein Sohn versunken war, als müßte er wieder emportauchen. Ein paar Blasen stiegen auf, noch ein paar, dann nur eine einzige große,

die zerplatzte — und spiegelblank lag die See wieder da.

Drei Tage und drei Nächte lang sah man den Vater um die Stelle herumrudern, ohne zu essen oder zu schlafen; er wollte seinen Sohn auffischen. Und am Morgen des dritten Tages fand er ihn und trug ihn selbst über die Hügel nach seinem Hofe.

Seit jenem Tage mochte wohl ein Jahr verflossen sein. Da hört der Pfarrer an einem Herbstabende noch spät etwas draußen an der Flurtür krackeln und behutsam nach der Türklinke tasten. Der Pfarrer öffnete die Tür, und herein trat ein hochgewachsener, vornübergebeugter Mann, mager und mit weißem Haar. Der Pfarrer sah ihn lange an, ehe er ihn erkannte; es war Thord. „Nun, Thord, so spät?“ sagte der Pfarrer, und blieb vor ihm stehen. „Ach ja, ich komme freilich spät,“ sagte Thord und setzte sich. Der Pfarrer setzte sich auch, als warte er; lange blieb es still. Endlich sagte Thord: „Ich habe was bei mir, was ich gern den Armen geben möchte; ich möchte gern eine Stiftung draus machen, die meines Sohnes Namen tragen soll.“ — Er erhob sich, legte Geld auf den Tisch und setzte sich wieder. Der Pfarrer zählte es. „Das ist viel Geld,“ sagte er. — „Es ist die Hälfte meines Hofes, ich hab' ihn heute verkauft.“ — Der Pfarrer saß lange schweigend; endlich fragte er mild: „Was willst du denn jetzt tun, Thord?“ —

„Was Besseres!" — Wieder saßen sie eine Weile. Thord mit gesenkten Augen, der Pfarrer, die Augen auf Thord gerichtet. Da sagte der Pfarrer langsam und leise: „Jetzt glaube ich, daß dein Sohn dir endlich zum Segen geworden ist." — „Ja, jetzt glaub' ich's auch," sagte Thord; er blickte auf, und zwei Tränen rollten ihm schwer über das Gesicht hinunter.